

Schwert und Myrte.

Kriegsroman von Alfred Funke



Verlag von W. Vobach & Co.
Berlin, Leipzig, Wien, Zürich.


Dei
Sub Numine
Viget

Schwert und Myrte.

Motto:

Die Welt wird nicht durch das Schwert, sondern durch Liebe überwunden!

Schwert und Myrte.

Kriegsroman

von

Alfred Funke.

Motto:
Die Welt wird nicht durch das Schwert, sondern durch Liebe überwunden!

6. bis 9. Tausend.



Verlag von W. Vobach & Co.,
Berlin, Leipzig, Wien, Zürich.

Druck von
W. Vobach & Co.,
Leipzig.



Erstes Kapitel.

Ein heller Julimorgen lag strahlend über Ostende, über Stadt und Strand. Silbernes Sonnenlicht tanzte auf den rollenden, grünen Wogen der Nordsee, die am quadergefügten Damm versprühten, am Badestrand über jauchzenden Menschen schäumend verbrandeten und durch die trotzigen, altersschwarzen Pfahlreihen der Estakade am Außenhafen sacht verebbten. Mit gelöschter Laterne ragte der Leuchtturm. Fischerboote kamen von hoher See, den Fang der Nacht auf den Markt zu bringen. Ueber die Masten des Hafens strich die frische Seebrise und ließ die Wimpel lustig flattern, grüßte die Badegäste am Strande und strich um die Türme der alten Feste, vor der oft genug fremde Söldner in grimmer Fehde gelegen. Nun kamen die Fremden an die belgische Küste, Jahr um Jahr, und alle ließen gutes, blankes Gold da. Ein gesegneter Strand, dieses Ostende!

Das Signal des Postdampfers von Dover dröhnte in den Hafen. Belgiens Farben wehten vom Mast. Auf dem Bahnhofe am Bassin staute sich die Menge der Wartenden: Postleute und Zollbeamte, Reisende und Müßige, Dienstleute und Hotelangestellte.

An der Reling lehnten die Fahrgäste. Geschwungene Mützen, flatternde Tücher, winkende Hände. Noch eine knappe

Durchsicht der Behörden, und über den Landungssteg drängte sich der eilige Menschenstrom. Sack um Sack der Englandpost wurde in die Karren verstaut, beklebte Koffer geschleppt, und während die Heizer gleichmütig auf dem Vordeck ihre kurze Pfeife dampften und überlegen in das Gedränge lachten, die Stewards eilig die Handtaschen nachtrugen, gellte der Pfiff der Lokomotive mahnend und ungeduldig, rasselten die Ketten des Krans und kamen die Rufe der Bootsleute von Back und Bord. Die große Woge des Verkehrs rollte durch die Pforte des Festlandes und mit ihr das nimmer rastende, eilige Leben.

Von der Reling sah ein hochgewachsener Herr im lichtgrauen Hut und Sommermantel seelenruhig ins Getümmel der Hastigen hinab, reisesicher und menschengewohnt. Aus dem glatt rasierten Gesicht spähten suchend scharfe, graue Augen. Da — ein kurzer, froher Gruß mit der Hand.

„Grüß Gott, Heino!“ rief er hinab.

Dann winkte er dem Angestellten des Hotels Continental.

„Besorgen Sie mir das Gepäck! Hier haben Sie den Schein.“

„Sehr wohl, Herr Generaldirektor.“

„Mein Zimmer ist vorgesehen?“

„Gewiß! Ist sofort belegt worden.“

„Schön. Das Hotel ist besetzt, wie?“

„Bis unter die Dachsparren! Aber der Direktor hat sofort die gewünschten Räume für Herrn Ebbinghaus freigemacht.“

„Schön; danke. Guten Morgen!“

In der nächsten Minute stand Hans Ebbinghaus auf belgischem Boden zwischen Koffern und Taschen und umarmte den ungeduldig wartenden Herrn. Die tiefe Quart, durch den kurz gehaltenen dunklen Vollbart laufend, verriet den deutschen Akademiker.

„Du hast wieder einen roten Kopf gekriegt, Heino," lachte Hans Ebbinghaus. „Bruderherz, wo bleibt die philosophische Ruhe? Auch auf dem Bahnhofe gilt des alten Horatius Wort: ‚Sei stets bedacht, gelassenen Sinn zu wahren —'"

„Man muß dir einiges zugute halten, mein Junge," wehrte sich Heino, „aber laß dich betrachten! Hatte dich mir ärger mitgenommen vorgestellt seit deiner Indienfahrt. Siehst frisch aus, Hans!"

„Das kalte Bad und der Morgengalopp im Hydepark im Verein mit dem nährenden Roastbeef — da hast du den Schlüssel aller Geheimnisse. Aber wo ist Mademoiselle Madeleine?"

„Unsre Schwester Magdalena, willst du sagen. Oder soll ich als guter Deutscher dich etwa ‚Mister John' nennen?"

Hans klopfte dem Bruder auf die Schulter. Das geschah von oben her, denn Heino war um einen Kopf kleiner und war nicht gertenschlank geblieben. Nun schritten sie dem Auto zu, dessen Schlag der Chauffeur des Hotels mit jener Ehrerbietung öffnete, die stets das Ergebnis guter Trinkgelder ist.

„Man scheint dich hier zu kennen, Hans," stellte der Professor fest und setzte sich in die ledergepolsterte Ecke. Rasch stieg Hans ein.

„Wenn man jedes Jahr ein Dutzend Reisen durch diese Pforte des Festlandes machen muß, ist es kein Wunder. Aber nun, wo steckt nur die Lena?"

„Wohl noch mit ihrer französischen Gräfin im Royal Palace Hotel oder am Strande. Diese verwöhnten Herrschaften richten sich den Tag ein, wie es ihnen gefällt. Wir würden sie schon finden, meinte Lena gestern."

Hans lächelte.

„Sie verwöhnt ihre Brüder also noch immer nicht. — Zum Royal Palace, Chauffeur!"

Sie glitten durch die Menge dem Damm zu, wo die Frühwandelnden schon in lichten Kleidern gingen, Herren an den Kiosken die neuen Morgenblätter kauften und Damen in nagelneuester Mode zum Strande schritten.

„Und wie gefällt es Lena bei ihrem Brot in der Fremde, Heino?"

„Wie sie in ihren Briefen meiner Frau meldet, gut, sogar ganz ausgezeichnet."

„Ja so, verzeihe, ich vergaß. Maria und die Buben sind doch wohlauf, nehme ich an. Ich hatte eigentlich erwartet, deine Frau hier zu finden."

Aber der Professor winkte ab. „Meine Frau und die drei Buben fühlen sich gottlob wohler auf dem Gute des Großvaters, auf deutscher Erde und der Scholle der Heimat. Und ich gestehe, daß mir selbst unsre Zusammenkunft lieber dort gewesen wäre, wo wir die goldene Jugendzeit verlebten."

„Ja, gestrenger Heino, diesmal hast du nachgeben müssen. Aber ich konnte wirklich nicht anders. Ich habe mir die beiden Tage geradezu gestohlen. Mit dem Nachtdampfer muß ich morgen schon wieder über den Kanal zurück. Und Lena hatte gleichfalls keine Lust nach Arensberg, wie sie schrieb."

„Leider nicht. Was das Mädel nur gegen die Heimat hat! Geht da einfach nach Frankreich hinein und verdient ihr Brot bei dieser Gräfin —"

„Die eine sehr feine und liebe Dame sein soll."

„Ganz einerlei! Lena hat das eigne Dach über dem Kopfe, wenn sie will. Jeden Augenblick. Die verfeinerte Kultur des Auslandes in höchster Form kennen lernen und der eignen Bildung den letzten Schliff geben wollen, das sind

Flausen, leere Flausen! Was tue ich mit diesem französischen Kulturfirnis!"

Hans Ebbinghaus antwortete nicht gleich. Der Bruder war da schnell fertig mit scharfem Urteil, wie es seine deutsche Seele liebte. Heino schätzte das Ausland nicht und hatte dem jüngeren Bruder gegrollt, als er von der Bank der Prima weg nach England ging und sich emporarbeitete; Schritt für Schritt im Anfang, bis der englische Chef der großen Firma das Kaufmannsherz in Hans entdeckte, den kühnen Mut und den kalt wägenden Sinn, und ihn für das Haus Roger E. Dowdal über See sandte, wo mit englischem Golde die Bahnen gebaut wurden und schweres Geld in die Kassen des Heimathauses floß. Heimathauses? — Nun, der alte Dowdal hatte Hans Ebbinghaus neben sich gestellt und ihn zum Herrn über vieles gesetzt. Was sein Generalbevollmächtigter Hans Ebbinghaus unterschrieb, wurde überall erfüllt, in London, in Kalkutta, in Sidney und Buenos Aires. In der deutschen Heimat wäre er wohl nie so hoch gestiegen. War es ein Wunder, wenn er sich auf dem Boden einrichtete und vielleicht für immer blieb, der ihn groß gemacht hatte? Und Roger E. Dowdal würde auch nichts dagegen haben, wenn seine einzige Tochter, die blonde, schöne Elinor, neben einem deutschen Manne am Kamin des eignen Heims sitzen würde. Im Winter an der Themse und im Sommer am Strande oder auf der Insel Wight, wo Herr Roger Dowdal auf seinem prächtigen Landsitz Orchideen züchtete und alte Inschriften entzifferte, nachdem er lange genug den Kurszettel gelesen hatte. Für alles andre ließ er die Bank von England und seinen Generalbevollmächtigten Hans Ebbinghaus sorgen, der nach seiner Meinung nur den einen Fehler hatte, daß er kein Engländer war.

Hans begriff es wohl, daß seine Schwester Magdalena die Heimat verlassen hatte. Aus der Enge in die Freiheit! Was sie hinausgetrieben, ahnte er freilich nur. Sicherlich war das frische Mädel mit den großen, dunklen Augen nicht leichten Herzens in die Fremde gegangen. Kurz nach dem Manöver war's gewesen, in dem Hans selbst als Vizewachtmeister bei den Schwarzkragen auf Vaters Gut in Quartier gelegen hatte. Blaue Husaren hatten mit ihm des alten Herrn Ebbinghaus Rheinwein probiert. Wie deutlich er sie noch sah! Den langen Genzner und Viktor von Ronneberg, den lieben, flotten Kerl, der mit ihm in der Prima des gleichen Gymnasiums gesessen, ehe er als Fahnenjunker nach Kassel kam. Und wie hatte Lena gelacht, wenn Viktor seine Schnurren vom Stapel ließ und den Schwerenöter spielte. Fast hätte man meinen sollen, daß —

Wie ein Blitz leuchtete es plötzlich in ihm auf. Hatte der schneidige Viktor von Ronneberg sich nicht gleich nach dem Manöver versetzen lassen zur Schutztruppe? Nach Südwestafrika wohl. Das tat man nicht, wenn man einen General zum Vater gehabt hatte und die Adjutantenschärpe trug. Da mußte schon etwas dahinterstecken! Und kurz nach dem Manöver war Lena aus Arensberg abgereist. Mit der Tante Sibylle, nach Baden-Baden und an die Riviera, und hatte dort die alte Gräfin Vieil-Castel gefunden. Allerältester Adel Frankreichs, sehr reich und reserviert. Und Gräfin Marguerite behandelte ihre junge Gesellschaftsdame wie ihre eigne Tochter.

Daß er nicht eher den Faden gefunden hatte! Und hatte er ihn wirklich? Vielleicht war's ein Marienfaden, der lose durch die Luft segelte.

„Es hat gar keinen Sinn, daß wir uns den Kopf über Lena zerbrechen, Heino. Sie ist ein braves Mädel und wird wohl ihre Gründe haben.“

„Natürlich trittst du für sie ein. Und ich rechnete darauf, daß du ihr das Gewissen schärfen würdest."

„Laß gut sein! Seien wir froh, daß sie wohlgeborgen ist und ihren frohen Sinn behalten hat. Als ich sie in Paris zu Weihnachten traf, war sie genau so wie in Arensberg, wenn man ihr eine Tüte Zuckerzeug zusteckte. In der großen Dame, zu der sie sich herausgemausert hat, steckt noch immer das liebe deutsche Mädel mit den braunen Zöpfen. Bist du nun zufrieden, Brummbär?"

„Natürlich hilft ein Nestflüchter dem andern."

Da hielt der Wagen vor dem Portal des Hotels. Die Gräfin und das gnädige Fräulein seien in einer halben Stunde zu sprechen und erwarteten dann die Herren. Der Hoteldirektor selbst, ein geschniegelter Mann im schwarzen Schoßrock, gab auf dem breiten roten Läufer unter dem Glasüberdach des Eingangs Auskunft.

„Danke. Zum Continental, Chauffeur!"

Auch der Professor hatte auf des Bruders Ersuchen im vornehmen Hotel Continental Wohnung genommen.

„Eigentlich paßt mir diese internationale Karawanserei überhaupt nicht," gestand er. Aber er war nun dennoch froh, mit dem Bruder unter dem gleichen Dache wohnen zu können, stand auf dem Balkon und sah aufs weite Meer mit den Schaumkämmen und Segeln und auf die bunte Menge, die unten auf dem Damm vorbeitrieb.

Hans machte sich besuchsfertig. Als er vor dem Spiegel die neue Krawatte knüpfte, strich der Professor unwillkürlich über die eigne schwarze Schleife. Sie war genäht und bieder. Professor Heino Ebbinghaus hatte geringen Sinn für die Eleganz der vornehmen Welt. Schlicht und sauber! war sein Wahlspruch. Nur die eigne Gattin richtete sich nicht immer

danach, und der Professor tat, als sähe er's nicht. Seine Schwester Lena aber hatte ihn fröhlich ausgelacht, als er ihr nach der Rückkunft aus der Pension gute Lehren über schlichte Tracht und natürliche Einfachheit gegeben.

„Ginge es nach dir, so würde ich in Sackleinwand gehen müssen, Heino," hatte sie lachend erklärt. „Na, zum Glück ist Vater verständiger."

Vaters Liebling war sie freilich gewesen, seitdem die Mutter unter dem Marmorkreuz im Erbbegräbnis der Ebbinghaus ruhte. Ein kleines, hilfloses Ding war Lena damals gewesen, und war nun so selbstbewußt! Und dieser lange Mensch da vorm Spiegel war damals noch ein blonder Schlingel, der lieber Forellen angelte und Spatzen schoß, als sich die Ferien mit griechischen Versen und lateinischen Aufsätzen verdarb. Und nun war er der große Mann, und Heino selbst —

Der Professor räusperte sich. Immerhin, man war Ritter des Verdienstkreuzes vom Roten Löwen, Hauptmann der Landwehr, Konrektor des Arensberger Gymnasiums und in der Fachwelt wohlbekannt als scharfsinniger Herausgeber der Reden des Aeschines. Man brauchte sich nicht zu verstecken vor diesem englischen Bruder, der jährlich ein Professorengehalt für Liebhabereien und Trinkgelder ausgab. Durchaus nicht! Ein gelinder Trotz stieg in Heino Ebbinghaus auf. Vor dem Mammon beugte er sich nicht, durchaus nicht! Zudem, wenn er englische Prägung trug.

„Ich bewundere die Sorgfalt, Hans, die du auf deinen äußeren Menschen verwendest."

Hans wandte den Kopf zur Seite und lächelte, zog dabei die Schleife fest und zupfte die Enden glatt.

„Wieder einen Schilling gespart, Heino!"

„Wieso?"

„Nun, in London würde ich vielleicht jedesmal einen Berufsbinder in Nahrung setzen."

„Du bist wohl ein bißchen — hm —"

„Sag's nur, Heino! Verrückt, meinst du. Einen Sparren haben wir ja alle. Du auch."

Er lachte dabei, daß die weißen Zähne blinkten.

„Du machst mich neugierig, Hans."

„Nun, wenn du die Geschichte von der Versuchung Christi zu schreiben hättest, würdest du doch den Teufel englisch reden lassen. Was kann von England Gutes kommen! Das ist das A und O aller Weisheit bei dir. Stimmt's?"

„Erlaube, lieber Hans!"

Der Professor ließ sich auf einen Lehnstuhl nieder und rollte die lange, goldene Uhrkette um den rechten Zeigefinger. Die Gewohnheit kannte Hans. Das bedeutete stets eine längere Auseinandersetzung.

„Gern! Aber stecke dir dabei eine Zigarre an! Mit Dampf geht alle Weisheit besser in die Welt. Die Zigarre ist überhaupt eine der nützlichsten Erfindungen. Das hat schon Bismarck in Versailles gesagt. Daß sie in England so teuer ist, geht mir stets an die Seele. Besonders, wenn ich bedenke, wie billig ich sie in Vaters Hause rauchte!"

Der Professor machte verwunderte Augen. „Billig? Ja, wieso denn?"

„Na, Heino, ich mauste sie einfach."

Er holte seine Zigarrentasche und bot an. „Nimm ruhig, Bruderherz, und brenne an. Sie ist wirklich Vuelta Abajo, auf Kubas Boden gewachsen."

Er reichte ihm Feuer, und der Professor ließ mit Behagen die blauen, aromatischen Wolken steigen.

Aber er blieb beim Thema. „Du wirfst mir Haß gegen England vor. Ja, ich hasse England von Herzen! Ich müßte nicht gerade Geschichte von Grund aus studiert haben, wollte ich mich von der herrschenden Bewunderung englischen Wesens blenden und betören lassen. England ist von jeher der größte Räuber der Welt gewesen, hat sich vom Fette andrer Völker gemästet und hat ohne Bedenken eine ganze Welt in Brand gesteckt, wenn ein neues Stück Erde unter den Union Jack und neue Millionen blanken Goldes in die Keller der Bank von England zu bringen waren. Das bestreitest du natürlich."

„Fällt mir gar nicht ein, Heino!" Hans ließ den Deckel der flachen Golduhr springen. „Zehn Minuten haben wir noch Zeit, dem perfiden Albion das Verdammungsurteil zu sprechen. Leider wird's nichts nützen."

„Du ziehst die Sache ins Lächerliche. Hätte man in deutschen Landen der Katze eher die Schelle umgehängt, so wären uns die Augen früher aufgegangen. Wir hätten uns in Algeciras nicht die Faust unter die Nase halten und von dem guten Onkel Eduard nicht am Narrenseil führen lassen, sondern hätten dreingeschlagen, fest dreingeschlagen, daß den glatten Lügnern an der Themse und den Maulhelden an der Seine und deren verschlagenen und verlogenen Kumpanen an der Newa die Splitter um die Ohren geflogen wären. Aber nicht Splitter von Holz! Von echten Kruppschen Granaten aus deutschen Rohren!"

Der Professor sprach sehr erregt. Sein Haß gegen England war ehrlich. Genau so rein und groß wie seine Liebe zum deutschen Vaterlande.

„Sachte, Heino! Piano! Andante, Bruderherz! Sonst denken die Leute, wir benutzen das Wiedersehen, uns eine Ladung Grobheiten an den Kopf zu werfen. Und wir denken

doch gar nicht daran. Sind vielmehr Brüder von gleichem Blut. Und Blut ist bekanntlich dicker als Wasser."

Der Professor paffte dicke Wolken. Beim letzten Satze des Bruders lachte er bitter auf.

„Du hast den Ton an der Themse ganz gut gelernt. Vielleicht bei Sir Edward Grey."

Hans stand in der offenen Balkontür. Er sah einen Augenblick hinaus auf Meer und Menschen. Dann wandte er sich um. Wie scharf seine grauen Augen sich in des Bruders Blick senkten! Wie kalt und klar seine Stimme nun klang!

„Du nanntest den Namen des englischen Ministers Grey, Heino. Weißt du, wer Sir Edward Grey ist? Ein Lügner, und noch dazu ein ungeschickter."

„Das sagst du?!"

Der Professor sprang auf und faßte die Schultern des Bruders, schüttelte sie, und Verwunderung und Freude lag auf seinem ehrlichen Gesicht.

„Meinst du, Heino," fuhr Hans ruhig fort, „daß ich es in der weiten Welt verlernt habe, die Wahrheit zu reden? Vergiß nicht, daß ich ein Deutscher geblieben bin und daß ich mir auch in England ehrliche Leute als Verkehr aussuche! Und ich wiederhole dir, Sir Edward Grey ist ein Lügner, ein Vater aller Lüge, und die Völker werden es büßen, die ihm glauben. Der alte Zauberer, König Eduard von England, ist tot, und dieser Grey, der nie aus England herausgekommen ist und nur der politische Testamentsvollstrecker König Eduards ist, dieser Sir Edward Grey ist ein Gaukler, der auf dem Seile tanzt und der das Genick brechen wird, wenn eine gepanzerte Faust daran rüttelt. Ich hoffe, daß die noch in Deutschland vorhanden ist. Denn ich sage dir, Heino, es werden nicht vier Wochen, vielleicht nicht

vierzehn Tage vergehen, und auf der Promenade da unten wird kein Fremder mehr lustwandeln. Aber die Geschütze werden brüllen in Ost und West, und die Welt wird in Flammen stehen, wenn nicht ein Wunder geschieht. Und die Zeit der Wunder ist vorüber. Sonst würde ich den deutschen Herrgott um eins bitten: daß er unsern alten Bismarck wieder auferstehen ließe!"

Der Professor starrte den Bruder erstaunt an. „Junge! Hans! Du wirfst flackernde Brände in meine Seele! Hundertmal habe ich meinen Herrgott gebeten, er soll dir dein deutsches Herz bewahren. Dafür sei ihm gedankt!"

Und er umarmte den Bruder, und die hellen Freudentränen standen ihm in den Augen.

„Ja, das deutsche Herz, die deutsche Treuherzigkeit, Heino, meinst du! Ja, das gute deutsche Herz hat uns in der Welt schon manchen argen Streich gespielt. Wir machten kehrt vor papiernen Verträgen und ließen die Schelme aus den Fingern, wenn sie winselten. Und hinterher spotteten sie über den dummen deutschen Michel! Aber laß dir eins sagen, Heino: Ich kenne die Welt, ich kenne auch manches Volk. Die Engländer am besten, die Franzosen sehr gut. Sie täuschen sich über das deutsche Herz. Mit diesem deutschen Herzen werden wir wieder ins Feld ziehen, mit dem Herzen, in dem Zorn und Haß und Rache für soviel erlittene Tücke und Trug brennen! Und wir werden sie mähen wie die Kornschwaden! Weißt du, was der Deutsche vermag, wenn er sein Herz findet, wenn er im heiligen Zorn das Schwert hebt? Unser Bismarck hat's gesagt: ‚Wenn die Deutschen einig sind, so werden sie den Teufel aus der Hölle schlagen!'"

Der Professor sah, wie dem Bruder die Augen blitzten, er hörte auch, wie ihm der Groll in der Stimme bebte. Hans

hatte recht. Wie weit mußte es gekommen sein, wenn Brüder das Wiedersehen mit einem Wehe auf England begannen!

„Und du meinst, der Weltbrand droht?“

Hans sah den Bruder fest an. „Die Minen sind gelegt, leise und heimlich. Als die Schüsse in Serajewo krachten, um den österreichischen Thronfolger zu morden, war es das Signal für Paris und Petersburg, und Sir Edward Grey spielt jetzt den eifrigen Hüter des Friedens und lauert doch nur darauf, die Fackel auf unser deutsches Dach zu schleudern. Denn marschiert Oesterreich, so marschieren wir sicher auch! Und dann gilt's, Bruder! Auch für dich und mich! Verstehst du nun, warum ich morgen in der Nacht noch fort will? Und nun komm!“

Der Professor nahm Hut und Stock. Ihn hatten die Worte des Bruders bis in die Tiefe der Seele erschüttert.

Unten kaufte Hans bei dem niedlichen Blumenmädchen zwei Sträuße für die Damen im Royal Palace Hotel.

„Den einen Strauß ein bißchen pompös, Fräulein! So! Den nimmst du, Heino, für die gnädigste Frau Gräfin. Und die langstieligen Rosen da geben Sie mir! So! Hier, bitte!“

Das Royal Palace Hotel war sehr vornehm. Dem Professor eigentlich unbehaglich vornehm; während Hans tat, als müsse das Hotel flaggen, weil er ihm die Ehre schenkte.

Diese Gräfin Vieil-Castel stellte Ansprüche. Sie bewohnte eine Reihe Zimmer. Der Salon, in dem Magdalena die Brüder begrüßte, war entzückend.

Hans und Lena taten, als seien sie in der Wohnung des Professors zu Arensberg oder in Vaters Schreibstube, wo die Jagdflinten an der Wand hingen und es nach Pfeife roch.

„Gelt, Hansl, bist nit bös gewesen, daß ich nit gleich am Dampfschiff gewesen bin? Es saß sich so gut am Strand, und die Gräfin erzählte mir von Paris unter dem dritten

Napoleon und der Kaiserin Eugenie, wie es damals vor dem Kriege war —"

„Also schon in den Strandkörben redet man von Krieg und Kriegsgeschrei!"

„Ja, Hans, du denkst doch nit gar, daß wir nur von der Mode oder vom lieben Nächsten reden? Nein, mein Lieber! Und vieltausend Dank für deine schönen Briefe aus der weiten Welt. Ich weiß sie fast auswendig."

„Was ich von den meinigen nicht annehme, liebe Lena," warf der Professor ein.

„Du hast recht, Heino. Die Briefe deiner Frau sind mir lieber. Weißt du, Hans, sobald der Heino schreibt, ist es mir, als säße ich wieder auf der Schulbank. Ach, diese schönen Rosen! Die mögen ein schönes Stück Geld gekostet haben, Hans. Aber arg schön sind sie auch!"

Sie steckte eine von den Rosen in den Gürtel ihres duftigen Spitzenkleides.

Hans musterte sie mit Wohlgefallen. Wie schön dieses Schwesterlein geworden war! Wie reich das braune Haar, das wie Seide glänzte und sich in seiner Schwere kaum durch die Spange halten ließ. Wie der Schelm ihr aus den dunklen Augen lachte! Der Mutter alemannische Augen waren es, hatte der Vater tausendmal gesagt. Und wie graziös sie war, wie leicht sie nun über den hellen Smyrna schritt, als sie die Vase holte und ihre Rosen hineinsteckte.

„Und in Indien warst du, Hans? Die Gräfin hat gesagt, wir reisen vielleicht zum Winter hin, über Aegypten. Neugierig bin ich darauf. Ich habe bisher noch nicht mit der Nase übers Meer gerochen. Du freilich, du steckst die Tasche voll Banknoten und gondelst hinüber, nach Indien oder Argentinien."

„Oder wo sonst die Schwatzliesen wachsen. Hier, schau her, Lena! Ein Mitbringsel aus den Dschungeln."

Er hatte eine rote Lederhülle aus der Tasche geholt, drückte auf den Knopf und sagte: „Bitte, meine Gnädigste."

Strahlend vor Freude nahm Lena das Geschenk. Eine Tigerkralle, am Grund in Gold gefaßt und mit blitzenden Brillanten umkränzt.

Da kam die Jungfer und flüsterte Lena leise etwas zu.

„Da sehen Sie her, Juliette, was ich bekommen habe! Aus Indien!"

Alle Wetter, dachte der Professor, wie ihr das Französische vom Schnabel geht!

Die Jungfer bewunderte mit erstaunten Augen und ließ diese zugleich rasch über den eleganten großen Herrn gleiten. Alle Achtung! Der sah anders aus als der Professor, dessen Französisch ihr immer heimliche Freude machte, wenn er sich melden ließ.

„Die Frau Gräfin läßt fragen, ob sie uns nicht zu früh stört, wenn sie jetzt kommt," sagte Lena.

„Durchaus nicht!" erklärte der Professor.

Hans aber meinte: „Das ist mehr Rücksicht, als ich je bei Damen fand!"

„Die Gräfin ist das Ideal einer Frau," sagte Lena mit Eifer. „Sie ist die Güte und Liebe selbst, und ich habe doch nichts, womit ich alle ihre zarten Aufmerksamkeiten vergelten kann. Heino, rede ruhig Deutsch mit ihr! Ein gut Teil versteht sie, und was sie nicht begreift, dolmetsche ich schon!"

Gut, daß die Rose den eignen Duft nicht kennt, dachte Hans, als Lena ging, die Gräfin hereinzugeleiten. Der Professor aber hatte eine Falte auf der Stirn. Er gab in Sekunda Französisch, seit zehn Jahren und länger, und keiner hatte

2*

bisher in Arensberg an seinem Französisch Kritik geübt. Dieses Kind, die Lena, mußte entschieden in die gebührenden Grenzen gewiesen werden. —

Da trat die Gräfin ein, und Lena stellte den Londoner Bruder vor. Die Gräfin, eine Dame in schneeweißer Frisur und grauem Seidenkleide, hob die Rechte mit der goldenen Lorgnette einen Augenblick.

„Soyez les bienvenus, messieurs!"

Sie reichte dem Professor, den sie bereits kannte, zuerst die Rechte und nahm seinen schönen Strauß. „Ich danke Ihnen sehr, mein Herr, Sie sind sehr — sehr — Madeleine, chérie, soufflez-moi un peu!"

Sie lächelte, als ihr das deutsche Wort fehlte.

„Sehr aufmerksam!" lachte Lena und fuhr französisch fort: „Verwöhnen Sie den Herrn nicht zu sehr! Er leidet ohnehin am Autoritätsglauben gegen sich selbst. Wie alle Professoren."

Ueber das gepuderte Gesicht der alten Dame huschte ein feines Lächeln. Dann nahm sie von Hans den Handkuß hin und bat, Platz zu nehmen. Mit der Sicherheit der vornehmen Dame begann sie die Unterhaltung und war sichtlich angenehm berührt, als Hans mühelos französisch erwiderte. „Das Sprachentalent scheint in eurer Familie Gemeingut zu sein, Madelon," sagte sie wohlwollend, fast zärtlich, und streichelte leise die Hand Lenas, auf der die Grübchen am Fingeransatz rosig schimmerten. Wie welk die Hand der Gräfin sich davon abhob! Aber die Ringe stellten ein Vermögen dar. Smaragden, Brillanten und Perlen, ein bißchen reichlich! Das waren des Professors Erwägungen. Das Wort ließ er aber den Geschwistern und mühte sich redlich, dem gleitenden Strome der Unterhaltung zu folgen.

Die floß rasch wie ein munterer Wiesenbach, in dem sich bunte Blüten nickend spiegeln. Von Indien mußte Hans erzählen, von dieser Welt, aus grauem Altertum und modernster Wirtschaft gemischt, von diesem Zaubergarten mit den schimmernden Marmortempeln und den brennenden Blüten, wo in den Winkeln der lauernde Haß im Schatten liegt.

„Ich bewundere Sie, daß Sie nicht alles durch die englische Brille gesehen haben," sagte die Gräfin. „Die Versuchung dazu ist gerade in Ihrem Berufe sicher groß."

Hans verneigte sich artig. „Sehr liebenswürdig, Frau Gräfin. Aber vielleicht schaden die englischen Gläser nicht, wenn man mit deutschen Augen hindurchschaut."

Die Tür zum Nebenraum wurde geöffnet. Ein Diener in Livree meldete das Frühstück.

Die Gräfin erhob sich. „Sie erweisen mir die Ehre, meine Herren. Wir frühstücken um diese Zeit."

Der Professor bot der Gräfin den Arm.

„Nun, Hans, begreifst du, daß ich kein Heimweh gehabt habe bei der Gräfin?" flüsterte Lena.

„Sie ist eine gütige Frau, ohne Zweifel. Eine von den Frauen, denke ich, bei denen man viel lernen und manches vergessen kann."

Er sah der Schwester in die Augen, und sie senkte bei seinen leisen Worten die Lider. Doch sie erwiderte nicht. Nur seine Rechte haschte sie verstohlen, als man sich setzte, und drückte sie. Da wußte er alles. —

An dem runden Tisch, der feierlich gedeckt war, saß es sich trotz aller Pracht recht behaglich. Das Sonnenlicht war gedämpft, ein leiser Duft von Iris lag im Raum. Der Strauß des Professors stand in der Mitte des Tisches auf blendendem Damast. Wie das Kristall funkelte und das

schwere Silber blitzte! Nichts erinnerte daran, daß man in einem Hotel speiste. Der Diener servierte mit der Sicherheit guter Schule. Es war genau so, wie die Gräfin es wünschte, wenn sie daheim auf ihrem Schlosse in den Ardennen lebte.

Lena verstand sie. Der Bruder sollte auch am belgischen Strande ein Stück Heimat finden, keine Wirtshaustafel.

Kultur in höchster Form, dachte Hans. Und dabei sind wir Deutsche und Franzosen, also eigentlich Erbfeinde!

Der Gedanke hatte fast etwas grimmig Ergötzliches für ihn. Er wußte, daß jeden Augenblick sich ein blankes Schwert zwischen sie schieben konnte, mitten über das weiße Tafeltuch hinweg. Und diese Aristokratin schien nichts davon zu wissen, daß in Paris die Minister heimlich im Rate saßen und auf die Depeschen ihrer Botschafter mit fiebernden Nerven warteten, daß die Reserven einrückten und der Generalstab den Aufmarsch geräuschlos vorbereitete, während England Lug und Trug gegen Berlin übte und russische Staatsmänner und Generale kaltblütig ein falsches Ehrenwort gaben! Er aber wußte es. In London liefen die Fäden zusammen. Die Börse und die Bank von England hatten die feinsten Ohren. Im Osten braute sich das Unwetter zusammen, auch im Westen würde es aufkommen wie ein Tornado, jäh, schrecklich, mit Sturm und Blitz und Donnerschlag. Genau wie 1870. Nur noch schrecklicher! Wie der Jüngste Tag!

Die Gräfin aß sehr wenig und nippte nur an dem Burgunder, von dem sie nach ihrer Gewohnheit für sich ein Glas einschenken ließ. Aber sie ließ die Unterhaltung nicht ruhen, während sie Lena selbst versorgte wie eine Mutter.

„Nicht wahr, Frau Gräfin, Sie haben in Paris mit Bismarck zu Tisch gesessen?“ fragte Lena die alte Dame. „Und den alten Kaiser haben Sie auch gekannt? Bitte,

erzählen Sie das doch! Ich dolmetsche es dem Professor. Das wird Musik für seine Ohren und Wonne für sein Herz sein. Bitte, bitte!"

„Madelon, Kind! Sie wollen wohl gar eine wichtige Person aus mir machen?"

Aber Hans bat gleichfalls höflich: „Solche Erinnerungen sind zu kostbar. Ich bitte Sie gleichfalls sehr, gnädigste Gräfin."

Gräfin Vieil-Castel ließ sich herbei. Jene Zeit, da sie als junge Frau am Hofe Napoleons ihre Triumphe feierte, war ihr selbst das Hohelied des Lebens gewesen. Bis es jäh und schrecklich abbrach. Bis preußische Landwehr in das Schloß der Grafen Vieil-Castel einrückte, bis der Oberst, ihr Mann, an der Spitze seiner Jäger zu Pferde unter den Salven der Sachsen und Bayern verblutete mit den Tapferen, die ihrem Kaiser den Weg nach Belgien mit dem Pallasch aufhauen wollten, bei Sedan, wo der donnernde Reitersturm unter dem Bleihagel zusammenbrach, zur gräßlichen Masse blutiger Leiber, zum stöhnenden Knäuel zusammengeschossener Männer und Rosse.

Am Bluttage von Sedan, an dem der goldene Thron Bonapartes krachend zusammenbrach!

„Eine Weile, meine Herrschaften. Jean mag erst zu Ende servieren. Auch er war Soldat," bat sie leise.

Erst als der Diener die Schale mit den Pfirsichen von Montreuil und den Brüsseler Trauben auffetzte, gab sie ihm das Zeichen. Er verließ geräuschlos den Raum.

„Eh bien," begann die Gräfin und löste das weiße Fleisch eines Pfirsichs vom Stein, „Kaiserin Eugenie hatte einmal wieder einen ehelichen Zwist mit dem Kaiser gehabt. Das war nichts Seltenes in den Tuilerien. Aber diesmal wollte sie ihm einen Skandal vor der ganzen Welt machen. Sie reiste

nach Schwalbach als einfache Gräfin Pierrefond. Ich war mit meinem Gatten dort und machte meine Aufwartung. Sie ließ sich nicht zureden, auch nicht von der Königin von Holland. Sie hatte den Trotzkopf aufgesetzt. Unglücklicherweise tat Napoleon, als merke er's nicht. Daher mußte die Komödie der Kur gespielt werden, und Eugenie konsultierte die Schwalbacher Aerzte auf ihr Magenleiden. Die Affäre mochte ihr ja in den Magen gefahren sein. Eine Kaiserin der Franzosen konnte natürlich nicht unbeachtet bleiben von den deutschen Fürsten, damals im Jahre 1864. Auch der König von Preußen nahm auf der Reise nach Baden-Baden den Umweg über Schwalbach. Ich sah ihn, wie er der Kaiserin Besuch machte. Er, sonst stets in Uniform, kam diesmal im Frack, mit dem großen Ordensband der Ehrenlegion darunter. Dann reiste Eugenie nach Baden-Baden. Ueber Mannheim ging es. Ich sehe sie noch in ihrem kleinen Hut und der einfachen schwarzen Jacke. In Karlsruhe großer Empfang. König Wilhelm von Preußen kam in großer Generalsuniform auf den Salonwagen zu und bat, seinen Schwiegersohn, den Großherzog, vorstellen zu dürfen. Königin Augusta, bei ihrer Vorliebe für alles Französische, bemühte sich besonders um die Kaiserin. Ich wette, daß Eugenie sich hinterher über den feierlichen Empfang lustig gemacht hat mit ihren Vertrauten. Das hat sie stets getan, denn sie war wohl eine schöne, aber eine törichte Frau. Und nie ist sie in Wahrheit eine vornehme Frau gewesen. Wissen Sie, was sie an den Kaiser Napoleon aus Aegypten schrieb, als sie den Suezkanal eingeweiht hatte und der Khedive ihr zu Ehren kostspielige Feste in Kairo gab? Sie schrieb wörtlich: ‚Der Khedive sagt mir Schmeicheleien, daß Dir die Haare zu Berge stehen würden!' Ueber die Preußen machte sie sich mit Vorliebe lustig. Als der Marschall Niel vor Bismarcks

Plänen warnte, lachte sie: ‚Der Marschall sieht überall Preußen.‘ Sie ahnte auch nicht, wer mit ihr im Wagen saß, als im Juni 1867 von Versailles nach Paris der kaiserliche Break auf dem Schloßhofe von Saint Cloud die Pferde wechselte. Auf der vorderen Bank des Wagens hatte Napoleon neben dem Könige von Preußen und dem Zaren Platz genommen, auf der zweiten die Kaiserin mit einer Hofdame und — Bismarck.“

Die Gräfin trank einen kleinen Schluck Wein. „Damals erzählte mir eine englische Freundin eine Bemerkung des preußischen Generals Blumenthal, der bei Lord Albemarle zur Jagd war. Als der Lord den Wunsch äußerte, die preußischen Manöver zu sehen, antwortete General Blumenthal: ‚Das können Sie bequemer haben. Wir werden bald unsre Parade auf dem Marsfelde in Paris abhalten.‘ Kaiser Napoleon war klüger und versuchte es, Bismarck für sich und seine Pläne zu gewinnen. Er hat ihn in Biarritz mit größter Auszeichnung empfangen, als Bismarck mit Frau und Tochter im Oktober 1865 dort ankam. Ich habe sie alle gesehen. Mit Bismarck wandelte der Kaiser auf der Terrasse der Villa Eugenie in ernstem Gespräch. Die Kaiserin spielte die Liebenswürdige gegen die Gräfin Bismarck und Komteß Marie an der Plage des Fous, wo die großen Konzerte stattfanden. Das war vor dem Kriege gegen Oesterreich. Nach der Schlacht bei Sadowa verbohrte sich Eugenie in ihre Lieblingsidee, Preußen durch einen Krieg zu demütigen, und fand an Ollivier und Gramont törichte Gehilfen. Bis der Schrecken vor Paris stand. Das allerletzte Ende dieses Krieges habe ich auch gesehen. Hier in Ostende. Am 20. März 1871 kam ich auf der Reise von Dover nach hier. Zum ersten Male getraute ich mich in die Heimat zurück. Da ging eine kleine Gesellschaft an Bord des belgischen Postdampfers, hier

im Hafen. Es war Kaiser Napoleon, der aus der Gefangenschaft von Wilhelmshöhe nach England reiste, mit Gefolge. Das sind nun dreiundvierzig Jahre her. Ob die Leute in Paris inzwischen klüger geworden sind? Ich möchte es bezweifeln. Herr Delcassé und Genossen, diese ganze Clique von Advokaten und Schaumschlägern, scheinen die Rolle der Kaiserin Eugenie, Olliviers und Gramonts übernehmen zu wollen."

Die Gräfin erhob sich.

Als sie mit ihren Gästen in den Salon zurückschritt, kamen von unten die Rufe der Zeitungsverkäufer, laut und gellend.

„Schicken Sie doch Jean, liebe Madeleine! Er soll nachsehen, was es gibt."

Eine Minute später kam der Diener hastig: „Die neusten Telegramme! Oesterreich hat an Serbien den Krieg erklärt! Rußland mobilisiert!"

* * *

In der Morgenfrühe war Hans Ebbinghaus in London wieder eingetroffen. Kaum daß er sich Zeit genommen, von Bruder und Schwester Abschied zu nehmen.

„Wir werden uns früher wiedersehen, als wir es gewollt haben," hatte er sorgenvoll gesagt, als er an Bord des Dampfers ging. „Und du, Lena, gehörst jetzt in die Heimat, nach Arensberg. Ich mache dich verantwortlich, Heino, daß unsre Schwester nicht in Feindesland bleibt."

„Feindesland?" fragte Lena ganz verwundert. „Vorläufig sehe ich weder Turkos noch Zuaven —"

Hans hatte sie ernst angeschaut und sagte kurz: „Du gehst mit Heino nach Hause, Lena!" Da war sie verstummt.

Unruhig war er die Stunden der Ueberfahrt an Deck auf und ab gewandelt. Ungeduldig, als müsse das Schiff eiliger durch die Wogen schneiden.

Wenn er sonst von langer Reise heimkam, freute er sich, sobald er wieder die Londoner Luft atmete. Er war nicht gut, dieser Nebel, der im Winter die Laternen gelb umflorte und im Sommer auch in den blinkendsten Morgen seinen feuchten Schleier webte, der die Fronten der Häuser schwärzte und im grauen Strandregen sich mit dem Schlamm des Pflasters mischte. Aber diese Luft belebte ihn trotzdem, sie spannte die Kräfte, sie drängte und hetzte hinein in das Tagewerk, in das Chaos der Millionen, die Tag für Tag ohne Rast, ohne Ruh dem Geschäft nachjagten, vom jüngsten Angestellten bis zum wohlgesetzten Bankherrn und Großkaufmann. Durch das Tosen und Brausen des Lebens, durch das Rasseln der Wagen und die Signale der Dampfer auf dem Strom dröhnte der unerbittliche Ruf: „Arbeit!" Und wer ihn hörte, verschloß die Ohren nicht.

Diese Stadt der unerbittlichen Arbeit, den Mittelpunkt der schaffenden Menschheit hatte Hans Ebbinghaus in London geliebt. Nun war London ihm über Nacht fast fremd geworden.

Die frische Morgenluft roch nach Rauch. Als ob Pulverdampf brandig in ihr liege. Ihn schauderte. In Südafrika hatte er ein Schlachtfeld gesehen mit toten Buren. Das fiel ihm ein.

Er achtete nicht auf den grünen Rasen der Squares, der so frisch hinter dem Eisengitter der Plätze lag, beschattet von alten Linden und Ahornbäumen, in denen Stare pfiffen und Sperlinge munter zwitscherten. Er hatte nicht Zeit, auf das Gedränge der Menschen zu achten, die ans Tagewerk eilten, mit dem hastigen Londoner Schritt, der keine Minute vergeudet.

Ihn kümmerten die Reiter nicht, die in den frischen Morgen trabten; er hatte keinen Blick für den blanken Strom, in dem sich das Parlamentsgebäude majestätisch spiegelte, wo die Geschicke Englands entschieden wurden.

„Schneller fahren!" befahl Hans Ebbinghaus dem Kutscher. Er fuhr über den glatten Asphalt als der Mann, der keine Stunde mehr zu versäumen hatte. Wie eine ungeheure Last senkte sich auf ihn die Pflicht, die er sonst so geliebt, wie ein eherner Koloß, der ihn zu erdrücken drohte. Was er in Jahren unermüdlichen Schaffens erreicht, das Werk seines Lebens, in wenigen Tagen würde er es in andre Hände legen müssen, und sie würden spöttisch hinter ihm her lächeln, die sich jetzt vor ihm duckten oder den ehrlichen Mann heuchelten. In wenigen Tagen, wenn die Straßen Londons widerhallten vom Kriegsgeschrei, wenn der Mob gegen die Deutschen brüllte, wenn diese auf Deutschlands Erfolge neidischen Krämerseelen, die mit Sir Edward Grey ihre hinterlistige, treulose Politik machten, sich die Hände rieben, weil sie das Feuer hübsch heimlich angelegt hatten, da es sich nun als ungeheurer Brand fressend durch die Länder wälzte als die Lohe, in der eine Welt zusammenbrach.

Er hatte längst den ungeheuren Betrug erkannt, die lauernde Lüge des englischen Ministers. Als die englischen Kriegsschiffe in Kiel dröhnenden Salut vor der Kaiserflagge löſten, lächelten die glatten Masken den Todfeinden deutscher Macht zu: „Unser Tag kommt!"

Nun stand dieser Tag vor der Tür. Der Tag, an dem sie die Maske abwerfen würden. Der Tag, an dem die Furien des Krieges die Fackeln schwangen, rasend nach Mord und Blut, da das Erdenrund widerdröhnte von Erz und Stahl, da die Welt in ihren Fugen erbebte.

Ein heiliger Grimm kochte in ihm auf. Er hätte grell auflachen mögen über das plumpe Gaukelspiel, das gewissenlose englische Staatsmänner steinernen Herzens aufführten. Und dann wieder hätte er sie würgen mögen in verächtlicher Wut, wie Bestien, die heimtückisch einem guten Mann an die Gurgel springen. Das Herz brannte ihm. War es denn möglich, daß er so lange mit diesen Leuten hier an einem Tisch gesessen hatte, daß er sie so lange als redliche Kaufleute angesehen, die ihrem Geschäfte nachgingen? Jahrelang hatte auch er in den Engländern ein stammverwandtes Volk gesehen, hatte nichts wissen wollen von Zwist und Fehde, und nun brach plötzlich der Bau zusammen. Im Hause des Todfeindes hatte er viele Jahre gewohnt. Wie Schuppen fiel es ihm von den Augen. Nun sah er klar. Und dennoch mußte er seine Pflicht tun. Dafür war er ein Deutscher. Die Pflicht bis zum letzten Augenblicke!

In seiner Wohnung, die er so liebevoll als ein behagliches Heim eingerichtet hatte, duldete es ihn nicht mehr. Die Andenken, die er von mancher Fahrt in die weite Welt mitgebracht, stierten ihn an wie falsche Götzen. Alles, was er nach heißem Tagewerk sonst mit Behagen betrachtet, war ihm nun wertloser Plunder. Die Fäden geheimer Liebe rissen wie dünne Spinngewebe, in die der kalte Herbsthauch weht.

Er stand mit leeren Blicken vor seinem Arbeitstisch. Wie manche Stunde hatte er hier gerechnet und gedacht. Wie stolz war er aufgestanden, wenn er seinen Plan in feste Linien gebannt! Und für wen? Für den Brotherrn, der auch zu diesem verächtlichen Krämervolke gehörte, zu den Todfeinden des eignen Blutes!

Unwillkürlich sah er auf das Bild im Mahagonirahmen, das Herr Roger E. Dowdal ihm zum letzten Geburtstage

geschenkt hatte. Und wie er das bartlose Gesicht des alten Herrn musterte, der eher wie ein Geistlicher als ein kühl rechnender Geldmann aussah, quoll es warm in seinem Herzen auf.

Nein! Ungerecht wollte er nicht sein. Der alte Herr, der sonst so unnahbar schien, war ihm stets ein wohlwollender Freund gewesen. Wie gütig nahm er ihn auf, wenn Hans über die Schwelle des stolzen Hauses am Grosvenor Square schritt, wo Reichtum und Behagen am Kamin saßen; oder wenn er in dem schönen Landhause auf der anmutigen Insel Wight wie ein Sohn des Hauses ausruhte von der Mühsal der Woche, der Jagd nach dem Golde. Immer war Roger E. Dowdal der freundliche Gastgeber, der in dem Deutschen den treuen Mitarbeiter achtete und der Hans Ebbinghaus wohl noch einen andern Platz in seinem Hause zugedacht hatte, als nur den Sessel des Gastes.

Zu dem zweiten Bilde auf seinem Tisch glitt sein Blick. Das war Miß Elinor Dowdal. Am letzten Weihnachten hatte sie ihm ihr Bild geschenkt. Als Vielliebchen, wie sie lachend sagte, weil der deutsche Brauch so komisch sei. Und Herr Roger Dowdal hatte dabei still vor sich hin gelächelt.

Wie schön dieses englische Mädchen war! Das Bild da war nur ein schwacher Abglanz ihrer stolzen Schönheit. Wie golden ihr Haar glänzte, und wie tiefblau ihre Augensterne leuchteten, die so unnahbar blicken und doch so traumhaft lächeln konnten! Und wenn sie ging, diese stolze Gestalt voll Anmut und Schönheit, so selbstbewußt wie eine Königin und doch wieder so fröhlich und harmlos wie ein lachendes Kind auf blumiger Wiese! Elinor war eine von den Frauen, wie sie aus vornehmem Blut, umgeben und gepflegt von aller Sorgfalt, unberührt von den Sorgen des Tages und der Not des Lebens, auf Englands Erde wuchsen. Sie war wie die

stolzen Frauen voll unendlicher Grazie, wie sie die großen englischen Maler, wie sie Romney und Gainsborough verewigt hatten.

Ein Seufzer hob seine Brust. Das würde die bitterste Stunde werden, wenn er zum letzten Male in die blauen Augen Elinors schauen würde. Zum Lebewohl! Zum Abschied für immer! Wie ein heimliches Glück hatte er den Gedanken gehegt, dieses stolze Mädchen einmal in seine Arme zu schließen, sie heimzuholen an den eignen Herd für immer. Das sollte die Krone seines Schaffens sein! Und nun zertraten plumpe Füße die sprießenden Blumen, die er heimlich gepflegt. Nicht nur sein Volk, ihn selbst plünderten diese Räuber! Wie die englische Politik ihren Raub von Ländern und Völkern mit blutigen Fäusten raffte, so stahl sie ihm jetzt das Weib. Wie Piraten, die jäh den Strand überfallen und die Frauen rauben!

Das wußte er, daß der Krieg ihn für immer von Elinor trennen mußte. Der Haß der Völker würde sich auch zwischen sie legen wie ein kaltes, unbarmherziges Schwert. Mit allen Fasern seines Herzens fühlte er sich verwachsen mit seinem deutschen Vaterlande, das seine Söhne zu den Fahnen rief. Aber auch Elinor, die stolze Tochter Englands. Und wenn die eisernen Würfel rollten, würde sie nicht lange wählen. Auch sie würde den alten Spruch des Britenvolkes zur Richtschnur nehmen: Recht oder unrecht — es ist mein Vaterland!

Wenn erst das Meer zwischen ihm und ihr lag, gab es keine andre Brücke mehr zwischen ihnen als den Regenbogen. Und auf diesem wandelten die Engel, aber nicht die Menschen.

Noch einmal betrachtete er das liebe Bild mit schmerzlichen Augen. Morgen gab er es ihr vielleicht zurück. Der

Freund ihres Vaters durfte es behalten, der Feind ihres Landes nicht.

Er raffte sich auf. Hier war keine Zeit mehr, zu träumen oder zu klagen. Der Tag forderte sein Recht. Hastig kleidete er sich um und nahm eine Tasse Tee. Verwundert sah ihm sein Diener nach. Aber er wagte keine Frage. Diese großen Herren, die heute über die Regentstreet in London und morgen über die Friedrichstraße in Berlin gingen, hatten andre Dinge im Kopf als einfache Leute, das wußte er ja. Aber einen „Guten Morgen!“ hatte Mister Ebbinghaus stets für James gehabt. Und nun stürzte er fort wie einer, der den letzten Zug nicht versäumen will.



Hans Ebbinghaus hatte sich wieder vollkommen in der Gewalt, als er das Allerheiligste des Hauses Dowdal betrat. Die Vorhänge dämpften das helle Morgenlicht. Von den dunkel bespannten Wänden glänzte diskret der breite Goldrahmen eines Oelbildes. Das war Herr Lionel C. Dowdal, der Begründer des Welthauses und Großvater Rogers. Das Bild war der einzige Schmuck, den der jetzige Chef des Hauses in diesem Raum geduldet hatte. Aber die grünen Ledersessel und die schweren Mahagonimöbel, der dunkelrote Teppich und der mächtige Schreibtisch mit dem blanken Kristallfaß, vor dem noch immer die Gänsefeder für etwaige Unterschriften des Inhabers der Firma bereit lag, verliehen dem Zimmer den Ernst und die Würde eines Ministerkabinetts. Roger Dowdal hatte auch in solchen Dingen einen besseren Geschmack als die Citykrämer, die ihre Besuche oft in erbärmlichen Kontoren abfertigten. Nur, daß Roger Dowdal persönlich hier kaum noch

erschien. Aber er würde es sehr übel vermerkt haben, wenn er einmal statt des Gänsekiels eine Stahlfeder auf seinem Platz gefunden hätte. Er war ein streng konservativer Herr, auch in Kleinigkeiten. Nur einmal war er altem Brauche untreu geworden: da er Hans Ebbinghaus als seinen Generalbevollmächtigten an die Spitze der Firma stellte. Das hatte er aber sehr einfach gemacht.

„Einen Sohn habe ich nicht, Mister Ebbinghaus. Aber ich weiß, Sie werden ihn mir hier ersetzen."

Dann hatte er die Prokuristen gerufen und mit einer kurzen Handbewegung erklärt: „Meine Herren, von dieser Stunde an gilt die Unterschrift des Herrn Ebbinghaus der meinen gleich. Sie wollen sich danach richten."

Ein Deutscher an der Spitze der Firma Roger E. Dowdal! Unerhört! Aber diese Deutschen drängten sich durch jede Türritze und nahmen den Kindern des Landes die besten Stühle weg, hatten überall den Löffel zuerst in der Suppe und taten, als sei England nur für sie aus dem Meere gewachsen. Man sollte eigentlich jeden deutschen Volontär, der die Nase in ein englisches Kontor steckte, gleich in die Themse werfen, hatte John Parkins gemeint. Und dennoch hatte derselbe John Parkins zusehen müssen, wie gerade ihm ein deutscher Generalbevollmächtigter vor die Nase gesetzt wurde! —

Hans Ebbinghaus drückte auf den Knopf. Der Kontordiener erschien.

„Rufen Sie Herrn Siepmann!"

Das war ein junger Deutscher.

Er trat ein und verbeugte sich. Dann wartete er, während Hans Ebbinghaus die Korrespondenz durchflog.

„Sie sind Soldat in der Heimat gewesen, Herr Siepmann?"

„Jawohl! Düsseldorfer Ulan."

Unwillkürlich hatte der junge Mann die Hacken zusammengenommen. Der ihn fragte, war selbst noch Offizier der Reserve. Das wußte er von Kaisers Geburtstag her, wo Herr Ebbinghaus den Rock mit dem Samtkragen und das goldene Bandelier getragen hatte.

„Sie werden gut tun, Kamerad, Ihren Koffer zu packen.“

Siepmann sah seinen Vorgesetzten betroffen an. Er war froh, daß er in der Weltfirma endlich untergekommen war.

„Ich wüßte nicht, wodurch ich Ihr Wohlwollen verscherzt habe, ich war —“

Hans Ebbinghaus unterbrach ihn und lachte kurz auf. „Sie achten nicht auf die Zeichen der Zeit! Auch ich verlasse England. Es geht los, Herr Kamerad, verlassen Sie sich darauf! Haben Sie die letzten Depeschen nicht gelesen? Zwischen Rußland und Oesterreich stehen die Dinge auf des Messers Schneide. Und wenn Kaiser Franz Joseph mobil macht, zieht auch unser Kaiser sicher blank.“

„Das ist wohl sicher!“ bekräftigte Siepmann.

Ein älterer Prokurist der Firma trat ein und legte Depeschen auf den Tisch „Das Neuste, Mister Ebbinghaus. Der Krieg zwischen Oesterreich und Rußland scheint unvermeidlich. Sir Edward Grey gibt sich noch die redlichste Mühe um die Erhaltung des Friedens.“

Während der Engländer sprach, huschte ein heimliches Lächeln über sein Gesicht.

„Da haben Sie's, lieber Herr Siepmann! Also halten Sie sich für alle Fälle bereit. Brauchen Sie Geld, so wenden Sie sich an mich.“

Hans Ebbinghaus hatte deutsch gesprochen. Der Prokurist rieb das glatt rasierte Kinn, zog die Mundwinkel herab und meinte: „Nichts für ungut, Mister Ebbinghaus. Ich bin

siebenundzwanzig Jahre im Dienste der Firma. Aber bisher hat noch kein Chef des Hauses in diesem Raume deutsch mit seinen Angestellten gesprochen."

Da fuhr Ebbinghaus auf. Mit einem Ruck stand er vor dem Engländer.

„Danken Sie Gott, daß Sie unsre Sprache nicht verstehen! Ich würde sonst jetzt deutsch mit Ihnen reden!"

„Es war nur eine Meinung, Mister Ebbinghaus, ich wollte sagen —"

„Ich will nichts weiter hören! Sie können gehen. Und warten Sie künftig, bis Sie gerufen werden!"

Der Prokurist ging. Auch den Volontär Siepmann winkte Ebbinghaus hinaus. Diese Minute erhellte wie ein blendender Blitz die augenblickliche Lage.

Daß dieser Prokurist, John Parkins, sein heimlicher Feind war, nahm Ebbinghaus nicht übel. Jener hatte selbst auf den Sessel im Privatkontor gehofft. Wenn er aber jetzt dreist und herausfordernd wurde, so wagte er es nur, weil er an den Krieg glaubte und an den Auszug der Deutschen aus London.

Der Grimm schnürte Ebbinghaus fast die Kehle zu. Sogar im eignen Hause rührte sich also der Haß gegen den Deutschen! Ohne Gefahr glaubte man ihm die geballte Faust vors Gesicht halten zu dürfen. Aber noch war er der Herr! Und sie sollten es alle spüren!

Der Fernsprecher klingelte. Mechanisch nahm er den Hörer.

„Hier Roger E. Dowdal! — Ja, ich bin selbst da, Ebbinghaus. — Ah, guten Morgen, Miß Dowdal. — Selbstverständlich! Wenn Ihr Herr Vater mich wünscht, stehe ich zur Verfügung. — Wo darf ich Sie abholen? Am Hertford House? Zwei Uhr? Sehr gern. — Ja, ja, ich habe sie beide in Ostende getroffen. Magdalena sah sehr gut aus. —

Heimweh? Nicht die Spur. — Ich habe sie nach Hause geschickt. Aber das erzähle ich Ihnen später in aller Ruhe. — Also auf Wiedersehen!"

Als er den Hörer anhing, war der Grimm von seinem Gesicht verflogen.

* * *

Wie ein freundlicher Gruß hatte ihm Elinors Stimme geklungen. Sonderbar, daß ein einziges freundliches Wort von ihr solche Gewalt über ihn hatte.

Auch sie glaubte, wie ganz London, an die bösen Absichten der Deutschen, auch sie beurteilte den Ausbau der deutschen Flotte als eine Sünde gegen das meerbeherrschende England. Zwar sah sie nicht in jedem deutschen Kellner einen deutschen Spion. Aber sie hielt es für vollkommen gerechtfertigt, wenn man in England vor den deutschen Schnüfflern auf der Hut war.

Einmal hatte er scherzend gesagt: „Und trotzdem lassen Sie mich in Ihrem Hause aus und ein gehen? Bedenken Sie, daß ich deutscher Offizier bin!"

Sie hatte ihn erstaunt angeblickt und ruhig gesagt: „Ich glaube das nicht."

Nun würde sie bald genug erfahren, daß er nicht scherzte.

Er nahm die Depeschen zur Hand und flog sie durch. Die Spannung wurde immer unerträglicher. Das Ultimatum der Oesterreicher an Serbien war der erste Vorstoß. Bald mußte es auf der ganzen Linie knattern und rollen. Schon schrillten durch den Lärm der Straße die Stimmen der Zeitungsjungen: „Der Deutsche Kaiser hat gesprochen! Der Krieg mit Rußland scheint für die Deutschen unvermeidlich. Der englische Premierminister kehrt nach London zurück."

Hans Ebbinghaus horchte kaum darauf. Was die Pennyblätter ausrufen ließen, war Mache. Aber was die Börsen meldeten, dieser Sturz der Kurse, dieser Sturm auf die Banken und Sparkassen in Deutschland und Frankreich, diese Panik auf dem Aktienmarkte — das waren sichere und böse Sturmvögel.

Das Telephon klingelte wieder. Der Börsenmakler des Hauses Dowdal sprach aufgeregt durch den Draht. Bei Lloyds war die Versicherungsgebühr für Schiffe und Schiffsladungen um dreißig Prozent aufgeschnellt. Das war das sicherste Sturmzeichen. Nun galt es, dem Hause Dowdal zu retten, was zu retten war. Ein Wagehals war Hans Ebbinghaus nie gewesen. Aber eine Weltfirma wie Roger E. Dowdal war selbstverständlich bei großen Transaktionen auf Kontinent und Uebersee stark beteiligt. Es galt hier, Positionen zu lösen, solange es noch Zeit war. Heulte der Kriegssturm erst über die Welt, so fegte er die Werte wie dürre Blätter vor sich her.

Geschäftsfreunde kamen, den blanken Zylinderhut auf dem Kopfe, aufgeregt und doch wieder sicher, daß diese verdammten Deutschen doch einst die Zeche bezahlen müßten. Nur schade, daß die englische Flotte die deutschen Schiffe nicht einfach in den Grund gebohrt hatte, als es noch Zeit war! Und dann stürzten diese sonst so wohlbedächtigen Männer hastig zur Börse und zu ihrer Bank.

Hans Ebbinghaus hörte nur mit halbem Ohr den Besuchern zu. Dann rief er seine Bank an, gab klare, kurze Dispositionen, beauftragte seinen Börsenmakler zu unauffälligen Verkäufen für Rechnung des Hauses und informierte die Prokuristen.

Neben ihm saß die schwere Sorge am Tische. Jeder Kapitän von Ehre ging mit seinem Schiffe zugrunde, wenn die brüllende See es verschlang. Kein Kapitän wich von der

Kommandobrücke, wenn der Granathagel des Feindes krachend und heulend in Deck und Batterie schlug. Und er, Hans Ebbinghaus, mußte gerade jetzt von der Kommandobrücke gehen, wo es unheimlich zu brausen begann und die schaumgekrönten Kämme der Brandung wie gierige Wölfe nach dem guten Schiffe leckten, das er bisher sicher gesteuert. Sir Roger mußte selbst wieder an seinen Platz. Der alte Herr würde ihn mit vorwurfsvollen Augen ansehen, wenn er ihm die schlimme Notwendigkeit vorstellte. Die Notwendigkeit, alles im Stich zu lassen, wenn der Deutsche Kaiser rief.

Wenn nur erst der Ruf käme! Er wäre besser als diese unerträgliche Spannung.

Wieder vertiefte er sich in den Stoß der Briefe und Kurszettel, fuhr mit der flachen Hand über die Stirn, notierte Ziffer um Ziffer und hörte doch unwillkürlich wieder hinaus in das Wagengerassel und das Tuten der Automobile, ob der Zeitungsschrei noch nicht gellte: „Deutschland erklärt den Krieg."

Aber noch immer ging der Strom der Straße wie sonst. Nur durch den Fernsprecher vernahm er die Erregung auf den Kontoren. An der Bank von England, wo kein Wagen durch die winkligen Gassen hinter dem fensterlosen Bau fahren durfte, vor der Börse standen die Menschen in schwarzen Haufen, schwirrten die wildesten Gerüchte, brandete das Geschrei der aufgeregten Masse. So meldeten die Börsenmakler. Die britische Gemächlichkeit war in einen Taumel verwandelt. Jeder von den Tausenden fühlte es, daß die nächste Minute den elektrischen Schlag bringen konnte, auf den alle hofften und den doch alle fürchteten.

Hans Ebbinghaus aber zwang sich, rechnete und arbeitete, ließ jeden Besuch abweisen, diktierte in fliegender Hast dem Stenographen, unterschrieb und gab Ueberseedrahtungen auf,

wenn auch jeder Nerv in ihm fieberte. Wie ein zielbewußter Feldherr gab er knapp und klar seine Befehle, und doch sah er heimlich nach dem Zeiger der tickenden Stutzuhr auf dem Kamin. Um zwei Uhr wollte er vor dem Stadthause Sir Rogers sein. Elinor erwartete ihn.

Es war dreiviertel auf zwei. Da erhob er sich und bestellte ein Auto.

Der Chauffeur suchte glatten Weg. Aber auf allen Straßen staute sich das Gedränge. Nur langsam kam der Wagen vorwärts. Vor einem Werbebureau sah er junge Suffragetten, in die Nationalflagge gehüllt. Ueber den Waterlooplatz nahm sein Wagen endlich den Weg. Tausendmal war er darübergefahren und hatte kaum auf die ehernen Standbilder geachtet, die Englands Ruhm verkörperten: Lord Napier, der den Negus Theodor bändigte, Lord Clyde, den Eroberer von Lucknow, Lord Lawrence, der den Sepoyaufstand niederwarf. Heute musterte er sie. Noch war Platz da für den Bezwinger der deutschen Armee, und ein findiger Bildhauer modellierte vielleicht bereits einen Lord Kitchener oder General French.

Ebbinghaus ballte die Faust.

Dieser Krieg würde kein Stück Schokolade, sondern harter Granit sein, auf dem die Engländer ihre Goldplomben ausbeißen konnten. Ihre Söldner, die bisher nur die Kaffern zusammenschossen und Buren in den Konzentrationslagern umkommen ließen, würden zu ihrem Entsetzen merken, was deutsches Schützenfeuer und deutsche Bajonette bedeuteten!

Ein kleiner zerlumpter Junge sprang auf den Wagentritt und hielt ihm ein Extrablatt entgegen.

„Blutige Niederlage der Oesterreicher! Die Serben überschreiten die Donau. Revolution in Agram! — Nehmen Sie,

Herr, diesen verdammten Oesterreichern geht es hundemäßig schlecht."

Hans Ebbinghaus lachte über den Burschen und gab ihm seinen Penny.

Und weiter schrie der Junge seine wilden Lügennachrichten ins Gedränge. „The war! The war!"

Vor dem Hause Sir Rogers hielt der Wagen. Hans Ebbinghaus lohnte den Fahrer ab. Es war kein stolzer Palast, dieses Stadthaus, vielmehr mit seinen vier Fenstern Front und drei Stockwerken engbrüstig genug. Aber alle Häuser hinter den Gittern der kleinen Vorgärten in den Straßen am Grosvenor Square, in diesem teuren Viertel, waren einander gleich. Die Läden der Fenster waren meist geschlossen. Was zur Gesellschaft gehörte, weilte in Schottland oder auf der Insel Wight, in Biarritz oder sonstwo in der weiten Welt, wo es guten Sport und vornehme Geselligkeit gab. Die eigentliche Season, wo die gesamte englische Welt aus fünf Erdteilen in London vertreten war, wo in den Häusern der Vornehmen in einem Monat mehr für Blumen ausgegeben wird, als das Jahr über in einem Marktflecken für Brot, war vorbei.

Die Tür öffnete sich, und ein Diener stand ehrerbietig vor Hans.

„Ist niemand zu Hause, John?"

„Keine Katze, Mister Ebbinghaus."

Hans lachte. Dieser John war eine alte drollige Haut, dem es sehr recht war, wenn das Stadtquartier leer stand.

Da tutete draußen schon das Auto Elinors. Sie trug einen weißen Fahrmantel, hatte einen hellen Schleier über die Haube gewunden und zog die Zipfel noch einmal an. Sie stieg nicht erst aus.

„Wir werden uns sputen müssen, wenn wir das Boot noch erreichen wollen, Mister Ebbinghaus.“

Sie gab ihm die Hand, während der Diener den Schlag öffnete. Die Tür klappte, und der Wagen glitt ab.

„Das Auto kriecht heute wie eine Schnecke,“ tadelte sie. „Die Leute drängen sich in den Straßen wie zu einem Massenmeeting.“

„Und warum?“

„Man erwartet stündlich die Nachricht von einem großen Kriege. Von einem Kriege, der auch England angehen wird.“

Sie schürzte die Unterlippe verächtlich.

„Was will das bedeuten? Krieg ist Sache der Soldaten. Dafür werden sie ja bezahlt.“

Hans hatte eine Entgegnung auf der Zunge. Mit Geld wollten diese Engländer alles machen! Sie kauften Leute dafür und steckten sie in die Uniform, wie sie Kohlen und Wolle und Diamanten kauften. Miß Elinor klar zu machen, daß dieser Krieg seine furchtbaren Schrecken bis in die letzten Hütten des Festlandes werfe, war vergebliche Mühe.

„Erzählen Sie mir, bitte, Mister Ebbinghaus, warum es Krieg geben soll.“

Hans sah eine Weile hinaus. Der Wagen gewann allmählich freiere Straßen. Sollte er Miß Elinor die Wahrheit sagen, daß England, um seinen erbärmlichen Vorteil zu wahren, die Stunde für günstig hält, seinen deutschen Mitbewerber auf dem Weltmarkte kaltblütig totzuschlagen?

Das würde sie gar nicht begreifen.

„Weil es der Weisheit der englischen Regierung so gut dünkt,“ sagte er kurz.

„Die Regierung muß es wissen, Mister Ebbinghaus. Das ist ihr Geschäft. Lord Kitchener wird das machen, wie

er im Sudan und Südafrika alles erledigt hat. Aber wozu reden wir solange davon? Der Krieg geht Sie und mich nichts an."

„Sie nicht, Miß Elinor. Aber mich sehr viel. Sobald die Mobilmachung im Deutschen Reiche befohlen wird, verlasse ich mit der nächsten Gelegenheit London und melde mich bei meinem Regiment."

Sie sah ihn ungläubig an. „Wozu? Warum gehen Sie nach Deutschland, wenn mobil gemacht wird? Haben Sie es nicht viel besser bei uns? Oder halten Sie es für ein Vergnügen, sich totschießen zu lassen? Oh! Sie werden doch bei uns bleiben, Mister Ebbinghaus. Und was soll Papa machen, wenn Sie gehen?"

„Ich fahre mit Ihnen, Miß Elinor, um Sir Roger vorzubereiten. Gleich mir werden Tausende von deutschen Männern hinübergehen, wenn der Kaiser ruft. Und sie werden sich nicht totschießen lassen wie ein Stück Wild, sondern sie werden kämpfen für Haus und Herd, für Ehre und Vaterland. Ein Krieg ist kein Sport, Miß Elinor, und zwischen einem deutschen Soldaten und einem englischen Söldner ist der Unterschied so groß wie zwischen einem Kongoneger und einem Mitgliede der vornehmen Aristokratie." —

Beide schwiegen. Der Wagen sauste jetzt durch die letzten Vorstädte. Die Häuser wurden niedrig, über die grauen Schieferdächer reckten sich einförmig die Tonröhren der Kamine. Nun war die Straße frei, und der Chauffeur stellte eine Geschwindigkeit ein, daß die Bäume huschten und die weiten Wiesenflächen und Aecker kamen und zurückblieben, als liefen sie an den sausenden Wagen heran, um ihn nur einmal rasch in der Nähe zu sehen. Einförmig war die Landschaft. Unabsehbare Wiesen mit weidenden Schafen und Rindern.

Kein Kornfeld, kein Bauernhof. Hier und da ein Edelsitz im ausgedehnten, baumbestandenen Park. Hans Ebbinghaus kannte sie alle, die Städtchen und Flecken, von Canterbury bis zum gotischen Bau, in dem ein Herzog seine Ahnen zählte. Oft genug hatte man ihm die Namen genannt. Heute war es ihm, als flöge er durch fremdes, unbekanntes Gebiet. So gleichgültig war ihm das alles.

Miß Elinor nahm das Gespräch wieder auf. Sie plauderte von den Erlebnissen des Morgens. Sie war zur Vorbesichtigung im Atelier Leader gewesen.

„Ich sage Ihnen, Mister Ebbinghaus, ein wundervolles Bild, eine Landschaft, hat er gemalt. Der Herzog von Sutherland hat es angekauft, ehe es trocken war. Man sprach von dreitausend Pfund. Und dann bin ich in Hertford House gewesen. Ich habe mir heute die Rembrandts und van Dycks angesehen. Es sind prächtige Stücke dabei. Ich hätte Sie beinahe warten lassen müssen. Die Modistin in Regentstreet war natürlich nicht fertig zur Anprobe.“

Hans Ebbinghaus hatte für das Geplauder nur die nötigste Erwiderung. Alles fast, was die Nerven dieser verwöhnten Gesellschaftsmenschen in Schwingungen versetzte, drehte sich um Sport und Geld und was dafür zu haben war. Nur nicht um die Arbeit. Diese Miß Elinor war eine Dame von aufrichtigstem Charakter und reinster Gesinnung. Aber sie würde eher für eine Fuchsjagd Verständnis haben als für einen Betrieb mit tausend Arbeitern und die Ernte Argentiniens.

Er zwang sich zu oberflächlicher Unterhaltung, und doch tat es ihm heimlich weh, daß er gerade bei Elinor kein Verständnis fand für die Sorgen des eignen Herzens; daß sie die letzten Stunden lediglich zum Wortgeplänkel statt zu tiefem Austausch der Seele nutzte. Er war froh, als sie am

Hafen von Portsmouth ankamen, wo das Boot für die Insel Wight lag. Wie ein langer, dunkler Streifen tauchte diese aus der Flut von Spithead auf.

Vom Bord des Schiffes aus musterte er den gewaltigen Hafen. Wie oft hatte er ihn gesehen, wie oft die düsteren, grauen gepanzerten englischen Kriegsschiffe bestaunt, die im Hafen unter qualmenden Schloten lagen, diese Dreadnoughts und Invincibles, die Kreuzer und Torpedobootzerstörer, die furchtbare Wehr Englands. Wie die langen Rohre aus den Kuppeln der Geschütztürme drohend lugten! Als spähten sie nach dem Feinde, der aus Deutschland über die Nordsee komme. Da lag noch immer das alte hölzerne Linienschiff mit den drei Reihen von Stückpforten. Das war die „Victory“, einst Admiral Nelsons Flaggschiff in der Seeschlacht bei Trafalgar. Wie lange würde es dauern, bis die grauen Panzer den Gefechtswimpel setzten und die ehernen Schlünde brüllen ließen? Wer würde jetzt der Nelson der Nordsee sein?

Nie hatte er in Portsmouth das Gefühl gehabt, in einem feindlichen Hafen zu sein. Diese grauen Kolosse waren ihm lediglich Meisterstücke der Technik, Erzeugnisse menschlichen Scharfsinns gewesen. Heute waren sie ihm schwerfällige Ungetüme, gepanzerte Drachen, die in ihrer Höhle auf den Arglosen lauerten, der seinen Weg durch die freien Wogen nahm.

* * *

Hans Ebbinghaus atmete auf, als er die Insel Wight betrat. Er liebte das grüne Eiland im stahlblauen Meer. Wie ein Paradies war es ihm immer gewesen mit seinen grünen Weiden, seinen kleinen, stillen Flecken, wo das Immergrün die Mauern umrankte. Hier herrschte Ruhe und Frieden.

Hier dehnte sich die Brust in goldener Freiheit und atmete den salzigen Hauch der See. O, er verstand wohl, daß sie alle gern ihr Landhaus auf der anmutigen Insel bauten, die reichen Leute Englands; daß sie auf diesem dichten Rasen ihr Golf und Tennis spielten. Als Miß Elinor ihm die Villa eines Weizenkönigs aus Chikago zeigte, der in jedem Jahr nur drei Wochen auf der Insel weilte, verstand er auch das.

Als sie in Bonchurch an Land kamen, warteten bereits die Gäste Dowdals, die „über das Ende der Woche" bei ihm blieben. Da waren Damen im weißen Tenniskleide, die eben von ihrem „Match" kamen; Herren, alte und junge, die nie an einem Wochenende fehlten, solange Roger Dowdal mit Miß Elinor in „Violet Cottage" weilte. Was der Besitzer bescheiden ein Landhaus genannt hatte, war in Wirklichkeit ein stolzer Herrensitz mit Treibhäusern, Rosenhecken und farbensprühenden Blumenbeeten, mit Autogaragen und Stallungen für ein halbes Dutzend guter Reitpferde, mit Wagenremisen, Golfgrund und Tennisplätzen, kurz mit allem, was zum Sitz eines reichen Mannes in England gehört.

Der Haushofmeister von „Violet Cottage" wies Hans Ebbinghaus sofort seine Zimmer im Oberstock an. Hans wußte freilich, wohin er stets quartiert wurde, so oft er kam; aber der Haushofmeister in großer Livree ließ es sich nie nehmen, sehr würdig vor ihm her durch die große Halle zu stelzen, sehr ehrerbietig an der Stufe der breiten, rot belegten Marmortreppe zu warten und Mister Ebbinghaus mit aller Feierlichkeit altenglischer Schule in seine Räume zu geleiten.

„Soll ich John schicken, Sir?" fragte der Haushofmeister an der Tür des Wohnzimmers, dessen breite Fenster auf den weiten Rasenplatz gingen.

„Bitte. Aber sagen Sie mir, wer mit mir zu Tische sein wird."

„Außer Sir Roger und Miß Elinor haben wir drei Damen —"

„Ich kenne sie. Aber die Herren?"

„Da ist Major Scott von den Royal Dragoons, Mister Archibald Luce, der ehrenwerte Herr Mac Lean, Mitglied des Parlaments, und vielleicht zwei Herren, die wir erst erwarten."

„Danke sehr. Melden Sie mich bitte Herrn Dowdal."

„Sir Roger erwartet Mister Ebbinghaus noch vor dem Dinner im zweiten Orchideenhaus."

Der Haushofmeister verneigte sich sehr feierlich und verschwand.

Hans kannte die Herren, die mit ihm unter einem Dache waren. Dieser Major Scott hatte unter Lord Kitchener in Südafrika gefochten und war Imperialist vom reinsten Wasser. Sonst nur Sportsmann. Er war sicherlich nur da, um mit Archibald Luce Golf zu spielen. Richtig, unten auf dem Rasen standen die kleinen roten Fähnchen, zwischen denen die grauen Bälle wie Mäuse huschten. Auch Roger Dowdal tat noch mit, wenn er sich nicht über dem Wachsabdruck einer Inschrift den Kopf zerbrach oder im Orchideenhause eine neue Seltenheit mit den liebevollen Augen des Kenners bewunderte.

Hans lächelte wehmütig. Wie bald würde Roger Dowdal dieses Idyll mit dem Lärm der Leadenhall Street vertauschen müssen! Denn seinem Prokuristen Parkins überließ der alte Herr in schweren Zeiten die Leitung des Cityhauses sicher nicht. Und er würde Hans als einem Ungetreuen grollen!

Er würde von Fahnenflucht reden, und der „Honourable" Mac Lean, M. P., würde Sir Roger in seinem Groll bestärken. Dieser hagere Schotte mit dem Geierkopf kam nicht ohne Absicht nach „Violet Cottage". Freilich war es immer eine Ehre, ein Mitglied des Parlaments als Gast zu sehen; und

dieser Mac Lean gehörte zu den Intimen Sir Edward Greys. Er war ein Deutschenfeind reinsten Wassers und ein perfider Gesell, der im trüben fischte, wo es anging. Jetzt angelte er nach Miß Elinor! Das wußte jeder, der nur einmal mit ihm in „Violet Cottage“ zusammengetroffen war.

Es klopfte. John, ein geschmeidiger Bursche, brachte den Koffer, bat um den Schlüssel und packte aus, holte heißes Wasser und ging Hans Ebbinghaus beim Umkleiden an die Hand. Frack und weiße Binde zum Dinner, sehr förmlich und steif, wie England es verlangte. Wie bald würde er die feldgraue Uniform anlegen! Wie bald würde er sich vergeblich nach heißem Rasierwasser umsehen! Im Biwak. Auf dem Marsche, wenn die Sonne unbarmherzig auf die Kolonne herabprallte, würde die nächste Wasserpfütze kostbarer sein als der glitzernde Springquell unten zwischen den Rosenbeeten.

John ging. Hans Ebbinghaus schritt noch einmal in schweren Gedanken durch seine Räume. Alles gediegener Reichtum, diese geschnitzten Möbel aus Jakaranda, der farbenprächtige Perser, die Marmorwanne im Baderaum, das luftige Schlafzimmer mit dem breiten englischen Bett! Wie bald würde ihm eine Schütte Stroh kostbarer erscheinen!

Einen Blick warf er noch in den hohen Kristallspiegel. Dieser Herr im tadellosen Frack sah durchaus einwandfrei aus. Die Leute unten, diese vornehmen Müßiggänger, die nur von Sport oder den Ereignissen der Gesellschaft zu reden wußten, diese gepflegten Drohnen hatten ihm jahrelang ihre Anschauungen vom Gentleman angewöhnt. Er hatte gar nicht mehr darüber nachgedacht. Nun, seit einem Tage, kam er sich selbst fast fremd vor. Der Deutsche in ihm erwachte und belächelte den englischen Firlefanz, der für den Drawing Room geheiligte Vorschrift war.

Im Orchideenhaus traf er Sir Roger. Ein herzlicher Händedruck und ein besorgter Blick aus den blauen Augen.

Das waren Elinors Augen.

„Die Dinge stehen schlimm, mein lieber Johny?"

Von Sir Roger ließ Hans Ebbinghaus sich diese britische Zärtlichkeit gefallen.

„Ja, Sir! Sehr schlimm."

„Gerade jetzt, wo wir so große Aufträge haben. Eine sehr unerquickliche Sache."

Dann faßte er Ebbinghaus unter und führte ihn weiter hinein in die schillernde Pracht. Ein Stück Urwald war getreulich kopiert. Aeste mit dicker Rinde, in deren Winkeln und Rissen die leuchtende Brut wie gleißende seltsame Falter saß.

Da hingen die Frauenschuhe mit den langen Flügelbändern, das braune Oncidium, das die Scheren wie ein Taschenkrebs krümmte, die violette schöne Huntleya und das Trichocentrum mit den Leopardenflecken. Ebbinghaus kannte die Arten; so oft hatte Sir Roger sie ihm mit dem Eifer des Sammlers und Züchters genannt.

Ein Gärtnerbursche bat um die Erlaubnis, einige Orchideen für den Tafelschmuck zu schneiden.

„Gehen Sie ins andre Haus!" befahl Sir Roger kurz.

Nun waren sie allein unter den grotesken Gebilden der Tropen. In einen stillen Winkel, wo ein Aquarium seltene Fische barg, hatte Sir Roger Dowdal sich einen Tisch und ein paar bequeme Rohrsessel stellen lassen. Der dünne Strahl plätscherte leise in das Fischbecken, in dem chinesische Schleierschwänze, türkisblaue brasilianische Schmuckwelse und bunte Chanchitos langsam die Flossen regten. Dahin führte Sir Roger seinen Vertrauten. Aber trotz ernster Sorge konnte er doch nicht an den neusten Seltenheiten des Glashauses vorübergehen.

„Das hier müssen Sie betrachten, Johny! Es ist eine Taphinia, eine sehr seltene Art. Hunter hat sie aus Brasilien geschickt. Ich sah sie bisher nur bei Lord Lonsdale. Aber sie hatte nicht den feinen weißen Randstrich. Er war gelb. Und diese Coryanthes macrantha müssen Sie beachten! Robinson hat sie in Java gefunden. Die purpurrote Art hatten wir. Dort ist sie. Die mit den kleinen rotbraunen Flecken. Aber Robinson hat sie nun in Blau gesandt. Sie soll äußerst selten sein. Der Handel kennt sie noch nicht. Ich habe ihm gekabelt, er soll lieber jedes andre Exemplar zerstören, das er findet. Ich will diese Art allein haben. Ganz allein!“

Sir Roger sagte es eigensinnig.

Das war wieder der brutale Egoismus des Briten! Um eine Laune zu befriedigen, einen Ehrgeiz zu erfüllen, ließ er eine ganze Art dieser Gewächse ausrotten. Koste es, was es wolle! Das Geld spielte ja keine Rolle.

„Aber dieser Robinson wird mein Geld nehmen, und ich werde diese blaue Art doch gelegentlich in einem fremden Orchideenhause treffen. Bei Lord Lonsdale oder Sir Arthur Cowler. Dieser Robinson müßte nicht sein, der er ist. Wissen Sie, Johny, was dieser Robinson ist?“

„Ich denke, ein Engländer, Sir.“

Der alte Herr zog die Stirn in Falten. Der Scherz gefiel ihm nicht. Immerhin — es war John Ebbinghaus, der ihn machte; ein Mann, den er jetzt brauchte. Mehr als je.

Sie nahmen in den Rohrsesseln Platz.

„Sie meinen, daß es Krieg gibt, Johny? Das wäre eine Dummheit! Kein Mensch will den Krieg.“

„Doch! Sir Edward Grey.“

Eine kleine Pause folgte. Sir Roger Dowdal zog die Brauen zusammen.

„Dieser Grey ist doch nicht England!"

„Aber er treibt England in diesen Krieg hinein, er und seine Genossen!"

Der alte Herr wurde unwillig.

„Diese Leute, die nicht einmal Ulster beruhigen und die Suffragetten bändigen können, wollen einen großen Krieg machen? Das ist Humbug!"

„Hören Sie bitte zu, Sir! Sie wollen den Krieg sicher nicht, ich gewiß auch nicht und gleich uns Millionen in England nicht. Aber dieser Sir Edward Grey hat Frankreich und Rußland gegenüber Verpflichtungen übernommen, deren Tragweite die englische Nation nicht ahnt. Er hat dem Parlament, dem Lande immer wieder geschworen, daß England sich seine völlige Freiheit des Entschlusses gewahrt habe. Er hat das englische Geschwader nach Kiel gehen lassen, und die Besserung der deutsch-englischen Beziehungen, vom Deutschen Kaiser ehrlich gemeint, setzte ein. Und dabei hat dieser Grey schon am 30. August 1907, also schon vor sieben Jahren, als er mit Rußland das Abkommen über Südpersien traf, diesen Vertrag nur geschlossen in der bestimmten Erwartung, daß Rußland und England gemeinsam das Deutsche Reich an der Seite Frankreichs bekriegen würden. Während Sie und ich ehrlich hofften, daß zwischen Berlin und London ein Weg zu bahnen sei, hat Sir Charles Hardinge am 8. Juli 1908 mit dem russischen Minister, Herrn Iswolski, im Auftrage Sir Edward Greys und mit Einwilligung König Eduards ein Abkommen getroffen, das England zum Kriege gegen das Deutsche Reich zwingt, sobald Rußland und Frankreich losschlagen. Und das nennt Sir Edward Grey die Freiheit des englischen Entschlusses! Seit diesem Julitage 1908 ist England festgelegt wie ein Hund an der Kette, und der das getan hat, ist —"

„Ein Schurke!“ ergänzte Sir Roger Dowdal zornig. „Aber woher haben Sie Ihre Weisheit, Johny? Aus Zeitungen?“

„Nein. Ich habe es mich ein Stück Geld kosten lassen. Russische Diplomaten und Militärs sind nie dicht, wenn sie in Geldnöten stecken. Ich habe daher seit 1908 die Geschäfte unsres Hauses so geführt, wie ich es mußte. Oft sogar gegen Ihren Willen, Sir.“

„Ich weiß es, Johny. Zu unserm Glück, das sehe ich ein. O diese Schurken! Mit dem blutigen Zaren, mit den Asiaten sollen wir gehen? Mit diesem Henker, der Tausende durch seine Feldgerichte alljährlich hängen und Zehntausende nach Sibirien in den eisigen Tod gehen läßt? Ich würde mich schämen!“

„Aber Sir Edward Grey und seine Clique schämt sich nicht.“

Sir Roger Dowdal schwieg eine ganze Weile. Er konnte das Ungeheuerliche noch nicht glauben. Rußland war ihm der Inbegriff aller Barbarei, der Todfeind des Britenreiches, der Indien haben wollte. Wie? Hatte man ihn nicht auf der Krim bis aufs Messer bekämpft? Und heute sollten diese Großfürsten, die den Verwundeten des Japankrieges Millionen Rubel gestohlen, die ihr Luderleben in Paris und allen Spielbädern nur mit Diebesgut und Schmiergeldern führen konnten, heute sollten sie Kameraden englischer Admirale sein? Nur weil sie den Deutschen ans Leben wollten, diese anrüchigen Spießgesellen des Großfürsten Nikolai, den ein anständiger Mensch nur mit der Feuerzange anfaßte? Das ging Sir Roger Dowdal wider die Natur. Das war ihm, als solle er einem schmutzigen Neger die saubere, gepflegte Rechte reichen.

„Es ist eine Infamie, Johny!“

„Das ist es.“

„Und wir werden darunter zu leiden haben.“

„Ich fürchte es.“

„Gut, daß Sie bei mir sind. Ich würde allein diese Zeit nicht überstehen.“

Sir Roger Dowdal sagte es nachdenklich und nickte dabei. Sein Blick verfolgte die bunten Flosser im Wasserbecken, wie sie träge dahinzogen.

Hans Ebbinghaus wurde es schwer, nun zu reden, wie er es mußte.

„Es tut mir leid, Sir Roger —“

Sir Roger Dowdal erwiderte nicht. Er sah nur wie geistesabwesend den Fischen nach.

„Ich gehe nicht gern —“

Da fuhr der alte Herr auf. Er sah Hans ganz entsetzt an. „Wer spricht vom Gehen? Sie gehören an meine Seite! Oder wollen Sie mich vor dem Feinde im Stich lassen, Johny?!“

„Es gibt Pflichten, Sir Roger, die höher stehen als unser eigner Wille. Sie wissen, ich bin deutscher Offizier. Wenn mein oberster Kriegsherr ruft, gehe ich. Ich muß!“

Dowdal sprang auf, hastig und erregt. „Was für Worte sind das, Johny? Sie wollen mich, mein Haus, Ihre Arbeit, alles, alles im Stich lassen, nur um diesen bunten Rock anzuziehen und sich im Felde mit Leuten zu schießen, die Sie gar nicht kennen? Was für eine Ungeheuerlichkeit!“

Ganz rot wurde der alte Herr im Eifer. Fast zornig klang es.

„Und doch bleibt mir keine Wahl, Sir Roger. Ich kenne meine Pflicht gegen Sie. Sie ist mein Ehrenschild. Sie wissen es. Aber höher steht die Pflicht gegen das Vaterland!“

Sir Roger Dowdal stand vor ihm und sah ihm fragend in die Augen. Die waren scharf und klar. Diesen Blick kannte Dowdal. Da gab es kein Zureden mehr.

Er senkte traurig das weiße Haupt. „Nun, wenn Sie einen alten Mann im Stich lassen wollen, der Ihnen immer nur wohlwollte, Johny — so gehen Sie!"

Er wandte sich langsam ab und musterte stumm die bunten Orchideen.

Hans schnitt diese Klage des alten Herrn ins Herz. So durften sie nicht auseinandergehen!

Er legte die Rechte um die Schulter Dowdals, fast zärtlich. Rührung, Liebe und Dankbarkeit bebten in seinen Worten. „Sir Roger! Habe ich je wissentlich Ihnen mit einem Wort Aergernis gemacht?"

Der Gefragte schüttelte stumm den weißen Kopf.

„Oder habe ich als Mensch Ihnen je widersprochen, so daß es Ihnen weh tat?"

„Nein, Johny."

„Glauben Sie, daß ich Sie liebe, herzlich liebe, wie man einen Vater verehrt?"

Der alte Herr hob die tiefblauen Augen, um deren Stern schon die feine lichte Greisenlinie lief, und sah Hans prüfend an. Dann nickte er. „Ich glaube es."

„Und Sie können es nicht verstehen, daß ich gehen muß, weil mich mein Fahneneid bindet? Wollen Sie einen Mann neben sich gehabt haben, der in der Stunde der Not ein Verräter wird? Für mein deutsches Vaterland aber wird die Stunde der Not kommen, der schweren, bitteren Not. Und verflucht sei der Deutsche, der ihm den Arm dann nicht leiht!"

Er sprach stark und laut. Nun war es still im Glashause. Nur der feine Wasserstrahl plätscherte und plauderte. Sonst nur das Schweigen, das mit dem Duft der prangenden Blüten durch Blattwerk und dämmeriges Dunkel webte.

Stumm verließen beide Männer das Gewächshaus. Leise knirschte der feine Kies unter den Sohlen.

„Sie müssen mir Zeit lassen, Johny! Es kommt alles zu schnell.“

Da klang das Dröhnen des Gongs. Man rief im Hause zum Dinner.

Das war nun das letzte Dinner in „Violet Cottage“ für Hans Ebbinghaus. Feierlich, wie es englische Sitte erfordert, ging es auch an diesem Abend her. Die Herren im Frack, die Damen in großer Toilette. Der Speisesaal ganz Weiß und Gold, taghell erleuchtet, Kerzenflammen auf der Tafel. Funkelnder Wein in den Kristallkaraffen, in den Vasen Rosen, Orchideen, Nelken. Am Büfett der Haushofmeister, hinter den Stühlen die Diener, jeden Wunsch erratend.

Mistreß Cowley, eine Verwandte Dowdals, nahm den Platz der Hausfrau ein, seitdem Roger Dowdal die Gattin auf dem englischen Friedhofe zu Kairo zur letzten Ruhe gebettet hatte. Seit Jahren. Mistreß Cowley war eine hagere Dame mit scharfen Zügen, die auch der Puder nicht milderte. Sie lächelte heute gnädiger als sonst. War doch der Honourable Mac Lean ihr Tischherr.

Dieser aber löffelte verdrossen die klare Brühe. Er hatte auf den Platz neben Miß Elinor gerechnet.

Elinor war in einem anliegenden Gewande aus fließender weißer Seide erschienen, eine blaßblaue Tunika von durchsichtigem Flor lag darüber und hob die zarten Farben des vornehmen Gesichts. Im Ausschnitt trug sie an goldener Kette einen mexikanischen Opal, in kleine Perlen gefaßt.

Hans Ebbinghaus kannte den Stein, der seltsame rote und grüne Reflexe in milchiges Weiß warf. Er hatte ihn vor zwei Jahren selbst in Zacatecas von einem Minenbesitzer als

Seltenheit erstanden. Es freute ihn, daß Elinor ihn heute angelegt hatte.

„Sie tragen Opale, liebste Elinor?" fragte Miß Brougham verwundert, die neben dem Major saß und jeden Freitag zum Tennis nach „Violet Cottage" kam. „Opale bringen Unglück, und noch dazu Perlen? O, Sie haben Mut, Darling!"

„Ich denke, ja!"

Elinor hatte sich von Hans zur Tafel führen lassen.

„Papa gefällt mir heute nicht," flüsterte sie ihm zu, „er sieht so ernst aus."

Der Hausherr mühte sich, unbefangen und heiter bei Tisch zu sein. Das schien ihm Pflicht. Aber zu der liebenswürdigen Miene stimmten die unruhigen Augen nicht, die immer wieder zu Hans Ebbinghaus hinübergingen. Nur dieser und Elinor merkten es. Die andern Gäste genossen die Stunde, aßen ausgiebig und plauderten behaglich und ließen es sich gut sein, wie es seit Väterzeit Brauch und Sitte war in englischer Tafelrunde.

Vom letzten Kricketmatch in Bornemouth und dem fabelhaften Tennisspiel des jungen Davis war ausführlich die Rede. Archibald Luce stand da seinen Mann. Major Scott aber wußte Wunderdinge zu erzählen von den Polopferden, die der Earl of Chester züchtete. Das waren wahre Wundercracks! Die jungen Herren von den Royal Dragoons hatten sie kürzlich geritten. Polo war überhaupt etwas ganz Neues, wenn man diese flinken Gäule unter dem Sattel hatte!

Herr James Mac Lean aber berichtete wichtig vom letzten Empfang in Buckingham Palace bei den Majestäten.

König Georg sei sehr liebenswürdig gewesen. Auch der deutsche Botschafter war gekommen. Eigentlich ein ganz sympathischer Gentleman! James Mac Lean lächelte vielsagend

dabei. Sir Edward Grey selbst hatte ihn dem Botschafter vorgestellt.

„Ein hervorragender Kopf, unser Minister Grey!“ meinte er zum Hausherrn.

Sir Roger Dowdal schwieg. Ein Gentleman verdarb seinen Gästen die Laune nicht!

Doch Archibald Luce nahm den Handschuh auf. Herr Archibald Luce war ein Herr in mittleren Jahren, mit rundem, rosigem Gesicht und sehr eigner Meinung, die vor nichts zurückschreckte.

„Ein hervorragender Kopf, sagen Sie? Ich kenne genug Leute, die eine andre Meinung haben. Die Aehren, die sich hoch recken, sind meist taub.“

Doch Mac Lean tat, als höre er nicht. Er sprach schon über den Tisch zu Elinor und fragte sie um ihre Meinung. Der Bildhauer Thornycroft hatte eine neue Bronze in Lebensgröße ausgestellt.

„Eine höchst achtbare Leistung, meine ich.“

Er lächelte liebenswürdig. Aber seine Züge gewannen dadurch nicht. Dann reckte er den Hals, um besser zu hören. Wie ein Geier! dachte Hans Ebbinghaus grimmig. Er hatte diesen Mac Lean nie leiden gemocht. Heute haßte er ihn.

Elinor ging unbefangen auf die Unterhaltung ein. Sie hatte draußen viel Bildhauerei gesehen, in Kopenhagen, in Wien, in Berlin und Rom.

„Unsre Bildhauer können sich heute getrost sehen lassen,“ meinte sie.

„Ihre Figuren sind also nicht mehr das bronzene Gesindel, wie Carlyle sagt,“ warf Hans Ebbinghaus ein.

Mac Lean erspähte die gute Gelegenheit. „Ich weiß nicht, Sir,“ sagte er sehr gemessen, „ob unser großer Carlyle

das gesagt hat. Und wenn er es sagte, so war er ein Engländer, dem eine Meinung über seine Landsleute zustand."

Hans wollte erwidern. Aber schon war Elinor auf dem Plan.

„Ich habe Herrn Ebbinghaus stets bewundert, wie gut er in unsrer englischen Literatur Bescheid weiß. Man kann von ihm lernen. Finden Sie nicht, Sir?"

Mac Lean fand nicht gleich das passende Wort. Der Aerger machte ihn etwas verwirrt.

Da hob Mistreß Cowley die Tafel auf. Die Herren verneigten sich, die Damen gingen in den Salon.

Die Diener servierten Zigarren und Zigaretten, stellten neue Flaschen auf den Tisch, und die Herren nahmen wieder ihre Plätze ein. Das war ihr gutes Recht, solange England stand. Nur Hans Ebbinghaus war an Elinors Seite in den Salon gegangen.

„Sie haben ganz vergessen, mir von Ihrer Schwester zu erzählen. Wir kamen auf der Fahrt nicht dazu."

„Meine Schwester ist nicht gern nach Deutschland zurückgekehrt. Ich mußte aber darauf bestehen."

„Sie sind grausam."

„Ich glaube nicht."

„Doch! Sie hätten Papa sonst nicht Kummer gemacht, wenn Sie nicht grausam wären. Er hat es mir gesagt."

Sie sah ihn vorwurfsvoll an. Wie blau diese Augen waren! Wie das Meer im Juli. Aber es blitzte nun auf dem Grunde wie flimmerndes Feuer. Wie Meeresleuchten!

„Niemand ist untröstlicher als ich, Miß Dowdal, daß ich Ihrem Herrn Vater nicht jeden Wunsch erfüllen kann. Aber er ist ein gerechter Herr und wird von mir nichts Unerfüllbares verlangen. Wissen Sie, was in meinem Vaterlande ein

Mann gilt, der den Fahneneid bricht? Ein Bettler würde nicht einen Taler von ihm nehmen, aber vor ihm ausspeien. Der Fahneneidbrüchige ist in Deutschland ein Aussätziger."

Er brach ab. Das Thema wurde verfänglich. So verneigte er sich und ging zu den Herren zurück.

Tabakrauch kam ihm entgegen und Archibald Luces Stimme: „Der Deutsche Kaiser hat also geredet."

„Wird ihm ja nicht schwer!" meinte Mac Lean hämisch.

„So? Der Kaiser hat geredet?" setzte der Major hinzu und strich seinen blonden Schnurrbart. „Da wird Zeppelin wohl demnächst über London kreuzen!"

„Malen Sie den Teufel nicht an die Wand!" wehrte Archibald Luce ab.

„Ach was, Archibald! Die Zeppeline gehen zum Glück immer rechtzeitig in die Brüche!" lachte der Major und trank einen Schluck Portwein.

Hans Ebbinghaus nahm unauffällig seinen Platz ein. Während er die Zigarre anbrannte, griff Mac Lean den Faden wieder auf. „Der Kaiser muß einen guten Magen haben, wenn er diesmal die Suppe verdauen will. Nun, die guten Deutschen sollen ja manches hinunterschlucken, was ihnen geboten wird."

Hans warf das abgebrannte Streichholz in die Kupferschale.

„Einen guten Magen haben wir; Bismarck aß, wenn er Hunger hatte, zwölf harte Eier, wenn es Sie interessieren sollte. Und die Deutschen haben auch Elsaß-Lothringen verdaut. Eine respektable Leistung, meine ich."

Hans Ebbinghaus sagte es munter, wenn ihn auch die Niedertracht dieses Jingos ärgerte.

„O, Mister Ebbinghaus," bedauerte Archibald Luce, „für Sie war das nicht berechnet."

„Tut mir leid, Mister Ebbinghaus," sagte jetzt auch der Major. „Ich glaubte nur Engländer um mich."

Doch Hans winkte beruhigend. „Warum sollen wir nicht aufrichtig von dem reden, was in der Luft liegt? Vom Krieg, will ich sagen."

Die Herren verstummten. So deutlich hatte keiner werden wollen.

„Es ist nicht zu leugnen, daß die Stimmung eine gereizte bei uns ist," sagte Mac Lean. „Daran ist aber nur Ihr Kaiser schuld."

„Und warum?"

„Weil er sich in Dinge mengt, die nur die Diplomatie des Auslandes angehen."

Hans Ebbinghaus lächelte. „Sie meinen, er soll ruhig zusehen, bis man in Paris und Petersburg fertig ist? Ich sage, wer zuerst schießt, hat recht."

„Man kann nur nicht nach zwei Seiten zugleich schießen," warf der Major ein.

„Sagen Sie ruhig nach drei Seiten," ereiferte sich Hans, „denn wenn Zar Nikolaus und Poincaré marschieren lassen, muß Sir Edward Grey mit!"

„Was?" rief Luce. „Was haben wir mit dem Zaren zu tun? Soll die Knute in Europa herrschen?"

Aber Mac Lean sagte scharf: „Es ist nicht zu leugnen, daß wir große gemeinsame Interessen mit Rußland und Frankreich haben. Der Deutsche Kaiser sollte Frieden halten! Es könnte ihn gereuen, wenn er den Krieg vorzöge."

Der Major lachte. „Sie prophezeien düster, Mac Lean. Ungefähr wie der Schäfer in Holstein, der dem Kaiser nur den Schatten eines Birnbaumes für sich und seine letzte Korporalschaft gönnen will."

„Was ist das?“ erkundigte sich Luce.

„Nun, Archibald, es sollen nicht mehr Leute übrigbleiben, als unter einem Birnbaum Platz haben. Ich finde das Orakel etwas lieblos. Man hat selbst nach Tilsit dem Könige von Preußen doch noch 42000 Soldaten gelassen.“

„Aber vielleicht ist es gar nicht die Absicht der Sieger, das Königreich Preußen überhaupt noch bestehen zu lassen. Ich sah da neulich eine interessante Karte. Pariser Ursprung natürlich.“ Hans Ebbinghaus sagte es ironisch.

„Natürlich eine Dummheit, wie alles, was die Pariser machen!“ meinte Luce.

„Nun, sie sind wenigstens offenherzig, herzerfrischend offenherzig. Auf dieser ‚Karte Europas nach dem Kriege‘, wie sie hieß, hatte der russische Zar alles Land östlich von der Oder in Besitz, Frankreich das linke Rheinufer. England hatte Hannover und Helgoland, Dänemark Schleswig und Holstein; Bayern, Baden und Württemberg gehörten zum neuen ‚österreichischen Bund‘. Nur ein Stückchen von der Mark Brandenburg war den Hohenzollern gelassen.“

„Eine Albernheit,“ sagte der Hausherr nachdrücklich, „genau so dumm wie die Prophezeiung.“ Ihm wurde diese Unterhaltung peinlich.

„Warum?“ beharrte Hans. „Der gute Wille ist da. Nur dürfte sich das Spiel anders gestalten.“

„Ich bin neugierig,“ sagte Major Scott. „Sie können es mir als Militär nicht verdenken. Vielleicht verraten Sie uns, wie Sie sich die Karte Europas nach — also nach dem Kriege denken.“

„Warum nicht? Ich will zwar nicht den Ruhm des Herrn Rasputin in Anspruch nehmen —“

„Wer ist dieser Gentleman?“ unterbrach Luce.

„Ein Gentleman ist er gerade nicht, Archibald," belehrte der Major, „aber ein schmutziger Kerl, der dem Zaren seine spiritistischen Kunststücke vormacht. Vor ihm hatte der Pater Iwan von Kronstadt als Wundermann großen Einfluß, dann der berüchtigte Iliodor. Väterchen Zar kommt eben ohne einen Hofmagier nicht aus."

Archibald Luce schnitt eine Grimasse. „Kaiserin Eugenie hatte ihren Mister Hume, der die Kissen im Zuge nach Biarritz in der Luft tanzen ließ und unfehlbar wahrsagte. Und sie mußte nach Sedan doch froh sein, daß unser Landsmann Evans sie über den Kanal brachte. Der Zar wird also vermutlich auch laufen lernen."

Mac Lean tadelte ihn. „Ziehen wir doch wichtige Dinge nicht ins Lächerliche! Mister Ebbinghaus wollte etwas sagen."

„Ich bin sehr schnell fertig. Aber ich nehme an, Sie können die Wahrheit vertragen."

„Selbstverständlich! Fangen wir also bei Frankreich an!" schlug der Major vor.

„Frankreich wird überrannt werden. Glatt überrannt. Und wer ihm helfen will, wird mit ihm niedergeschlagen, ehe er recht die eigne Faust heben kann! Frankreich wird die Zeche bezahlen. Mit fünf Milliarden ist es diesmal nicht abgetan. Sagen wir zehn. Frankreich wird nach dem Kriege eine Macht zweiten Ranges sein. Wie Spanien und Portugal. Glauben Sie es mir!"

„Sie verkennen die Stoßkraft der französischen Armee!" widersprach der Major. „Ich habe die französischen Manöver gesehen."

„So lassen Sie mich bei meinem Glauben!"

„Und wo wird das zweite Wörth und Gravelotte stattfinden?" spöttelte Mac Lean.

„In Belgien und vor Paris!"

„Oder bei Stuttgart und Dortmund," erwiderte der Major.

„Wer Belgien antastet, wird auf England stoßen!" erklärte Mac Lean feierlich.

„Ich fürchte, die deutsche Armee wird in jedem Falle in Belgien auf Feinde stoßen," entgegnete Hans ruhig. Dann trank er sein Glas aus und wollte schließen.

Doch Archibald Luce schenkte ihm ein und sagte: „Das wäre schade! Wir haben lange kein Gespräch nach Tisch gehabt, das mir so gefallen hätte. Aber, Mister Ebbinghaus, ich setze den Fall, daß Deutschland wirklich mit den Franzosen fertig würde, so ist doch noch Rußland da. Was sagen Sie dazu?"

Hans Ebbinghaus setzte ein verächtliches Gesicht auf. „Wir fürchten die Russen nicht! Wo und wann hätten sie jemals wirklich etwas geleistet? Im Krimkriege haben sie Schläge bekommen."

„Aber bei Plewna?" wollte Mac Lean verbessern.

„Da haben die Rumänen den Sieg entschieden. Nicht die Russen. Und im Japanischen Kriege? Ich brauche wohl nicht davon zu reden. Menschen haben sie ja genug, aber keine Männer! Bismarck hat 1888 uns die Linie vorgezeichnet."

„Sie meinen: Wir Deutschen fürchten Gott —"

„O nein! Als der Zar damals mit dem Säbel rasselte, sagte Bismarck ruhig: ‚Nun gut! So nehmen wir uns Petersburg!' Ich bin gewiß, daß Rußland nach dem Kriege nicht in Königsberg oder Magdeburg stehen wird, aber wir Deutschen mitten in Rußland, am Peipussee und am Busen von Riga. Wenn Finnland dann selbständig wird, Polen zwischen Oesterreich und Deutschland aufgeteilt, Serbien ganz aufgehört hat, ein eigner Staat zu sein, und Oesterreich noch das Sandschak

hat, so dürfte es mit dem Größenwahn der russischen Panslawisten für immer aus sein."

„Der Panslawismus wird ewig leben," bemerkte der Hausherr, der gespannt zugehört hatte, ruhig.

„Nun, so werden wir ihn durch den Pangermanismus, durch die Sammlung aller germanischen Völker, totmachen. Warum sollen nicht Schweden, Norwegen und Dänemark, warum sollte nicht auch Holland zur Sicherheit der nationalen Selbständigkeit mit Deutschland den großen germanischen Bund schließen, an dem jeder Angriff zerschellt?"

„Sie sprachen von Holland. Aber Belgien? Es kann doch nicht einfach verschwinden?"

„Warum sollen wir aus einem uns feindlich gesinnten Belgien nicht ein deutsches Reichsland machen wie aus Elsaß-Lothringen?"

„Sie sind in der Tat sehr großzügig, Mister Ebbinghaus," spöttelte Mac Lean. „Nur hat Ihre Rechnung einen kleinen Fehler. Sind Sie gewiß, daß im Falle eines Krieges nach zwei Fronten tatsächlich das ganze wehrfähige Deutsche Reich marschiert? Ich meine, ohne Ansehen der Partei."

„Ah! Ich verstehe. Sie spekulieren auf den vielberufenen Zwist im Innern. Auf die Revolution, die im Voranschlag der französischen Regierung mehr als zehn Armeekorps wert ist. Aber lassen Sie sich sagen: In dem Augenblick, da Deutschland mobil macht, wird der Hader der Parteien verstummen! Die große Stunde wird ein einiges deutsches Volk finden. Die Rüstung des deutschen Michels wird keine Fugen für vergiftete Pfeile haben."

Er sagte es mit erhobener Stimme. Nun wollte er aufstehen, aber Mac Lean wollte ihn noch nicht fortlassen.

„Sie sind uns noch die Weissagung für uns selbst schuldig. Was sagen Sie zu Lord Kitchener? Ich denke, er würde mit einigen deutschen Armeekorps fertig."

„Die Deutschen sind keine Derwische, die man mit den Maschinengewehren niedermäht, Sir. Im übrigen wollen wir die Antwort aufschieben, bis die rechte Stunde da ist."

„Vielleicht begegnen wir uns da, Mister Ebbinghaus!" setzte der Major hinzu. Es sollte scherzhaft klingen.

„Warum nicht? Ehrliche Männer dürfen einander überall begegnen."

„Geben Sie mir die Hand! Das ist ein Wort."

Der Major schüttelte Hans Ebbinghaus ehrlich und kräftig die Rechte.

Da kam ein Diener und brachte ein Telegramm für Hans.

„Entschuldigen Sie, Gentlemen! Aber ich habe befohlen, mir jede wichtige Depesche herzudrahten."

Hans erbrach das Formular, las und reichte es dem Hausherrn.

„Der Deutsche Kaiser hat das Ultimatum an Rußland und eine Anfrage an Frankreich gestellt," las Roger Dowdal erregt.

„Das ist der Krieg!"

„Ohne Zweifel!"

„Nun hat Sir Edward Grey das letzte Wort!" rief Mac Lean.

„Leider!" seufzte Sir Roger Dowdal leise vor sich hin.

Dann wogte das Gespräch der Herren weiter, bis die Damen herüberschickten. Man vernachlässige sie auffällig. Da wogte die Erregung auch in den Salon. Immer wieder fiel das eine Wort: „The Kaiser." Gerade machte Mac Lean eine Bemerkung über den Kaiser zu Mistreß Cowley.

Da stellte ihn der Major kaltblütig: „Ist mir recht, Sir, so standen Sie neben mir, als der Kaiser mit King George das letztemal nach Buckingham Palace fuhr, und ich besinne mich, daß Sie mit besonderem Nachdruck riefen: Emperor William — hip, hip, hurra! Oder irre ich mich? Ich habe sonst ein vorzügliches Gedächtnis."

„So besinnen Sie sich auch vielleicht, Herr Major, was mit dem Bilde des Deutschen Kaisers im Kasino Ihres Regiments geschehen ist."*)

Da mußte der Major schweigen.

* * *

Hans Ebbinghaus war unbemerkt aus dem Salon gegangen, durch ein Nebenzimmer auf die große Terrasse. Hell lag das Mondlicht auf ihr. Nur der scharfe Schlagschatten eines Balkons schnitt ein Stück ab. In dieses Dunkel trat Hans und rauchte ruhig seine Zigarre.

Wie lieblich die weite Fläche im schimmernden Silberlicht ruhte! Nur die Bäume malten schwarze Flecke. Wie lind die Luft ging! So weich und schmeichlerisch wie das Kosen eines Kindes. In der Ferne zogen die Lichter eines eilenden Dampfers lange Schnüre von glimmenden Pünktchen übereinander. Es mußte ein großes Schiff sein. Vielleicht ein Bremer oder Hamburger, der „George Washington" oder der „Imperator".

*) Kaiser Wilhelm II. war vom König von England zum Ehrenoberst des englischen Regiments „Royal Dragoons" gemacht worden, und sein Bild hing im Kasino dieses Regiments. Nach dem bekannten Telegramm des Kaisers an den Präsidenten Krüger von Transvaal vor Ausbruch des Burenkrieges, in dem der Kaiser die Buren seiner Sympathie versicherte, zerschnitten Offiziere des Regiments dieses Kaiserbild.

Nach der Nordsee hatte er Kurs gesetzt. Wie schnell der Ozeanriese fuhr!

Unwillkürlich folgte Hans dem wogenfurchenden Koloß. Immer ferner grüßten die Lichter. Vielleicht hatte der Kapitän mitten auf der Fahrt den Funkspruch erhalten: „Umkehren! Kriegserklärung unvermeidlich." — Morgen war's vielleicht schon zu spät, ungehemmt an den lauernden Ungetümen in Portsmouth vorbeizudampfen. Was deutsche Flagge auf den Ozeanen führte, mußte den neutralen Häfen zueilen, wenn die hungrigen englischen Seeräuber zur Kaperei klar machten. Was kümmerte England das Völkerrecht! Das war ein Maulkorb für die andern Staaten und ein Strick in der Britenfaust für die dummen Deutschen!

Der Dampfer verschwand allmählich. Noch kam er glücklich an den Forts vorbei, die vor der Einfahrt nach Southampton die Bollwerke trotzig aus der Flut hoben. Morgen donnerten vielleicht schon ihre Rohre!

Und über den Kanal, über die freie Nordsee kroch der Pulverschwaden wie ein grauer Nebel, aus dem die roten Flammen der Batterien aufschlugen und die kurzen, scharfen Blitze der Granatschüsse zuckten. Der Donner rollte und brüllte und hallte von den Kreidefelsen Dovers bis zu den zerrissenen Schären Norwegens.

Wie eine Vision stand der blutige Schrecken des Meeres vor ihm. Wie die Granaten heulend heransausten und sich in den Schiffspanzer fraßen! Wie es krachte und splitterte! Wie der weiße, kochende Dampf aus zerschossenen Kesseln zischte gleich Fafners Atem! Wie die Torpedoboote durch die glasgrünen Wogen sausten und die Unterseeboote ihren grauen Rücken aus der Tiefe hoben gleich ungeschlachten Walen! Und in das Brüllen der Rohre und das Krachen der Geschütze mengte

sich ein halbverwehter Klang: „Hoch weht die Flagge schwarzweißrot!“ —

„Ich suche Sie, Mister Ebbinghaus!“ klang Elinors Stimme plötzlich hinter ihm. Hans fuhr mit der Hand über die Augen, als müsse er einen Traum bannen.

„Ah, Miß Elinor! Mir wurde es zu eng im Salon.“

Durch die Glastür zur Terrasse kamen die Klänge des „Rule Britannia, rule the waves“.

„Mac Lean spielt,“ sagte Elinor. „Ich finde es reichlich geschmacklos. Wenigstens heute. Aber Mac Lean!“

Hans sah deutlich, wie sie die Achsel verächtlich zuckte. Da durchrieselte es ihn wie heimliche Freude.

„Man kann keinem Manne verdenken, wenn er an seines Vaterlandes Größe glaubt wie an die Sterne des Himmels. Sehen Sie, wie golden und friedlich sie funkeln!“

Sie trat dicht neben ihn und lehnte sich an das Geländer. Eine Sternschnuppe sauste in sprühendem Fall am dunklen Firmament hinab in die wogende Tiefe. Beide sahen ihr nach. Stumm und gedankenvoll.

„Was haben Sie sich gewünscht, Miß Elinor?“

„Wenn man es sagt, geht es nicht in Erfüllung.“

„Also werde ich es nie erfahren.“

„Vielleicht. Aber dann ist es zu spät.“

Wieder schwiegen sie beide und sahen in die silberne Nacht. Ein Falter taumelte aus dem Dunkel in das Licht, ließ sich vom Hauche der See tragen und fiel ins taufeuchte Gras.

„Morgen ist er kalt und starr,“ sprach Hans leise.

„Ja, morgen.“ Elinor sagte es mit einem Seufzer, dann sah sie stumm in die Augustnacht.

„Miß Elinor, ich möchte eine Frage an Sie tun.“

Es kam stockend und leise.

„Sprechen Sie!"

Er holte seine Brieftasche hervor und nahm einen weißen Umschlag daraus.

„Sie gaben mir vor einiger Zeit Ihr Bild. Zum Andenken. Ich habe es als ein liebes Kleinod betrachtet."

Sie richtete sich vom Geländer auf und sah ihn ruhig an.

„Und warum erinnern Sie mich an jene Stunde? Gerade heute?"

„Weil ich nicht weiß, ob ich dieses Bild mit mir nehmen darf, wenn ich England verlasse!"

Nun war er voll banger Erwartung. Sie senkte den Blick und besann sich. Dann sagte sie leise: „Liegt Ihnen denn soviel daran?"

„Viel, Elinor! Alles! Wenn Sie wüßten, wie viele glückliche Augenblicke es mir verschaffte, wenn ich es sah mitten im Drang der Arbeit, in der Sklaverei des Tages!"

„So behalten Sie es! Aber ich fürchte, es wird —"

Er hatte das Bild in der Brusttasche geborgen.

„Sprechen Sie weiter, Elinor!" bat er.

„Ich fürchte, es wird Ihnen nur eine Erinnerung an eine verlorene Zeit sein."

„Elinor! Wie können Sie so reden! Ich kenne heute noch jede Stunde, ich weiß noch jede Minute, die ich neben Ihnen sein durfte!"

Er hatte ihre Hände ergriffen, und sie ließ sie ihm. Aber sie lehnte sich wieder an das Geländer, als wandle sie eine Schwäche an.

„Wie ein Talisman soll es mich begleiten! Einmal will ich Ihnen sagen, was ich in verschwiegener Stunde heiß ersehnt habe, wenn ich vor Ihrem Bilde saß: Ich habe Sie geliebt, vom ersten Tage an, und der Stern meines Lebens

war die Hoffnung, Sie einst für immer neben mir zu sehen. Der Stern geht unter!"

„O Johny!"

Da riß er sie an sich, und sie ließ es geschehen. Sie lag in seinem Arm und duldete es, daß er sie küßte, ihren roten Mund, ihre geschlossenen Augen, ihr duftendes Haar, ihren schimmernden Nacken.

„O Johny!" seufzte sie, wie erwachend, und suchte seine Lippen. „Johny!" Und sie hielten sich umschlungen voll seligen und schmerzlichen Glückes.

„Sieh, Elinor, ich hätte nicht ruhig mehr leben können!"

„Ich wäre gestorben ohne dich, Johny."

„Sage Hans, bitte, nenne mich Hans!"

„O, wie ich dich liebe, Hans! Und das war's, was ich mir eben gewünscht habe. Nun ist es doch nicht zu spät!"

Er schloß sie beglückt in seine Arme.

Langsam löste sie sich und hängte sich in seinen Arm. Sie gingen langsam über die mondbeglänzte Terrasse.

„Ich wußte es, Hans, daß du es mir sagen würdest. Und doch hast du mich so lange warten lassen. Gott sei Lob! Nun bleibst du hier, bei uns!"

„Elinor, sei verständig —"

„Oder soll ich in Not und Angst umkommen? Soll ich keine Stunde ruhig sein? Ich will dich sehen, ich will deine Stimme hören, denn ich liebe dich, mein Hans, mehr als mein Leben. Und wir wollen glücklich sein. Komm, gehen wir zu Papa! Er wird dich mit Tränen umarmen. Auch er liebt dich. Ich will es dir gestehen, er hat mich gebeten, du weißt ja, wie scheu er ist, wenn er um etwas bitten soll."

„Und um was?"

Er streichelte zärtlich ihre Hand.

„Ich sollte dich bitten, nicht nach Deutschland zu gehen in den schrecklichen Krieg. Darum kam ich. Nun bleibst du doch? Sieh, ist ‚Violet Cottage‘ nicht schön und friedlich? Wir werden wie im Paradiese hier sein. Papa schenkt es uns zur Hochzeit, wenn ich will. Oder wir bauen uns unser Nest anderswo; wir werden glücklich sein, Hans, so glücklich!“

Er hörte jedes Wort und sah die lockenden Bilder, die sie ihm malte, sie, das Weib seines Herzens. Und dennoch —

„Elinor,“ sagte er mühsam, „Elinor! Höre mich an! Und wenn die erste Stunde meines Glückes die Stunde meiner Qual werden soll! Ich darf nicht schweigen. Gerade jetzt nicht! Ich darf nicht bleiben, ich muß zurück, das Vaterland ruft!“

„Zurück nach Deutschland? In den Krieg?“

Er nickte stumm. Da schluchzte sie auf. „Dann liebst du mich nicht.“

„Elinor!“

„Nein! Ein Mann läßt das Weib seines Herzens nicht in Not und Qual zurück.“

„Und das Weib soll Vater und Mutter verlassen und an seinem Manne hängen, heißt es.“

Da blieb sie stehen und sah ihn erschrocken an. „Ich soll England verlassen? Meine Heimat? Ich soll in die Fremde gehen? Nein! Nie, Hans!“

Sie umklammerte ihn schluchzend, als müsse sie ihn halten und bannen. Er fühlte ihre Tränen an seiner Wange und ihre suchenden ängstlichen Küsse auf seinen Lippen. Und er preßte sie an sich in herbem Weh.

„Ich komme zurück, Elinor. Ich kehre wieder und hole dich. Wenn alles vorüber ist. Wenn das Wetter ausgegrollt hat. Warte auf mich, Elinor! Ich komme und hole dich heim, zu mir!“

Er küßte sie immer wieder, beruhigte sie, wie man ein Kind tröstet, und sah nur mit wehmütigen Augen, daß sie in ihrem Schmerz noch schöner war als im Glück und Stolz. Und dieses liebe, stolze Mädchen, dem das Herz vor Liebe zu ihm zerriß, sollte er jetzt verlassen! Jetzt, da er Elinor kaum gefunden!

Sie hatte jedes seiner Worte gehört. Wie gut und treu seine Stimme klang! Und doch schüttelte sie den Kopf leise an seiner Brust. Nein, er durfte nicht gehen!

„Sollen wir nicht zu deinem Vater gehen, Elinor?"

Da richtete sie sich auf. „Nur, wenn du bleibst, Hans. Sonst nicht. Es würde nur eine Grausamkeit für ihn sein."

„Also soll ich gehen, ohne daß du vor der Welt mir gehörst?"

Er fragte es mit bitterem Herzen. Als kröche eine Schmach an ihn heran.

„Hans! Höre mich! Gehe jetzt nicht zu Papa! Morgen in der Frühe will ich dich zum letzten Male fragen. Ich erwarte dich im Orchideenhaus am Fischbecken. Prüfe dich, Hans! Es geht um mein Glück. Und nun gute Nacht, Hans!"

Sie bot ihm die Lippen, und er küßte sie heiß und innig.

„Gute Nacht, mein Herz!"

Und dann ging sie. Rasch und stolz. Noch einmal winkte sie zurück, ehe sie ins Haus trat. Dann war er allein.

* * *

Lange noch war Hans Ebbinghaus auf der Terrasse geblieben, in herzfressender Qual. Er wußte, das Wiedersehen in der Frühe war die Scheidestunde. Für immer.

Und von drinnen, aus dem Salon, erklang es: „Rule Britannia —" Solange er noch in der Gesellschaft gewesen

war, hatten sie sich gemäßigt. Nun würden sie über die Deutschen spötteln und in ihrem Krämerstolz allen Geifer über sein Volk und seine Heimat fließen lassen.

Gequälten Herzens schritt er lange auf der einsamen Terrasse hin und her. Wieder tauchten sie auf, die lockenden Bilder der Zukunft voll Glanz und Glück. Wie Sirenen winkten sie ihm lächelnd und riefen ihn mit bestrickendem Klang. Waren nicht schon Tausende aus deutschem Blute englische Bürger geworden? Wagte einer, sie zu tadeln?

Und dennoch! Es wäre ein Verbrechen gegen sein Volk. Daß er die Grenze der Heimat nicht wieder überschreiten durfte, als Fahnenflüchtiger verfemt, das wollte er tragen. Auf holländischem Boden, am belgischen Strande konnte er die Seinen sehen. So machten es viele. Aber wie wollte er dem Bruder ins Gesicht blicken, wenn er, der redliche, treue Mann, ihn fragte: „Wo warst du, Hans, als die Feinde sich gegen uns erhoben? Warum bliebst du fern, als dein Vaterland dich in schwerer Not rief? Warum verstopftest du dir die Ohren? Um eines schönen Weibes und um des gleißenden Mammons willen? Oder weil du Furcht hattest? Weil dir dein Leben zu lieb war? Sieh, wir haben alle auf den Schlachtfeldern geblutet. Aber wir sind ehrliche Männer geblieben!"

Da brannte ihm die Scham im Antlitz! Nie! Nie würde er fahnenflüchtig werden! Konnte ein Weib den Mann wirklich lieben, der sein Wort, seinen Eid verschachert hatte?

Und er wußte es. Den nagenden Wurm des Gewissens würde er nie loswerden. Auch in Elinors Armen nicht! Nicht unter ihren Küssen!

Die Schuld würde schlimmer als das Heimweh sein. Und dieses schon würde ihn heimlich verzehren. Er war in der Welt gewesen, weit in der Fremde. Ueber den Maidan zu

Kalkutta und über den Empedradillo zu Mexiko war er gegangen, hatte Tokio und Sidney gesehen und dennoch nie die treuherzigen Menschen der Heimat vergessen. Im Schatten der Paulskirche zu London klangen ihm die Glocken der Heimat; hier in „Violet Cottage“ war er glücklich gewesen, aber nicht so wie auf dem väterlichen Gute mit seinen weiten goldenen Feldern und den grünen Wiesen und dem Tage voll ehrlicher Arbeit!

Und das alles sollte er aufgeben! Hinfort wie ein Bettler am Tore sitzen und nicht hineindürfen zu den andern, den Ehrlichen und Treuen!

Nein! Das konnte Elinor nicht fordern!

* * *

Das Bett war unberührt, als Hans sich mit dem ersten Morgengrauen zur Reise fertigmachte. Er packte selbst seine Koffer. Noch schlief alles im Hause.

Sie waren alle keine Frühaufsteher, die satten Leute hier. Höchstens an einem großen Sporttage, bei der Henley Regatta oder dem Grand National oder dem Derby. Da opferten sie sogar den Morgenschlaf!

Wie albern Hans nun diese „wichtigen“ Ereignisse des englischen Lebens vorkamen! Und doch hatte er selbst oft genug auf das blaue Band von Oxford oder Cambridge gewettet und auf einen glorreichen Steepler gesetzt wie die andern alle!

Um höheren Preis ging es nun! Wenn er erst im Sattel saß in seiner feldgrauen Uniform, wenn die treuherzigen Kanoniere nun zornentbrannt, die Wut in den Augen, das Rohr richteten und die Granaten schleppten! Wenn das schmetternde Kommando kam!

Blutrot lief der erste Morgenschein über den Horizont, über das ruhig schlummernde Meer und die träumende Insel. Wie die grauen Wolken durchleuchtet wurden! Genau wie der Opal, den Elinor gestern trug.

Noch einmal trat er ans offene Fenster und atmete tief die würzige, kühle Luft. Dann ging er leise durchs Haus, über den Vorplatz mit den blühenden Beeten, und trat ins Glashaus, wo die bunten, fremden Blüten ihn fragend musterten.

Er wartete nicht lange. Da kam Elinor. Im weißen Flanellkleide, eine Golfjacke darüber. Als ginge sie zum grünen Rasen mit dem Racket. Aber die rosige Farbe, die frische Freude fehlte ihr heute. Schatten lagen unter den Augen, und die Lider waren gerötet.

Hans reichte ihr die Hand. Unsicher zog er sie an sich. Da schlug sie die Augen voll zu ihm auf und sagte: „Guten Morgen, Liebster!“ und küßte ihn wie eine Braut.

Das ging ihm durchs Herz. Warum mußte er ihr wehe tun?

Sie sah es, und sie ward noch bleicher. „Du gehst, Hans?“

Wie die Angst und das Leid in ihren blauen Augen standen! Und die leise, qualvolle Hoffnung: Geh nicht, tu's nicht!

Er legte den Arm um sie und zog sie an sich.

„Elinor! Ich kann nicht anders!“

Und während sie aufschluchzte und sich an sein Herz drängte, sagte er ihr alles, was das Gewissen ihm eingab, er sprach von seiner Liebe, seiner Treue, seiner Not!

Dann war er still und strich ihr über das Goldhaar, immer wieder, und murmelte schmerzlich: „Elinor! Meine arme Elinor!“ Und sie weinte still an seinem Herzen.

„Ich wußte es, ich sah es voraus, du gehst, Hans! Du kannst ja nicht anders,“ sagte sie endlich, sich aufraffend. „Niemand kann gegen sein Herz. Habe ich es selber gekonnt?“

Sie lächelte ihm schmerzlich zu mit zuckenden Lippen. Sie wollte tapfer sein, und doch kam das Schluchzen wieder, das bittere Weh; das Scheiden und Meiden wurde ihr hart.

Hans wollte sie trösten.

Aber sie wehrte. „Denke, Hans, wir wären drüben! Tausend Bräute werden weinen. Und ich bin ja deine Braut, nicht wahr?"

„Mein armes Herz! Wie du dich quälst! Komm, sieh mir in die Augen! Glaubst du, daß ich einen Atemzug tun werde, ohne an dich zu denken als an meine Braut? Und — wenn es der letzte wäre!"

Nun schluchzte er selber auf, der große, starke Mann. Und sie hielten sich umschlungen in Herzensweh.

Dann nahmen sie Abschied.

Elinor holte ein ledernes Täschchen aus ihrer Jacke.

„Hier, Hans, nimm es mit! Mein Urgroßvater hat es getragen bei Waterloo, und er ist gesund wiedergekommen, trotzdem er Wellingtons Ordonnanzoffizier war!"

Hans hielt eine einfache Bronzemedaille in der Hand, fremdartige Zeichen waren darauf geprägt.

„Es stammt aus Indien. Meine Urgroßmutter hatte es erworben. Sie war etwas abergläubisch."

„Was sich vererbt zu haben scheint," versuchte er zu scherzen.

Nun konnte sie doch schon wieder mitlächeln.

„Immerhin wird es dich an mich erinnern, Hans."

„Ich will die Medaille nie von mir lassen, Elinor. Und was gebe ich dir? Ich habe so gar nichts."

Da umhalste sie ihn. „Dein Herz laß mir, Hans! Bleibe mir treu! Vergiß mich nicht! Mir ist so angst!"

„Gott soll mich vergessen, sobald ich dein vergesse, Elinor!" Er sagte es feierlich.

Da ließ sie ihn und sah ihn ernst an. „Das ist ein schweres Wort, Hans."

„Ich weiß es, Elinor. Ich weiß auch, daß du mir die Treue halten mußt. Trotz allem!"

„Hans! Geliebter! Höre! Hast du mir nicht oft gesagt, meine Augen seien schön?"

„O Kind! Warum fragst du?"

Er küßte sie auf die Lider, sanft und zärtlich.

„Ich will die Sonne nicht wiedersehen, wenn mein Herz einem andern Mann entgegenschlägt. Gott hört es!"

Da rieselte es über ihn wie ein Schauer. Wie mußte sie ihn lieben!

Sie sahen einander Auge in Auge.

Dann sagte sie langsam: „Geh jetzt, Hans! Geh! Gott schütze dich! Ich kann nichts tun, als für dich beten."

„Für dich und mich, Elinor."

Noch einmal riß er sie an sich in stummem Weh. Noch einmal küßte er sie. Dann ging er. Hinter ihm blieb sie und sank in einen Sessel, schluchzte und rang mit wehem, blutendem Herzen um den Mann ihrer Liebe. Um ihn, der ihr Herz mitnahm in die Fremde, in diesen schrecklichen Krieg.

Draußen aber erwachte der Tag. Die Schwalben schossen durch den blauen Aether. Auf dem Meere zog ein schimmerndes Segel lustig durch die blanken Wellen. In den Perlen der Nacht funkelte der goldene Sonnenstrahl.

* * *

„Bitten Sie Mister Ebbinghaus zu mir!" befahl der Hausherr dem Haushofmeister, als er herabkam.

„Mister Ebbinghaus läßt sich entschuldigen. Er ist mit dem Frühboote abgereist. Er wird schreiben."

„Wo ist meine Tochter?"

„Miß Elinor ist auf ihrem Zimmer. Sie fühlt sich nicht wohl."

„Man soll sofort nach dem Arzt telephonieren!"

„Miß Elinor hat es verboten."

Da wußte Sir Roger Dowdal, daß Elinor am Abend vergeblich gebeten habe. Und er seufzte bekümmert.

Dann aber wurde er zornig. Er ballte die Faust.

„Dieser verfluchte Krieg!" sagte er laut.

Der Haushofmeister horchte verwundert auf. So hatte er seinen Herrn noch nie gesehen.

„Seien Sie ohne Sorge, Sir, diese verdammten Deutschen werden in Grund und Boden geschlagen werden!"

Der Haushofmeister wunderte sich selber über seinen Mut. Da sah ihn Sir Roger Dowdal ernsthaft an. Der Haushofmeister wartete auf ein Lob.

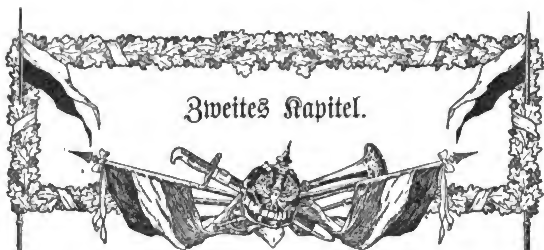
„Sie sind ein Esel, Tom!"

Ganz deutlich sagte es der Hausherr.

„Sehr wohl, Sir!"

Der Haushofmeister machte seine feierliche Verbeugung und ging.

Konnte er dafür, daß dieser verwünschte Deutsche davongelaufen war?



Zweites Kapitel.

Lena Ebbinghaus trat auf die Veranda des Vaterhauses, wo der Frühstückstisch gedeckt stand. Wie köstlich es war, wieder daheim zu sein unter des Vaters Dach auf Erlingshofen! Wie würzig der Hauch aus dem Gutsgarten kam, wo der schwere Segen an den Aesten und auf den Beeten prangte! Rosen standen in der Vase auf dem weißen Tischtuch. Genau so wie in Ostende, als Hans und Heino gekommen waren. Vielleicht nicht so kostbar, aber taufrisch und von eignen Rosenstöcken geschnitten. Eine Wespe summte um die Augustbirnen, die ersten vom Spalier, die Vater liebte. Lena achtete nicht auf den gelben Summer. Zimperlich war sie nie gewesen.

Da polterte es die Treppe vom Oberstock herab. Zwei Jungen stürmten den Flur entlang und durch das Speisezimmer auf die Veranda.

„Gott strafe England, Tante Lena!“ sagte der erste, ein aufgeschossener Sechzehnjähriger, blond und frisch.

„Gott strafe England!“ rief der andre im Matrosenanzug, ein ranker Bursch mit einem kecken Gesicht.

„Fromme Wünsche, das muß ich sagen, Max! Als ich klein war, sagte man zunächst ‚Guten Morgen‘, Fritz —“

„Wünsche, wohl geruht zu haben, gelt, Tante Lena? Aber wir leben jetzt in Kriegszeiten. Und Vater hat es so angeordnet.“

Der Jüngere sagte das ganz ernsthaft und zog seinen Stuhl an den Tisch.

„Tante, ich muß zum Dienst!" mahnte der Sekundaner Max. „Und vergiß nicht, die Feldflasche zu füllen. Am Bahndamm brennt die Sonne ganz mörderisch. Ja so! Die Hauptsache!"

Er ging eilig ins Haus zurück.

„Natürlich! Er nimmt jetzt Großvaters Jagdflinte und renommiert damit, wenn er durchs Dorf geht," sagte Fritz. „Aber der Schäfer hat mir seinen Karabiner versprochen. Und was die Sonne anbetrifft, so stellen sich die Posten mal unter die Pflaumenbäume. Aber wir, Tante, wir schmoren nicht schlecht in der Ernte! Vier Fuder Roggen habe ich gestern mit der Tina gepackt. Und ich sage dir, die Hecheln und Disteln sind auch nicht von Pappe. Das ist auch Dienst fürs Vaterland!"

Max kam mit dem Jagdgewehr zurück.

„Hast du es gelesen, Tante Lena? Ein russischer Halunke hat die Brücke bei Arensberg sprengen wollen. Aber sie haben ihn gepackt! Donnerwetter ja! Ich wollte, mir käme einer mal vor den Lauf! Ich stehe nämlich heute mit dem Lehrer an unsrer Brücke. Weißt du, Lehrer Ronte kann ja nicht mehr mit ins Feld, Landsturm zwei! Und unsereiner darf noch nicht mit! Ich wollte den Halunken eins aufbrennen! So: ‚Halt, wer da?' Und gleich, wenn er nicht steht —"

Er hob das Gewehr.

„Junge! Max!" Lena schlug die Büchse weg.

„Ist ja ungeladen! Großvater sollte mir schön kommen, wenn ich ein geladenes Gewehr an den Pflock hängte. Aber Damen können ja keine Flinten sehen. Alte Geschichte! Und nun fix! Ich muß los!"

Lena eilte ins Haus nach der warmen Milch.

„Du, Max!“ bat Fritz.

„Na?“

„Laß mich mal Griffe kloppen!“

„Nimm doch die Heugabel. Waffen sind nichts für Tertianer.“

„Laß mich doch! Ich schenke dir meine zahme Elster.“

Der Sekundaner überlegte. Das war schon ein Angebot.

„Na, meinetwegen. Also los! Stillgestanden!“

Der Bruder stand wie ein eingeschlagener Zaunpfahl.

„Das Gewehr — über!“

Fritz strahlte. Das Gewehr flog auf die Schulter.

„Das ist ein ganz schlapper Griff. Das muß ordentlich knacken! Achtung! Präsentiert das Gewehr!“

Schwapp, flog die Waffe in die senkrechte Lage vor dem Rekruten.

„Der Lauf steht natürlich schief wie der Turm zu Pisa! So, mein Junge! Und die Finger hübsch gerade unten! So, siehst du! Das Gewehr — über!“

Lena kam mit der weißen Kanne.

„Gewehr ab! Rührt euch!“

„Was macht ihr denn, Jungens?“

„Gar nicht übel, Fritz! Und die Elster gehört nun mir.“

„Aber ich darf das Gewehr noch bis aufs Feld tragen?“

„Meinetwegen! Aber die Leute werden sagen: Wo will die Knarre mit dem Jungen hin?“

„Ganz gleich! Wort ist Wort, Max. Und du, Tante Lena, steckst mir ein paar Rosen in den Lauf. Das kriegen alle Soldaten, wenn sie ins Feld rücken. Und Papa stecken wir die Rosen an den Helm. Der hat ja keine Knarre, aber er reitet und ist Hauptmann, und wenn er bei uns vorbeikommt, grüßt er mit dem Säbel. Fein, sage ich dir!“

Dann begann das Frühstück.

Als der Milchtopf leer war, brannte Max eine Zigarre an.

„Das ist eine Frechheit!" protestierte Fritz.

„Was willst du, Krummstiebel? Wir leben doch in Kriegszeiten. Kannst ja eine Schokoladenzigarre in den Mund nehmen. Und weißt du, Tante, ich kriege Vater doch vielleicht noch herum. Bei den Jägern haben sie auch einen Kriegsfreiwilligen, der noch nicht siebzehn Jahre ist. Rede doch Muttern mal gut zu!"

Er wollte nach der Flinte langen, aber Fritz hatte sie schon geschultert und marschierte voraus.

„Also auf Wiedersehen, Tante!" Max grüßte militärisch

„Adieu, Jungens!"

„Adieu? Na, höre mal! Wir grüßen jetzt deutsch! Man kann's dir freilich nicht übelnehmen, sagt Vater. Du bist zu lange in Frankreich gewesen. Ganz angekränkelt!"

Da gingen sie hin, und Lena sah ihnen lächelnd nach.

Das waren Heinos Söhne! Frische, deutsche Jungen! „Lieb Vaterland, magst ruhig sein!"

Sie summte die Weise unwillkürlich vor sich hin, als sie den Tisch neu ordnete.

Nun mußte der Vater gleich kommen. Mit dem ersten Sonnenstrahl war er auf die Felder geritten, wo die goldene Ernte der Schnitter harrte, wo die Sensen rauschten. Und der Hände waren schon wenig genug! Zu viele deutsche Männer hatten die Sense mit dem Gewehr und der Lanze vertauscht. Auf blutigem Felde fielen die blutigen Schwaden. „Es ist ein Schnitter, der heißt Tod!"

Nun setzte sie sich in ihren Korbstuhl und sah sinnend auf die grüne Rasenfläche unten, wo die Fuchsien ihre Glocken hängen ließen und die letzten Rosen blühten.

Rosen in den Gewehrläufen, Rosen am Helm! Der letzte Gruß treuer Liebe, und dann hinaus in den Völkerhaß, den Grimm, den Eisenhagel, den Reitersturm, hinaus in — den Tod!

Ihr Bruder Heino ritt ins Feld, und Hans war unterwegs, er kam von England! — Zum flüchtigen Abschied wollte er nach Erlinghofen kommen. Dann nach dem Osten gegen die Horden des Zaren, gegen die Kosaken und das bestialische asiatische Gesindel!

Seine Rosen sollte er mitnehmen. Ein armer Mann, der jetzt ohne Blumen aus der Heimat gehen mußte!

Eine feine Falte grub sich steil in Lenas weiße Stirn. Ihre Lippen preßten sich zusammen.

Schon einmal hatte sie einer um eine Rose zum Abschied gebeten. Ein frischer, kecker Husar im blauen Attila mit den Silberschnüren, und der rote Mund unter dem gestutzten Schnurrbart hatte dabei schelmisch gelächelt.

„Talisman, gnädiges Fräulein!"

Und sie hatte sehr kühl aufgesehen, wie er vor ihr im Sattel seines Fuchses hielt, und sehr gemessen abgelehnt. „Ich habe keine Rosen zu verschenken, Herr von Ronneberg. Es fällt Ihnen ja nicht schwer, sie zu pflücken."

Er hatte sie ungläubig angeschaut. Deutlich sah sie den Blick noch jetzt. Wie starrer Schreck hatte es in den blauen Reiteraugen gelegen. Und dann war er bleich und rot geworden. Seine Rechte hob sich an den Tschako, sehr korrekt, und kalt kam der letzte Gruß: „Verzeihung, meine Gnädigste! Ich empfehle mich gehorsamst."

Dann war der Vater herausgekommen auf die große Freitreppe nach der Straße, wo die hohen Ulmen schatteten, hatte seinen Manövergästen die Hand gereicht, und durch den wirbelnden Staub trabten sie ab, der Schwadron zu.

„Famoser Junge!" hatte der Vater gesagt und ihm nachgesehen. Aber der flotte Husar winkte nicht mehr zurück mit den andern. Sein Fuchs schnellte unter plötzlichem Sporenstoß jäh voraus.

Und Lena war auf ihr Zimmer gegangen und hatte sich ausgeweint. —

Wie lange war's her? Fünf Jahre fast? Eine Ewigkeit! Und dennoch war der Tag noch frisch in ihrer Erinnerung, als sei er gestern vergangen!

Sie hatte ihn immer gern gehabt, den Viktor, wenn er mit Hans gekommen war in der lustigen Ferienzeit. Sie hatte für ihn geschwärmt, als sie noch ein Backfisch war und er die ersten Offiziersachselstücke trug. Und sie hatte ihn nie vergessen, trotz allem, was geschehen war.

Nie! Auch in der Fremde nicht.

Sie seufzte und zupfte in Gedanken an der Schleife ihres weißen Batistkleides.

Oft genug waren werbende Männerworte an ihr Ohr gedrungen. Oft genug hatte man ihr gesagt, daß sie schön sei. Noch vor kurzem in Wiesbaden, nach dem Tenniswettspiel, hatte einer um sie geworben. Ein stattlicher, aufrichtiger Mann, und die Gräfin hatte es nicht gutgeheißen, als sie den Freier abwies.

Aber sie konnte nicht anders. Immer wieder mußte sie an ihn denken, dem ihre erste Liebe gehört hatte.

Gehört hatte?

Brannte denn ihr Herz nicht noch in dieser Morgenstunde, da sie an ihn dachte? Stieg ihr nicht das Blut in die Wangen, wenn sie seinen Namen hörte?

Sie fühlte noch den Kuß auf der Hand, der so innig und fragend gewesen war. An jenem Abend, als die Windlichter

auf der Veranda brannten und die Herren lustig bei der Bowle saßen. Und sie hatte ihm die Hand nicht entzogen. Aber das Herz hatte ihr gepocht zum Zerspringen, als er leise geflüstert hatte: „Nach dem Manöver, Lena, da komme ich und frage.“

Wie feierlich ihr jener Abend gewesen war, trotz der fröhlichen Stimmen und des lustigen Lachens unten auf der Veranda! Am offenen Fenster hatte sie gestanden und in den Sternhimmel geschaut. Es hatte sie unten nicht mehr gelitten. Sie hatte Viktor zugenickt und war davongeeilt. Sie wollte allein sein, ganz allein mit ihrer Liebe, allein mit ihrem Glück!

Und dann war es gekommen. Wie eine Schlange war es herangekrochen. Heimlich und giftig.

Noch hörte sie des langen Genzners lauten Zutrunk unten: „Wohlsein, Viktor! Es lebe, was wir lieben! Und wenn's die rote Julie ist!“

Sie hatten laut gelacht, Hans, der Vater und alle Herren. Und Genzner hatte angestimmt: „Rothaarig ist mein Schätzelein —“

Die Herren waren in der richtigen Stimmung. Der letzte Abend vor den kommenden Biwaks, wo die „Erbswurst und der Kognak brave Tröster sind“, wie Viktor lachend gesagt hatte, als sie bei Tisch neben ihm saß. Und wie lustig waren seine Schnurren gewesen!

Die rote Julie? Das war die Mamsell, ein kokettes Frauenzimmer.

„Wir stören wohl die Damen oben,“ hatte Genzner gesagt. Deutlich hörte es Lena. „Trinken wir das letzte Glas lieber unten in der Grotte.“

Und er hatte angestimmt: „Gehn wir in den Garten, atmen Blütenduft —“

Sie waren alle einverstanden, die lustigen Brüder in der Runde, und der Artilleriemajor, Hans' Abteilungschef, hatte zugestimmt: „Eine kapitale Idee! Pure Romantik —“

„Mit Pfirsichbowle, Herr Major!“

Man pilgerte in den Garten, und die Windlichter warfen ihren bunten Schein durch das Fliedergebüsch. Alle sah Lena vorbeigehen. Einer — das war Viktor — schloß den Zug, und neben ihm ging Julie, mit der Bowle in beiden Händen. Der Husar aber nahm die Gelegenheit wahr, faßte sie um und küßte sie, einmal und zweimal, und das Mädchen ließ sich's ruhig gefallen.

Und Lena stand am Fenster, starr vor Entsetzen.

„Nach dem Manöver, Lena, da komme ich und frage.“

Und eine Stunde darauf küßte er eine andre!

Die Empörung war in ihr aufgeflammt. Stundenlang hatte sie auf ihrem Bette gesessen und vor wehem Schmerz die Hände ineinandergekrampft.

So also war Mannesliebe beschaffen? Die Rose, die am Wege blühte, brachen die Männer und fragten nicht lange.

Wie ein Hohn war das Lied halbverweht an ihr Ohr heraufgeklungen: „— half ihm doch kein Weh und Ach, mußt' es eben leiden —“

Da sprang sie zornig auf und schloß das Fenster.

* * *

„Nun, mein Liebes, so nachdenklich?“

Maria Ebbinghaus, Heinos Gattin, eine rundliche Frau mit fröhlichen Augen, stand im Rahmen der Verandatür.

„Verzeihe, Maria! Ich war solange allein.“

„Das heißt, ich habe zu lange geschlafen. Aber habe du erst mal drei Buben, du wirst merken, wie köstlich es dann

ist, einmal nach Herzenslust ausschlafen zu können. Und einen Hunger habe ich, prachtvoll geradezu!"

Sie küßte Lena und streichelte sie. Sie waren gute Freundinnen allzeit, die Frau Professor, die in Erlinghofen und der Ferienzeit das Paradies sah, und Lena, die so gern draußen in der Welt weilte.

„Warten wir noch auf Vater?"

Die Professorin musterte sehr angelegentlich den Tisch.

Da kam der alte Herr in Reitstiefeln und leichter Joppe, hing die Mütze an den Haken, strich über das volle weiße Haar und den wallenden Bart und küßte beide auf die Stirn.

„'n Morgen, Kinder! Die Jungens schon fort?"

„Nur Bubi schläft noch."

„Laßt den Knirps! Den behalte ich überhaupt hier, Maria. Und wenn Heino ins Feld rückt, bleibst du mit Max und Fritz ebenfalls in Erlinghofen."

„Wird nicht gehen, Papa. Heino sagt: Die Frau gehört an den eignen Herd."

„Na, das werden wir sehen."

Damit setzten sie sich zum Frühstück. Lena schenkte dem Vater ein und strich ihm das Brot. Das liebte er und dankte ihr freundlich. Sie war ja seine einzige Tochter!

„Doch ein Segen, daß unsre Truppen in Luxemburg und Belgien eingerückt sind, Kinder! Ich habe eine Heidenangst gehabt, daß sie es nicht täten. Dann hätten wir den Krieg im eignen Lande! Unser Kreuzer ‚Augsburg' hat übrigens tatsächlich den russischen Hafen Libau in Brand geschossen. Und habt ihr die Rede des Kaisers bei der Eröffnung des Reichstags gelesen? Versäumt es nicht, und merkt euch den 4. August 1914! Von diesem Tage an gibt es keine Parteien mehr. Der Tag ist vielleicht der bedeutungsvollste

im deutschen Volksleben gewesen. Es ist doch eine große Zeit, und ich danke Gott, daß ich sie erlebe. Größer ist sie als jene, wo ich in Straßburg mit einzog."

„Du widersprichst dir selber, Vater," warf Lena ein, „mir hast du früher oft gesagt, jener Tag in Straßburg sei dein größter und glücklichster gewesen."

„Ja, Lena, du hast recht. Damals habe ich deine Mutter zum ersten Male gesehen. Sie lag im Fenster und sah auf uns herab, auf uns Prussiens." Er rührte nachdenklich in seiner Tasse. „Wirst wohl von der Mutter die Neigung für Frankreich geerbt haben, Lena. Aber sie ist eine gute deutsche Hausfrau geworden."

Ihm standen die Tränen in den Augen. Das waren die grauen, klaren Augen, die Hans allein geerbt hatte.

Da brachte das Mädchen die Posttasche. Briefe und Zeitungen. Der alte Herr nahm die Brille mit den großen Gläsern aus der Hülle, packte die Zeitungen neben sich und musterte die Aufschriften der Briefe.

„Für dich, Maria. Von Heino. Pünktlich wie immer. Ein Mustermann!"

Die Professorin zog die Mundwinkel nach unten.

„Lieber Papa! Wenn er manchmal ein bißchen weniger musterhaft sein wollte, hätte ich nichts dagegen. Und nun erst, wenn er seine Kompagnie exerziert hat, da werden die Appelle auch zu Hause kein Ende nehmen."

Herr Ebbinghaus lachte. „Kann sein, Maria. Na, wird's dir zu arg, dann nimmst du Urlaub. Nach Erlinghofen."

Er öffnete einen Brief. „Der ist von Hans!"

Wie froh das klang! Von Hans!

Er überflog die Zeilen. Dann nahm er die Brille ab und sah zu den Damen. „Heute gibt's für euch zu tun, Kinder.

Hans kommt noch heute vormittag. Sie haben ein Automobil aufgetrieben. Wird allerdings viel Geld kosten. Aber na, großzügig sind die Londoner Herren ja alle. Und ratet, wer mit ihm kommt!"

„Nun?" fragte Lena. Sie schälte gerade sehr vorsichtig eine Birne.

„Viktor von Ronneberg. Was sagt ihr nun?"

Da klirrte das Messer auf dem Teller, und die Birne rollte auf das Tischtuch.

„Aber, Lena, was hast du denn?"

„Diese abscheuliche Wespe!" Sie schlug mit der Serviette in die Luft und jagte das angebliche Insekt bis in die andre Ecke der Veranda. Als sie wiederkam, hatte sie sich wieder in der Gewalt.

„Nimm Salmiak, Lena! — Das ist aber famos, daß die alten Kameraden sich getroffen haben. Hätte sich schon lange einmal sehen lassen sollen, der Viktor. Ein prächtiger Kerl!"

„Ich denke, er steht bei der Schutztruppe?"

„Da stand er. Ist aber wiedergekommen, wurde wieder in die Armee eingestellt und ist jetzt Oberleutnant bei den grünen Husaren. Exzellenz von Dubitz erzählte mir von ihm auf dem Provinziallandtag. Soll hervorragende Laufbahn vor sich haben. In Südwest hat er den Roten Adler mit Schwertern bekommen. Damit ist Majestät sonst höllisch sparsam. Na, er wird uns erzählen können. Ganz famos, daß er kommt! War ein prächtiger Junge, was, Lena?"

Jedes Wort war Lena ein Stich ins Herz. Aber sie bezwang sich. „Es ist zu lange her, daß ich Herrn von Ronneberg sah. Du entschuldigst mich, bitte."

Der alte Herr wollte seiner Tochter eine erstaunte Frage vorlegen. Aber Bubi, der jüngste Ebbinghaus, kam Lena zu

Hilfe. Er stürmte auf den Großvater zu, kletterte ihm auf die Knie, bot ihm den Mund und sagte: „Guten Morgen, Großvater! Nein, ich muß sagen: Gott strafe England!"

Ebbinghaus lachte laut. „Heinos Erziehung! Ach, du goldiger Prachtkerl! Wenn das der Zeppelin hört, wirft er gleich ein Dutzend Bomben auf England herab."

„Paß einmal auf, Großvater! Ich weiß von Zeppelin einen feinen Vers. Fritz hat ihn uns beigebracht. Den müssen wir jeden Tag singen, sagt er." Und er pflanzte sich vor den Großvater auf und sang ernsthaft und laut:

„Zeppelin, fliege,
Hilf uns in dem Kriege!
Fliege hin nach Engeland,
Engeland wird abgebrannt,
Zeppelin, fliege!"

„Wenn es nun den hinterlistigen Engländern nicht schlecht geht, Bubi, an uns liegt es nicht. Was, mein Junge?"

Der alte Herr herzte den kleinen Schelm und sagte zu seiner Schwiegertochter über den Tisch: „Auf deine Buben, Maria, kannst du stolz sein!"

Und die Frau Professor war es ohnehin schon!

Die Hupe eines Kraftwagens dröhnte die Dorfstraße herauf, daß sämtliche Köter wütend kläfften.

„Da sind sie schon!"

Herr Ebbinghaus stand flugs auf und ging durchs Haus. Vor ihm her stürmte Bubi, lugte aus der Tür und jauchzte dem Großvater entgegen:

„Zwei Männer, und einer ganz feldgrau! Hurra!"

Unter den alten Ulmen umarmte Ebbinghaus seinen Sohn Hans und schüttelte dessen Gefährten die Hand.

„Willkommen, mein Junge! Grüß Gott, Herr Baron!"

Der Oberleutnant in der feldgrauen Husarenuniform sah den alten Herrn unsicher an.

„Ich bin fremd geworden in Erlinghofen, scheint es."

„Wenn man sich solange nicht sehen läßt! Aber wir sind die alten, Viktor, wenn Sie wollen."

„Tausend Dank, Herr Ebbinghaus! Nun freut es mich erst, daß ich Erlinghofen sehe. Und das ist der jüngste Ebbinghaus?"

Bubi stand in andächtiger Bewunderung. Das Auto, der schlanke Herr im Staubmantel, die Husarenuniform, die Reitstiefel und vor allem der Säbel — das war einmal was!

„Bubi, sage doch Onkel Hans guten Morgen!" befahl der Großvater.

„Gott strafe England, Onkel Hans!"

Alle lachten fröhlich.

„Wetter ja, das ist anzüglich, Bubi!" staunte Hans. „Aber schadet nichts, Bubi. Sieh her, was ich für dich habe!"

Und Bubis kühnste Träume wurden erfüllt. Helm, Säbel, Lanze, feldgraue Ulanka und ein Steckenpferd. Jubelnd stürzte der Junge davon, als könnte einer ihm die Schätze wieder nehmen.

„Nun sage noch einer, daß ein Junggeselle sich nicht auf Kinder verstehe," lobte der alte Herr. „Und nun vorwärts! Auf unsre Damen werden wir freilich noch einen Augenblick warten müssen. Aber für ein Frühstück garantiere ich."

Viktor von Ronneberg war es seltsam zu Sinn, als er mit den Freunden in den kühlen Flur trat und Mütze und Säbel aufhängte. Da balzte der ausgestopfte Auerhahn noch immer über der Tür zum Eßzimmer, die Geweihe und Rehgehörne reckten noch immer die Zacken und Enden, und die alte Kastenuhr tickte noch genau so laut und voll wie damals.

Damals — als ein junges Mädchen die lieben dunklen Augen wie ein guter Kamerad fröhlich auf ihn richtete und ihm die Hand bot. Ueber die alten Eichendielen war er gegangen, und die Sporen klangen hell bei jedem Schritt. Damals, als er noch ein leichtes Blut war.

Der alte Herr ließ ihm nicht lange Zeit zu schwermütiger Erinnerung. Auf der Veranda war der Tisch gedeckt. Ein Glas Wein und ein herzstärkendes Frühstück.

„Das war gar nicht so einfach, lieber Vater, bei Ausbruch des Krieges von London wegzukommen," sagte Hans und schnitt ein rechtschaffenes Stück von der harten Schlackwurst. „Hier, Viktor, immer tüchtig zugelangt!"

Hans schob dem Freunde den Schinken hin. Der war immer Viktors Schwäche gewesen. Der Husar ließ sich auch nicht nötigen. Auf Erlinghofen war man immer nach fünf Minuten zu Hause.

„Läßt sich denken, Hans. Aber man kann euch Deutschen doch nichts in den Weg gelegt haben, sollte ich meinen."

„So sagst du, Vater. Aber du kennst den verschlagenen Wicht, diesen Edward Grey, und seine Helfershelfer noch nicht. Am Montag nach dem 1. August ist doch Bankfeiertag in England. Da ist jede Zahlstelle geschlossen. Jedermann hat in London sein Geld auf einer Bank; sein Scheckbuch in der Tasche genügt für Zahlungen. Was machen die heimtückischen Gesellen? Der Lordkanzler erklärt einfach diesmal die nächsten vier Tage nach dem 1. August für Bankfeiertage! Warum? Wer das Reisegeld auf seiner Bank holen wollte, zog wieder mit leerer Börse heim, und der letzte Dampfer für die deutschen Wehrpflichtigen tutete in Gravesend. Wer nicht mitkam, wanderte in Kriegsgefangenschaft. Es sind weitblickende Menschen, diese Asquith, Grey und Genossen, wie?"

„Da möchte man wirklich Heinos Jungen recht geben! Gott strafe England!“ ergrimmte sich der alte Herr.

„Ich habe meinen Landsleuten geholfen, wo ich nur konnte. Auf Leicester Square, am Sonnabend, erholte sich das Söldnerpack noch einmal kräftig. In ihren Khakiröcken, den Bambusstock in der Hand, zogen sie von Kneipe zu Kneipe, und der Janhagel mit ihnen. Es hat mich angewidert, wenn ich daran dachte, daß unsre ehrlichen deutschen Soldaten sich mit diesem Auswurf schlagen sollen! Aber sie mögen nur kommen, was, Viktor?“

„Wir werden sie schon verdreschen!“ sagte der Husar. „Ich habe schon lange darauf gelauert.“

„Dabei ist dieses Gesindel hochmütig und siegesgewiß! Vom verkommensten Vagabunden bis zum Lord. Wißt ihr, was mir ein Klubgenosse zum Abschied sagte? ‚Euer großer Moltke ist tot. Die letzte Milliarde wird den Sieg entscheiden, wir Engländer fechten bis zum letzten Penny!‘“

„Und was hast du erwidert, Hans?“ fragte der alte Vater sichtbar erregt.

„Wer reine Hände und ein gutes Gewissen hat, der wird Sieger bleiben!“

„Bravo, mein Junge! Das ist ein gutes Wort, lieber Hans. Darauf laßt uns anstoßen!“

Die Gläser klangen zusammen.

„Weiß Gott, Jungens — entschuldigen Sie, Viktor! —, weiß Gott, es ist mir gar nicht, als ob wir in einen schweren Krieg gingen! Wie ruhig ist unser Volk! Kein Lärm, kein Geschrei, keine Uebertreibung! Ich habe noch kein Murren gehört. Aber den heiligen Zorn, die verhaltene Wut sehe ich überall.“

„Und die helle, frohe Begeisterung, lieber Vater! Du hättest mit uns durchs Rheinland und durch Westfalen fahren müssen!

Vater, zehn Jahre meines Lebens sind mir nicht soviel wert wie diese vier Tage auf der Bahn! Da bin ich wieder froh und stolz geworden, ein Deutscher zu sein!"

„Du bist immer ein guter Deutscher gewesen, Hans! Nur daß du früher den Rock nach englischem Schnitt trugst."

„Damit wird es in Zukunft nun hapern," meinte Viktor, „die Londoner Tailors haben für uns Deutsche wohl ausgeschneidert. Du glaubst nicht, wie fix die englischen Namen von den Läden verschwunden sind! Daß der Kaiser dem Botschafter Großbritanniens in Berlin bei der Kriegserklärung seine englischen Orden zurückgeschickt und auf alle englischen Ehrenstellungen verzichtet hat, weißt du wohl?"

„Nein. Aber das ist deutsch und ehrlich! Ich trinke auf ihn!"

Die Offiziere standen auf und leerten ihr Glas auf das Wohl des obersten Kriegsherrn. Dann fuhr Viktor fort: „Und das Beispiel hat gewirkt. In den Schaufenstern der Juweliere kannst du heute eine wahre Pracht von ausländischen Orden sehen, die alle zugunsten des Roten Kreuzes verkauft werden."

„Und so mancher Deutsche hat solchen fremden Klunker lange Jahre stolz getragen," bemerkte der alte Herr lächelnd.

„Jedenfalls wird es die Engländer bitter ärgern, weil sie selbst vor ihren Orden und Titeln abgöttische Ehrfurcht haben. Wie lächerlich mir das alles jetzt vorkommt!"

„Aber das Eiserne Kreuz, Hans, das möchtest du doch?"

„Das wäre mein Stolz! Weil jeder es erwerben kann und nicht nur einer mit reichem Geldbeutel und langer Ahnenreihe! Weil ich es nur mit meinem Blut erkaufen kann!"

„Ja, Hans, Blut wird es kosten!" sagte der alte Herr nachdenklich. „Noch mehr als Anno Siebzig!"

„Schadet nichts! Wir sind von Feinden umgeben, aber der heimtückische John Bull ist mir doch der widerwärtigste." Viktor sprach es mit leuchtenden Augen. „Die Franzosen hauen wir zuerst in die Pfanne, dann die andern!"

„Nun, mir scheint, die Belgier haben es am eiligsten."

„Aber den Franzosen wird es am schlimmsten ergehen."

„Ohne Zweifel!" sagte Hans. „Gravelotte und Sedan werden nichts gegen diesen furchtbaren Zusammenbruch Frankreichs sein."

Der Hausherr fragte nachdenklich: „Und was wird aus einem solchen Frankreich werden? Um Elsaß-Lothringen hat der Haß dreiundvierzig Jahre geflammt."

Hans legte Gabel und Messer hin und sagte ernst:

„Ich habe schon den Londonern gesagt: Frankreich wird von uns überrannt. Leicht wird es nicht sein. Aber als Militärmacht hat es nach dem Kriege für immer ausgespielt."

„Das glaube ich nicht, Hans," sagte der Husar. „Frankreich hat immer wieder neue Armeen ins Feld geworfen."

„Und wenn wir es einfach nicht wieder gestatten? Wenn wir ihm nach dem Kriege vorschreiben, nur eine bestimmte Anzahl Soldaten zu halten, damit der Friede Europas endlich gesichert ist? Napoleon I. hat es uns ja vorgemacht."

„Aber dann wäre Frankreich ja wehrlos, Hans," warf der alte Herr ein.

„Bewahre, Vater! Wir garantieren einfach den Franzosen, daß wir sie gegen jeden Angriff von außen schützen. Dann sind sie von ihrer schlimmsten Krankheit, dem Gloirefieber, kuriert und werden sehr vernünftige Nachbarn sein, wenn wir in ein gegenseitiges Schutz- und Trutzbündnis treten."

„Junge, du träumst wohl?"

„Höre zu, Vater! ‚Gott strafe England!‘ sagte der kleine Bubi heute. Weißt du, wie wir das am gründlichsten besorgen könnten? Wenn sich nach dem Kriege die Kulturstaaten Europas zu einem einzigen großen Wirtschaftsbunde zusammenschließen, natürlich unter Ausschluß der Russen, denn das sind Asiaten, die nicht nach Europa gehören. Preußen hat es uns vorgemacht, als es den deutschen Zollverein gründete. Warum sollen die europäischen Staaten nicht ihren Bund gründen? Wenn England, dieser Judas unter den germanischen Staaten, sich diesem Wirtschaftsbunde nicht anschließen will, so bleibt es eben draußen. Und wenn wir England aus dem Handel ausschalten, das heißt direkt von seinen jetzigen Kolonien Getreide und andre Naturprodukte unter Umgehung Londons kaufen, so werden wir damit noch ein andres erreichen. Die englischen Kolonien werden mit uns direkt Handelsverträge schließen, also mit dem europäischen Kontinentalbund, werden den riesenhaften Gewinn des Londoner Zwischenhandels in die eigne Tasche stecken, und wenn das England nicht zulassen sollte, so werden sich die englischen Kolonien, Indien, Kanada, Australien, Südafrika, vom englischen Mutterlande lossagen, das sie doch nur aussaugt. Auch die Vereinigten Staaten von Nordamerika waren ja einst nur eine englische Kolonie. Vor einer Lossagung seiner Kolonien hat England schon lange eine Höllenangst. Ist es erst soweit, so wird das stolze britische Weltreich, das von der Thémse aus Millionen in der Knechtschaft hält, sich wieder auf seine alten Grenzen in Europa, auf das Inselreich beschränken. Gott strafe England! Verlaß dich darauf, so weit kommt es einmal. Die ewige Gerechtigkeit lebt noch!“

„Und Rußland?“

„Für Rußland ist kein Platz in einer europäischen Kulturgemeinschaft. Es fragt sich, ob es nach dem Kriege noch ein

Zarenreich unter einem Zepter geben wird. Das Blut, von Russenhand vergossen, schreit gen Himmel! Die vielen politischen Morde, von Rußland angestiftet, rufen nach Rache. Meinst du, die serbischen Mordbuben hätten es gewagt, den österreichischen Thronfolger zu erschießen, wenn sie nicht auf russische Helfer gerechnet hätten? Zweimal — nach dem Japankriege und in der furchtbaren Revolution — hat der Deutsche Kaiser dem russischen Zaren den wankenden Thron gestützt. Der Kaiser hat mit Recht den Zaren daran erinnert. Nun haben wir den Dank! Die brennenden Dörfer in Ostpreußen, die gemordeten Bauern und geschändeten Frauen, die jammernden Kinder, die nackten Flüchtlinge von der äußersten Grenze! Auch das schreit gen Himmel. Und wenn nun der russische Koloß im Osten in sich selbst zusammenstürzt — wir sehen ruhig zu! Laßt euch nicht irremachen durch unklare Reden und bösartige Drohungen! Laßt sie kommen! Ihr Grab ist geschaufelt, und unser Pulver ist trocken. Der alte Gott lebt noch und verläßt keinen Deutschen!"

Alle drei saßen eine Weile still. Hans ließ Saiten in ihrer Seele klingen, die bisher geschwiegen hatten.

„Junge! Hans!" sagte endlich der Vater. „Als wir im letzten Kriege gegen Frankreich die deutsche Fahne auf das Straßburger Münster steckten, als Metz fiel und Paris unsern Einzug sah, als der Preußenkönig die Kaiserkrone nahm, da glaubten wir, des deutschen Volkes Mission sei erfüllt. Die deutsche Einheit war da! Und nun redest du von einem neuen, großen Deutschland, das der Welt seinen Willen aufzwingen soll! Ich bin alt und grau geworden. Mag sein, daß ich es nicht mehr fassen kann. Aber ein Traum kann es auch nicht sein, kein leeres Hirngespinst. Sonst glaubtest du nicht daran! Der Glaube, die Zuversicht, der Wille zum Siege ist da. So war es Siebzig, so ist es heute! Walt' es Gott!"

„Und das kalte Eisen! hat damals Bismarck gesagt," setzte Viktor hinzu.

„So? Dann ist es auch wahr!" sagte der alte Herr begeistert. „Ein Bismarckwort, ein wahres Wort! — Sein Andenken!" Sie hoben die Gläser und tranken.

* * *

Auf der Terrasse, wo der Gutsherr mit seinen Gästen beim Frühstück saß, war in der lebhaften Unterhaltung eine Pause eingetreten. Da klang eine helle Jungenstimme von der Gartenmauer her: „Großvater!"

„Das ist Fritz!" sagte der alte Herr.

Es rauschte im Fliedergebüsch hinter der Grotte, als bräche ein Stück Wild durchs Dickicht. „Großvater!"

„Ja, Fritz! Hier!"

Da schnellte der Rufer über den Rasen und die Verandatreppe empor. Rot vom Laufen war das Gesicht. Er achtete gar nicht auf Viktor und Hans. „Großvater!" rief er keuchend. „Großvater! Die belgische Festung Lüttich — ist — im Sturm genommen! Hurra!"

Und seine Augen leuchteten, als sei er selbst dabei gewesen.

Wo blieben die Vorwürfe wegen des unsinnigen Rennens durch den sonnigen Tag!

Die drei Herren standen vor Fritz. Der Junge hatte gar keine Zeit zu einem Gruß für die Gäste. Mit fliegendem Atem berichtete er: „Ein Auto ist über die Eisenbahnbrücke gekommen. Die Herren haben es Max und dem Lehrer zugerufen, und die haben mir gewinkt. General Emmich hat Lüttich erstürmt! Die deutsche Flagge weht über Lüttich!"

Nun erst reichte er den Herren die Hand. „Grüß Gott, Onkel Hans!"

Auch Viktor bekam seinen Händedruck, dann stürmte der Siegesbote ins Haus, und seine helle Knabenstimme schmetterte durch die Räume: „Mutter! Tante Lena! Lüttich ist gestürmt!"

Und nun kamen sie alle schnell herbei voller Jubel über die frohe Siegesbotschaft. Maria überquellend vor Wonne, ganz selig, daß gerade ihr Fritz der Bote gewesen. Lena war stolz und bewegt.

„Ist es wahr, Vater? Die starke belgische Festung ist erobert?"

Da sah sie Viktor und Hans. Ihr Schritt stockte. Hans umarmte sie.

„Nun, wer hatte recht, Lena, als er dich heimrief aus der Fremde?"

„Du, Hans!"

Nun machte Herr Viktor von Ronneberg seine Verbeugung, sehr korrekt. Er küßte der Frau Professor die Hand. Lena reichte ihm die Rechte.

„Sie sind mit Hans gekommen. Herr Baron? Vater hat sich sehr auf Ihren Besuch gefreut."

Jedes Wort ein Stacheldraht. Bis hierher — und ich stehe jenseits.

Die Professorin half dem Oberleutnant von Ronneberg und Lena unwissentlich über die peinliche Verlegenheit dieses Wiedersehens hinweg.

„Sie haben in Südwestafrika Dienst getan, Herr Baron?"

„Gewiß, gnädige Frau. Vier Jahre lang."

Er sah unsicher zu Lena hinüber. Sie wußte es ja, wann er hinübergegangen war.

„Ich denke mir das Leben dort voll Abwechslung und Anregung. Ueber militärische Dinge kann ich ja nicht mitreden, aber ich habe eine Freundin, die einen Farmer geheiratet

hat. Sie schreibt hin und wieder. Ich beneide sie um ihr Leben."

„Na, Maria," mischte sich Hans ein, „du würdest dich schön nach Arensberg und Erlinghofen zurücksehnen! Wenn du Windhuk hinter dir hast und auf der Karre durch die afrikanische Geographie rumpelst, unter den Sternen des Himmels kampierst und an einer Wasserstelle mit den Ochsen die edle Himmelsgabe teilst, so ist das allerdings eine Reise voller Abwechslung, bis du in das traute Heim unter dem Wellblechdach gelangst. Und wenn du dann in später Abendstunde mit der Laterne am Kral sitzest und die Ziegen und Lämmer zählst, die von der Weide herein meckern und blöken, so mag das ja auch eine ganz wertvolle Anregung sein. Afrika nimmt sich sehr poetisch aus, wenn man in Erlinghofen sitzt. Frage mal meinen Freund hier!"

Viktor von Ronneberg half der Professorin. „Du natürlich, Hans, siehst alles mit dem Blick des verwöhnten Großstädters an, der nur erster Klasse durch die Welt fährt und schon nervös wird, wenn das Frühstück zwei Minuten auf sich warten läßt. Mache mir Afrika nicht schlecht! Wer einmal den Fuß auf seinen Boden setzte, wird das Heimweh nach ihm nicht los. Und unser Deutsch-Südwest ist ein besonders heiliges Land. Hat es nicht deutsches Blut getrunken?"

„Ein gutes Wort, lieber Viktor!" lobte der alte Herr. Lena ging es durchs Herz. Warum durfte sie sich nicht mitfreuen, wenn Viktor so bestimmt und ernst sprach? Warum mußte sie ihm gegenübersitzen wie eine Fremde?

„Ich will dich nicht gekränkt haben, Viktor," lenkte Hans ein, „aber unsre lieben deutschen Frauen überschätzen so gern die Fremde, das Entfernte und Unbekannte, und wollen dann nicht sehen, wie schön und wie traut unsre Heimat ist."

„Danke, Herr Schwager!“ sagte die Professorin.

„Bitte, liebe Maria. Auch andern Leuten stelle ich diese Wahrheit gern zu unentgeltlicher Benutzung.“

Er sah Lena lächelnd an. Aber sie tat, als gehe es sie nichts an.

Die Professorin wurde eifriger. Ein Dutzend Fragen tat sie: nach dem Leben in Swakopmund und Windhuk, nach den Diamantenfeldern von Pomona und ob die Deutschen nun die Walfischbai besetzen oder die Engländer über die Grenze kommen würden; bis Hans wieder eingriff und meinte: „Mein Freund hätte die beste Gelegenheit, liebe Maria, dir die schönsten afrikanischen Geschichten, Kriegstaten und Löwenjagden, Küstenklatsch und Negergreuel aufzubinden, aber er ist ein Mann, der sich zu beherrschen weiß —“

Um Lenas Mund zuckte es spöttisch. Viktor bemerkte es und wurde rot.

„Aber nun laß mich einmal eine Frage an dich richten, lieber Viktor!“ fuhr Hans ernsthaft fort. „Warum bist du damals so Hals über Kopf nach Afrika gegangen?“

Hans stellte die unverhoffte Frage mit Absicht.

„Bubi spielt wieder den Vandalen an meinen Rosenstöcken!“ sagte Lena unvermittelt und ging eilig in den Garten, obwohl der kleine Bursch auf seinem Steckenpferd über den Kiesweg galoppierte. Hans sah, daß auch Viktor von Ronneberg bei der Frage verstimmt wurde. Aber er wartete seelenruhig auf seine Antwort.

„Warum ich nach Deutsch-Südwest ging, Hans? Warum bist du als junger Mensch über den Kanal gedampft und in London hängen geblieben? Wahrscheinlich trieb uns beide doch das gleiche Gefühl — die Ahnung, in der Fremde besser am Platze zu sein als daheim.“

Du willst also nicht Farbe bekennen, dachte Hans. Aber je dichter du die Fenster machst, desto besser weiß ich, wie es bei dir drinnen aussieht.

„Du magst recht haben, Viktor. Es kommt ja noch allerlei hinzu. Ein bißchen Ehrgeiz oder Schmerz oder Liebe, je nach Geschmack. Aber, lieber Junge, ich muß dich jetzt den Damen überlassen, ich habe mit Vater noch einiges zu erledigen. Du nimmst es mir nicht übel?"

„Durchaus nicht. Ich rücke selbst morgen ins Feld. Habe freilich nichts zu ordnen, als was in meinem Koffer Platz hat."

Das Wort hatte doch einen bitteren Beigeschmack. Lena hörte es, als sie die Treppe wieder heraufkam. Sie wußte, daß Viktor von Ronneberg nun ganz allein in der Welt stand. Als er die letzten Rebellen unter dem Häuptling Morenga jagte, war die Nachricht vom Tode seiner Mutter gekommen. Sein Vater war früh auf der Jagd verunglückt.

Hans ging mit seinem Vater ins Haus. Der alte Herr mußte unterrichtet sein über alles. — Für alle Fälle. — Der Krieg war kein Manöver!

Die Professorin nahm die Gelegenheit wahr, Viktor auszufragen.

„Wie wäre es, meine verehrten Herrschaften, wenn wir einen Gang durch den Garten machten? Wir könnten dabei noch das Obst für den Tisch pflücken, Lena."

„Gewiß, liebe Maria. Herr von Ronneberg kennt freilich unsern Garten schon, und es hat sich nichts darin geändert seit jener Zeit, Herr Baron."

„Nun, liebe Lena," fiel die Professorin ein, „du warst Jahre hindurch selbst nicht hier. Da dürfte sich doch einiges —"

Aber Lena fiel fast heftig ein: „Ich muß es doch wissen, liebe Maria. Ich habe ein vorzügliches Gedächtnis."

Sie gingen den breiten Kiesweg entlang, an dessen Ende die Grotte lag. Das war weiter nichts als ein schöner, schattiger Platz unter einer Esche, auf der Rückseite mit dichtem Fliederbusch gesäumt, nach dem Garten zu mit Tuffstein abgesondert.

„Sie waren längere Zeit nicht in Erlinghofen, meine Gnädigste?“ fragte Viktor. Er zwang sich mit eisernem Willen, ihr ruhig ins Auge zu sehen. Er wollte sich nicht peinigen lassen. Sie sollte merken, daß er ein Mann war, der sein Herz zu meistern wußte.

Lena bückte sich, richtete einen hängenden Zweig auf und brach ihn dann ab. Er trug eine schöne Rose und eine Knospe von zarter Farbe. Sorgsam steckte sie den Rosenzweig in den Gürtel.

Die Professorin hatte für sie das Wort ergriffen. „Ja, denken Sie sich, Herr Baron! Meine Schwägerin Lena hatte plötzlich die Anwandlung, die Fremde zu sehen, ging mit Tante Sibylle nach Baden-Baden und ist richtig ins Ausland gekommen. Nach Frankreich! Kaum, daß die Brüder sie jedes Jahr einmal sahen. Wann gingst du doch damals, Lena?“

„Es war kurz nach jenem Manöver, in dem Herr von Ronneberg zum letzten Male bei uns war. Sie besinnen sich gewiß, Herr Baron?“

Sie sagte es kalt und gleichgültig.

„Ich besinne mich vollkommen, meine Gnädigste!“

Aber er war doch etwas bleich und erregt, als er antwortete.

Sie kamen langsam an die Grotte. Es saß sich immer gut im kühlen Schatten. Man sah auf die Beete und den grünen Rasen, den Blumenflor und das alte Gutshaus, das so ruhig und friedlich unter den riesigen Ulmen und Kastanien lag, die nach der Dorfstraße das Tor hüteten wie riesige Recken.

Aber Lena sollte gerade hier nicht merken, wie er sich zusammenraffen mußte!

„Es war gerade in dieser Grotte, wo wir den letzten fröhlichen Abend verbrachten," setzte er hinzu, zur Frau Professor gewandt. „Ich habe den Abend nie vergessen."

Sie setzten sich in die Gartenstühle.

„Ein gutes Zeichen für Erlinghofen, Herr Baron," versicherte die Professorin. „Sie haben doch gewiß Erlebnisse genug in den Kämpfen in Südwestafrika gehabt, die unser liebes Nestchen hier in den Hintergrund drängen mußten. Die Reise über den Ozean, das Leben in Afrika, der Kampf mit den Eingeborenen — was weiß ich!"

„Ganz recht, gnädigste Frau. Eine Reise über See ist zum ersten Male immer eine Offenbarung. Wenn Lissabon hinter einem liegt, wenn die schwarzblauen, langen Wogen des Ozeans das Schiff leise wiegen, wenn die schimmernde Kiellinie wie eine riesige, gleißende Schlange zurückbleibt und der weiße, schäumende Gischt am Bug sprüht, wenn die Sterne in lauer Nacht golden glänzen — den Mann möchte ich sehen, den die erhabene Größe des Meeres und des Himmels nicht zur Andacht stimmte. Aber über den Ozean geht der Schmerz mit und auch die Reue."

„Aber auch die Liebe!" Die Frau Professor sagte es schlicht. Sie mochte an die Farmerfrau denken.

„Nicht immer, gnädigste Frau. Sie bleibt oft genug am fernen Ufer und wendet sich ab."

Er sah zu Lena hinüber. Sie mied seinen Blick nicht und sagte fast hart: „Sie findet vielleicht den besten Trost, Herr Baron, wenn sie vergißt."

Nun stutzte die Professorin doch. Was für eine seltsame Unterhaltung war das! Ein Reiteroffizier und eine

junge, weltgewandte Dame redeten wie zwei Gelehrte. Sie brachte schnell das Gespräch auf ein andres Geleise.

„Ich habe seinerzeit gelesen, daß der Kaiser Sie besonders ausgezeichnet hat, Herr Baron. Darf man wissen, bei welcher Gelegenheit?"

„Gewiß. Da ist nicht viel zu berichten. Das Oberkommando im Schutzgebiet brauchte einen Mann, der sich getraute, mit einer Handvoll braver Reiter eine gefährliche Bande zu verfolgen, dabei eine Kugel und in der Wüste auch ein bißchen Durst zu riskieren. Ich meldete mich, stöberte die Rebellen auf, machte sie unschädlich, und der oberste Kriegsherr hatte die Gnade, diese Leistung in einer Weise anzuerkennen, die mich fast beschämte. Das ist alles. Ich habe als Soldat nur meine Pflicht getan und ein bißchen Glück gehabt."

Ruhmredig war er nicht. Das mußte auch Lena ihm lassen. Aber so war er immer gewesen. Als er damals dem Bauern Steffen die durchgehenden Gäule aufhielt und selbst ein Stück geschleift wurde, daß alles starr vor Schreck stand, kam Viktor von Ronneberg, der damals erst Fähnrich war, wieder und sagte nur: „Schade um die schönen Lackstiefel! Sind nicht einmal bezahlt und schon hin!" Dann hinkte er ins Haus. Der Knecht mußte nach dem Arzt jagen.

„Ich habe von Ihrem Ritt in Deutsch-Südwest gelesen, Herr Baron," widersprach die Professorin. „Da klang die Erzählung doch ein wenig gefährlicher."

„Nun ja, gemütlich ist es ja nicht, wenn man so tagelang durch die Namib reiten muß, jeden Tropfen im Wassersack zählt und heilfroh ist, wenn das Pferd im ewigen Sand und in der Glut nicht zusammenbricht. Der Reiter hat es ja auch nicht gerade wie im Urlaub. In der Namib habe

ich einmal kennen gelernt, wie weh der Durst tut. Scheußlich — solange man noch die Besinnung hat. Man könnte einen Mord für einen Schluck Wasser begehen. Aber dann kommen die Wahnvorstellungen. Man sieht Seen und Flüsse, rieselnde Quellen und liebe Menschen, mit denen man in seinen Fieberphantasien einen kühlen Trunk tut. Ich war in Gedanken hier in Erlinghofen auf der Veranda und hier in der Grotte, und Hans schenkte immer noch einmal ein. Man hat mich aber zum Glück noch gefunden. Sonst säße ich nicht hier."

„Schrecklich, Herr Baron!" bedauerte die Professorin. „Aber warum meldeten Sie sich auch zu solchen Todesritten! Es ist doch schon böse genug, wenn man dazu kommandiert wird."

„Kommandiert, gnädige Frau? Das wäre eine traurige Schwadron, ein erbärmliches Bataillon, wo zu gefährlichen Ritten und Märschen deutsche Soldaten kommandiert werden müßten! Da heißt es einfach: Freiwillige vor! Und man hat mehr Leute, als man braucht. Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts auf der Welt!" sagte er begeistert, und nach einer kleinen Pause fuhr er fort: „Noch lebt, Gott sei Dank, der schneidige Reitergeist, der bei Roßbach und Vionville im Sattel saß, auch in unsrer Schutztruppe. Auch der alte Uebermut, der ein guter Kamerad, aber auch ein leichtsinniger Gesell ist."

Die Professorin begriff ihn nicht ganz.

Aber Lena nahm den Faden auf.

„Zu einem echten Reiter gehört der kecke Uebermut, Herr Baron. Ist General Seydlitz nicht unter den Flügeln einer Windmühle hingesprengt? Und gerade bei den Husaren sind doch die übermütigen Streiche von jeher beliebt gewesen."

Von der Dorfkirche kam der schwere Schlag der Turmuhr. Elf!

„O je! Ich sitze hier und verschwatze die Zeit,“ fuhr die Frau Professor auf, „und Punkt zwölf wollen wir doch essen! Da kommt Max nämlich. Also entschuldigen Sie, Herr Baron!“

Sie nahm den Korb und ging schnell zu den Obstspalieren.

Viktor wollte sich gleichfalls erheben. Aber er blieb, als Lena keine Miene machte, die Grotte zu verlassen.

„Sie meinen, gnädiges Fräulein, der Leichtsinn gehöre zum Husaren? Ja, wenn es auf Patrouille oder ins Gefecht geht — meinetwegen. Aber sonst ist der Leichtsinn ein schlimmer Gesell, der einen hetzt, bis man den Hals bricht, ehe man sich dessen versieht. Ich habe es ja erfahren müssen.“

„Wirklich, Herr Baron?“

Er beugte sich vor und umfaßte verlegen mit beiden Händen die Armlehne seines Stuhles.

„Spielen wir doch nicht Komödie, Lena!“

Da fuhr sie auf. „Mit welchem Rechte, Herr Baron —“

Aber er sprach ruhig weiter: „Mit dem Rechte des Mannes, der morgen ins Feld rückt und nicht weiß, ob er je wieder Gelegenheit haben wird, einen übermütigen Streich gutzumachen. Uebermut war es, weiter nichts, Lena! Ueberschäumendes Temperament. Und ich — ja, warum soll ich es verschweigen? Ich habe jahrelang bitter dafür gebüßt. Ich bin wiedergekommen aus Afrika, weil ich glaubte, überwunden zu haben. Ich weiß heute, daß ich mich getäuscht habe. Vielleicht ist der Krieg eine gute Medizin.“

Wieviel mußte der Mann, der jetzt vor ihr saß, der so klar und einfach sprach, gelitten haben, daß er ihr beichtete!

Sein Stolz hätte es früher nie geduldet. Wie schmerzlich seine Augen sie suchten! Sie hatten den tiefen, eindringenden Blick, den der Mann gewinnt, wenn er im Feuer des Feindes gelegen hat, wenn er dem Tode ins Auge geschaut hat. Da ist nichts mehr von Unruhe und Hast! Nur überlegene Ruhe und klares, scharfes Erfassen des Zieles. Soldatenaugen, die in blitzende Schüsse und drohende Gewehrläufe gesehen haben.

Lena wollte ihm eine unfreundliche Antwort geben. Und doch brachte sie es jetzt nicht übers Herz.

„Uebermut? Ueberschäumendes Temperament nennen Sie das? Ich beneide Sie, Herr Baron. Aber ich habe nicht das Recht, über Sie zu urteilen."

Er stand auf und trat an sie heran. „Und doch dürfen Sie mich nicht gehen lassen, Lena, ohne eine Wort der Verzeihung. Ich könnte nicht mit ruhigem Gewissen und gutem Mut gegen den Feind reiten, wenn ich denken müßte, Sie grollen mir noch immer! Was nützt es, wenn ich wiederhole, daß es die dumme Laune eines Augenblicks, der Uebermut war, der zu tief ins Glas geschaut hat und im überwallenden Kraftgefühl nicht daran denkt, daß er über die Schranke setzt und den Hals dabei brechen muß! Ich will mich nicht rechtfertigen. Aber ich will Sie bitten: Verzeihen Sie! Ich habe genug um jenen Augenblick gelitten."

Er streckte ihr die Rechte entgegen. Zögernd legte sie ihre Hand hinein.

„Gelitten? Nicht mehr als ich!" Leise kam es von ihren Lippen. Sie wurde rot vor Beschämung, daß sie es gesagt, und sie konnte es doch nicht zurückdrängen.

Diese Stimme des Mannes bannte sie. Seine suchenden, gequälten Blicke zwangen sie. „Lena!"

Da wehrte sie ihn ab. „Dem Manne, der ins Feld zieht, gilt mein Lebewohl. Weiter nichts, Herr Baron!“

„Und die Verzeihung? Das herzliche Vergeben! Lena, ich flehe dich an.“

Sie stand in schwerem Kampf. Wie es sie drängte, ihm ein gutes Wort zu sagen! Ihn froh und frei zu machen. Aber immer wieder stand das häßliche Bild vor ihrer Seele: das rothaarige Mädchen, das er umarmt und geküßt hatte!

Unwillig begehrte sie auf. „Ich kann nicht! Und wenn ich's wollte! Ich kann nicht!“

Da zog er die Rechte zurück. „Sie weisen mich zum zweitenmal zurück. Gott behüte mich, daß ich Sie zum drittenmal bitten müßte!“

Er verneigte sich und ging.

Da schrie sie laut auf in wehem Schmerz. „Viktor! Bleibe! Ich kann nicht anders. Noch nicht! Siehst du nicht, wie ich mich quäle?“

Er kam hastig um den Tisch herum und faßte ihre Hand. „Lena!“

„Sei gerecht, Viktor! Ich will ja auch gegen dich gerecht sein. Aber kann ich dafür, wenn ich nicht vergessen kann? Meinst du, ich sei leichten Herzens in der Fremde gewesen? Habe ich nicht auch getragen und gelitten um dich? Aber laß mir Zeit, Viktor! Fordere nichts, was ich noch nicht geben kann. Und nun geh! Geh jetzt zu Vater und zu Hans! Ich höre auch Maria rufen. Bitte, geh jetzt!“

Er küßte ihr die Hand und ging.

Maria Ebbinghaus kam mit einem Korbe voll frischer Birnen und wundervoller Pfirsiche.

Er nahm ihr die köstliche Last ab und trug sie ins Haus. Plaudernd ging Maria neben ihm, bis die Herren ihnen begegneten.

„Unsre Herrlichkeit hier wird nicht mehr allzulange dauern, Viktor. Um eins müssen wir abfahren, wenn wir noch rechtzeitig den Militärzug in Arensberg erreichen wollen. Können wir rechtzeitig essen, Maria?“ fragte Hans.

„Gewiß. Ich habe mich auf zwölf Uhr eingerichtet, seitdem Max Dienst tut.“

* * *

Das Mittagmahl verlief doch ernster, als der Hausherr es wollte. Er hatte seinen besten Wein aus dem Keller geholt, und als sie anstießen, sah er Hans liebevoll an: „Auf alle, die hinausziehen in den Kampf. Auf dich, Hans, auf Sie, Viktor! Gott lasse euch fröhlich heimkehren! Und auf alle, die einen Mann im Felde wissen! Auf dein Glück in der Ferne, Hans! Heil und Sieg!“

„Danke, lieber Vater!“

Hans hatte dem Vater sein Testament in Verwahrung gegeben und auch seine Liebe zu Elinor vertraut. Sie stießen alle ernst an, Maria rieselten die Tränen über die Wangen. Lena aber war bleich, und ihr Blick war fast starr, als sie ihren Kelch Viktors Glas näherte. Sie litt unsäglich.

Was nützte es, daß Max munter erzählte? Von den Transportzügen mit den bekränzten Geschützen, von den fröhlichen Reitern, die mit ihren Rossen im Wagen „rollendes Biwak“ bezogen hatten! Von den Paderborner Husaren, die den Zaren als Ehrenoberst hatten. „Wir holen unsern Chef!“ hatten sie an ihre Wagen gekreidet. Nur er und Fritz waren bei der Sache, und Bubi hörte mit glänzenden Augen zu.

Das letzte Glas wurde getrunken. Draußen mahnte das Auto zum Abschied. Der alte Herr umarmte Hans. „Geh

mit Gott, mein Junge! Er wird dich in seinen gnädigen Schutz nehmen! Geh mit Gott, mein Hans!"

Die Frauen weinten leise, als sie Hans umarmten und zum letzten Male küßten. Max und Fritz schnitten schreckliche Gesichter. Sie wollten die Rührung verbeißen, wollten forsch erscheinen. Nur Bubi war fröhlich.

Er zupfte Viktor an der Uniform. „Du, einen Kürassierhelm bringst du mir doch aber mit, ja? Aber einen von den Franzosen, die haben einen Pferdeschwanz dran, sagt Fritz."

„Ja, Kerlchen. Aber erst muß ich ihn holen."

„Vergiß es nicht!"

Da hob Hans den kleinen Schelm in die Höhe und küßte ihn.

Lena aber trat schnell zu Viktor von Ronneberg. „Zum Andenken! Nehmen Sie es und kommen Sie gesund und als Sieger heim!"

Sie gab ihm die Rose mit der Knospe, die sie im Gürtel getragen. Und als er dankte und ihr die Hand küßte, war es ihr, als fiele eine Last von ihrer Seele.

„Nun kann mir nichts geschehen! Dank! Tausend Dank!" flüsterte er.

Da kam der alte Herr und schloß auch Viktor in die Arme.

„Einen Vater haben Sie nicht mehr, mein lieber Viktor. So will ich Sie an Vaters Stelle segnen. Gehen Sie mit Gott! Und wenn Sie heimkommen, steht Ihnen Erlinghofen offen als ein Vaterhaus."

„Dank! Tausend Dank!" Viktor stammelte es unter Tränen.

„Und nun genug des Leides, Kinder!" befahl der alte Herr energisch. Wie ein Kommando klang es. „Mit hohem Mut und frohem Herzen sollt ihr hinausziehen gegen den Feind! Schlagt ihn, Jungens, wo ihr ihn findet! Darauf das letzte Glas! Schenkt ein!"

Hei, wie die Gläser nun klangen! Was für helles Geläute sie hatten! Wie die Augen nun freudig blitzten, wenn auch die letzte Träne in den Wimpern hing!

„Aufs Vaterland, Jungens! Auf den Sieg! Auf alle braven Soldaten!“

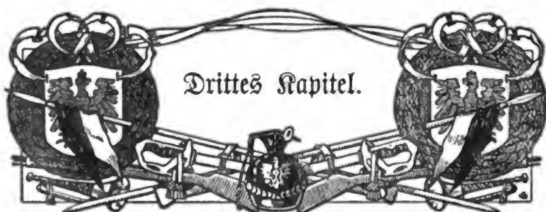
Laut rief's der alte Herr.

„Und auf alle treuen Herzen daheim!“ sagte Viktor von Ronneberg, sah Lena an und trank aus.

Dann gingen sie. Der Motor wurde angekurbelt und ratterte.

„Lebt wohl!“

„Hurra!“ schrien die Jungens zum letzten Male. Dann glitt der Wagen die Straße hinab.



Drittes Kapitel.

Das Landwehrbataillon, in dem Hauptmann Heino Ebbinghaus die zweite Kompagnie führte, marschierte durch den grauen Staub der belgischen Heerstraße. Noch immer brannte die Augustsonne unbarmherzig vom blauen Himmel, an dem einzelne weiße Wolkenballen segelten, als wären ungeheure Schrapnells da oben geplatzt. Sonnenbraune, bärtige Gesichter unter den Helmen. Grau wie die Felduniform waren die Bärte der Landwehrmänner. Seit dem frühesten Morgen marschierten sie durch die sengende Glut und den aufgewirbelten Staub, der sich in die Kehle stahl, sobald einer die kurze Pfeife aus den Zähnen nahm. Vierzig Kilometer lagen hinter dem marschierenden Landwehrbataillon, und noch immer ging es hurtig unter den Ahornen und Pappeln hin, deren Laub verstaubt war, als sei es plötzlich verwelkt.

Noch immer fanden die Witzbolde der Kompagnien dankbare Hörer, und aus tausend Kehlen schallte es fröhlich mit, wenn einer zu singen anfing. Wer sollte schlapp sein, wenn vorn, meilenweit vorauf, die Kameraden bereits in heißer Feldschlacht unter dem eisernen Hagel lagen und gegen die bleiernen Schwaden Sturm liefen! War der Marsch nicht das reine Manöver dagegen?

Und wenn einem die wunden Füße brannten und das Gewehr die Schulter drückte, wenn der gepackte Tornister, der

vom Marschstaube grau war wie sein gerollter Mantelkranz, die Strapazen des Krieges spüren ließ, so biß jeder die Zähne zusammen und gab sich einen neuen Ruck. Vorwärts!

Nur nicht schlapp werden! Das ist die einzige und letzte Sorge. Die andern sind lange zurückgeblieben, wie Möwen, die zum Strande zurücksegeln, wenn der Kurs zu weit auf die hohe See geht.

Zu Weib und Kind, zu Vater und Mutter fliegt das Gedenken zurück, wenn die Sterne über dem Feldlager funkeln. Aber auf dem Marsche bleibt keine Zeit. Es ist, als ob es in ein neues Leben, in eine fremde Welt gehe. Wer den Helm aufsetzt und das Gewehr auf die Achsel wirft, gehört nicht mehr sich selbst. Er gehört den Tausenden, die mit ihm marschieren, in deren Blick er plötzlich die Bruderaugen entdeckt hat, den Kameraden unter der Fahne! Sie alle werden von der einen geheimen, furchtbaren Gewalt getrieben, die kein Ermatten und Ermüden duldet. Vorwärts! Nur vorwärts! Wo das Blut für das Vaterland fließt, wo die Kanonen donnern, wo die Geschosse pfeifen — da warten sie auf dich, vielleicht in letzter Not! Vorwärts, wenn du ein ehrlicher Kerl bist!

Weiter geht es durch Sonnenbrand, durch wirbelnde Staubwolken, über die Gräben der Chaussee, vom Feinde gegraben und notdürftig wieder ausgefüllt, durch das Gewirr zerschnittenen Stacheldrahtes, das rechts und links auf dem Felde wie verworrenes Gewürm liegt, an den Stümpfen der Bäume vorüber, die Feindesaxt krachend über den Weg stürzen ließ, vorbei an den zerstampften Aehrenfeldern, die bis zum breiten, spiegelnden Strom gehen, wo die gesprengte Brücke ihr Eisenwerk gleich zerrissenen Netzmaschen hängen läßt und der Notsteg über die deutschen Pontons geschlagen ist, durch die brandschwarzen Mauern verödeter Dörfer und über die blutige

Walstatt, wo die Schützengräben wie lange, dunkle Linien in den weiten Plan gezeichnet sind, durch den grünen Forst, in dem die Zweige versengt und geknickt zwischen den Wurzeln liegen, wie nach schwerem Windbruch und Wettersturm.

Vorwärts! Hindurch! Vorn dröhnt es wie schwerer, ferner Notruf! Dumpfe Schläge, wie aufziehendes Gewitter. Der schwarze Rauch lagert sich wie ein ungeheurer Flor am lustig blauen Sehkreis.

„Singt eins, Kameraden!" rief Hauptmann Ebbinghaus vom Sattel aus. Solange seine Kompagnie ihr Marschlied nicht eingehen ließ, das der Gefreite Klinkow verfaßt hatte auf der langen Bahnfahrt bis zur Grenze, hatte es keine Not um den guten Mut seiner Leute. Der Tabak konnte einmal ausgehen, wenn es auch schmerzlich war, aber das Marschlied nicht. Nie!

Da — der Flügelmann stimmte an. Das war der Gefreite Edel. Der schmetterte wie ein Signalhorn, und sofort fiel die ganze Kompagnie ein.

Selbst der Braune, den Hauptmann Ebbinghaus ritt, spitzte die Ohren, als der dröhnende Gesang durch die Reihen lief und die müden Glieder in gleichem Schritt und Tritt bewegte, und sein Reiter vergaß es dem Kompagniepoeten, daß dieser das Streitroß einen „rassereinen Gefechtsesel" genannt hatte. Grau war der Braune ja, genau wie sein Herr, aber —

Doch der Marschgesang ließ keine Zeit zu weiteren Schlußfolgerungen.

Wie froh und forsch sie anstimmten! Als ginge es ins Manöver. Und waren doch alle Landwehrleute mit Weib und Kind daheim, die stolz ihr Trutzlied sangen:

Ihr störtet uns aus Fried' und Haus,
In Ost und West warft ihr den Brand.
Nun donnert es wie Wetterbraus
Durchs heil'ge deutsche Vaterland.
Leb' wohl, mein Weib und Kind!
Der Kaiser rief! Tambour, schlag' an!
Die Fahne rauscht im Wind —
Hurra, der deutsche Landwehrmann!

Die Kugel pfeift, das Feuer blitzt,
Granaten sausen aus dem Rohr,
Und jeder Kolbenhieb, er sitzt,
Wenn's heißt: „Die deutsche Landwehr vor!"
Ob Russe, ob Franzos,
Und wär' der Teufel selber los —
Wir gehen forsch heran.
Hurra, der deutsche Landwehrmann!

Ein gut Gewissen unterm Helm,
Den scharfen Stahl auf sich'rem Lauf —
Nun hüte dich, du welscher Schelm,
Die Landwehr geht wie Blücher drauf!
Schmier' dir die Hacken gut!
Das böse Jagen hebt jetzt an!
Und rinnt das rote Blut —
Hurra, der deutsche Landwehrmann!

Und falle ich auf fremder Heid',
So sterb' ich einen guten Tod,
Setzt uns ein Kreuz! Laßt Klag' und Leid!
Uns glänzt ein neues Morgenrot.
Marschier' ich droben ein,
Die Engel selber, groß und klein,
Sie stimmen alle an:
„Hurra, der deutsche Landwehrmann!"

Motorräder knatterten in den Gesang der Landwehrleute hinein. In sausender Fahrt und quellender Staubwolke

rasten die Fahrer an der marschierenden Kolonne vorbei, winkten den Kameraden mit schnell gehobener Rechten zu und waren verschwunden. Husaren sprengten vorüber, die blanken Hufeisen der galoppierenden Pferde hoben sich aus dem grauen Staub, der mit der Schwadron unerbittlich dahinschwebte, sich auf die nassen Flanken der Pferde, über Tschako und Lanzenfähnlein legte und von den Gesichtern der Reiter nur die weißen Zähne und die blitzenden Augen blank ließ.

Ein Rittmeister grüßte flüchtig den Landwehrkameraden auf dem Braunen.

War es Viktor von Ronneberg? Hauptmann Ebbinghaus spähte scharf, aber die Lanzenfähnlein am Schafte und die grauen, schmucklosen Attilas schoben sich vor. Und die Staubwolke deckte die Husaren hurtig wie ein Nebel. Sie hatten es eilig. Wer wußte, wo Viktor ritt oder ruhte? —

Kraftwagen, das rote Kreuz im windgestrafften, weißen Fahrwimpel, fauchten heran. Verwundete, die vom Verbandplatze zum Lazarett geschafft wurden. Blutige Binden, aufgerissene Waffenröcke, bleiche Gesichter mit zusammengebissenen Zähnen. —

Durch verödete Dörfer zog sich die Heerstraße. Wüste, zertretene, aufgewühlte Felder liefen zu beiden Seiten mit. In dem Hafer dort drüben war kein Halm mehr gerade. Pferde und Protzen, Geschütze und Mannschaften waren durchgejagt, die Fahrspuren liefen noch durch die wirr durcheinandergetretenen Rispen und die gebrochenen Halme. Pferdehufe reckten sich über eine gelbe Halmwand starr ins Leere. Kadavergeruch strich herüber.

„Ruhig, Brauner, wirst dich dran gewöhnen müssen!“

Dort, wo das verwüstete Kornfeld in den Kartoffelacker lief, lagen zwei Gräber. Hastig zusammengefügte Kreuze aus

Aesten, Artilleriehelme auf die Spitze gehängt. Verdorrte Zweige in die braune Erde gesteckt.

Die Kompagnien schwiegen plötzlich, die Helme wurden abgenommen, solange die Landwehrleute an den ernsten Hügeln vorbeirückten.

Da hatten die Kameraden in furchtbarem Feuer ausgehalten.

Wo Bruder Hans wohl im Feuer stehen mochte? Nach Osten war er in die Front gegangen. Aus Posen war der letzte Gruß gekommen. Wer weiß, wo in der weiten Weichselebene oder an den masurischen Seen Bruder Hans stand!

Sicher aber vor dem Feind!

Der Bataillonsadjutant sprengte heran, legte die Hand an den Helmrand und brachte Befehl: „Das Bataillon bezieht gleich hinter dem Dorfe F. Biwak!“

Der letzte Zug vor dem Hauptmann hatte den willkommenen Befehl auch gehört. Wie ein Lauffeuer ging er durch die Marschkolonne weiter.

„Ich hoffe, die Leute in F. haben uns wenigstens eine Ehrenpforte gebaut!“ rief einer. Das war Wehrmann Dippe mit dem losen Schnabel.

„Mit sechs Ehrenjungfern und dem Bürgermeister in Frack und Amtskette.“

„Und für jeden Wehrmann ein Liter Münchner und ein Dutzend Zigarren!“

„Münchner? Ach, Kamerad, das gehört zu den gewesenen Tatsachen. Ich habe meinen letzten Schoppen bereits vor vierzehn Tagen getrunken. Aber ich rechne auf einen vollbesetzten französischen Weinkeller.“

„Immer wünscht euch man noch 'ne Elle zu!“ munterte Wehrmann Dippe auf. „Wie Schneider Böckel, der wünschte sich 'ne Heldenbrust und kriegte 'n Buckel.“

Hauptmann Heino Ebbinghaus reckte sich in den Bügeln und spähte nach dem angesagten Dorfe aus. Aber der Staub versperrte alles. Was tat es auch! War das Dorf noch heil, so gab es vielleicht ein Scheunendach oder einen Winkel mit einer Strohschütte. Denn ehe seine Kompagnie ankam, steckten die Husaren und die Artillerie ja längst in den Quartieren. Der Pferde wegen. Natürlich. Und man bezog das zehntemal in elf Tagen die Schlafstelle in einer Kartoffelfurche. Also konnte das Dorf F. ihm eigentlich ganz gleichgültig sein. Aber man hätte wenigstens den Staub einmal abspülen können! Merkwürdig, wie schnell man sich gewöhnte, die Morgentoilette durch ein kräftiges Recken der Glieder zu ersetzen! Seit vier Tagen hatte man sich nicht gewaschen. Am fünften würde man es gar nicht mehr merken.

Wie sagte Wehrmann Dippe stets? „Wer putzt die Hasen, und sie sind doch alle sauber und blank?"

Hauptmann Ebbinghaus lachte. Dieser Dippe hatte eigentlich noch drei Tage Mittelarrest verdient, ehe die Kompagnie ausrückte! Hatte die letzte Nacht einfach über den Zapfen gestrichen und durchgetanzt. Aber Heino Ebbinghaus hatte es bei einem kräftigen Anpfiff bewenden lassen. Den Dippe konnte man nicht entbehren.

Da marschierte er nun munter neben Unteroffizier Dantz, als kämen sie vom Scheibenstand. Ja, dieser Dantz! In dem hatte sich der Hauptmann der Landwehr Heino Ebbinghaus auch getäuscht. In Arensberg nämlich, als noch niemand daran dachte, daß sie in diesem Erntemond durch das Tal der Maas marschieren würden.

Ja, war doch eigentlich fatal, daß der Vorarbeiter Dantz damals nicht in den Kriegerverein aufgenommen wurde, weil er bei der letzten Wahl für die „Roten" agitiert hatte. Und

gerade Heino Ebbinghaus hatte entrüstet gegen den „roten Dantz" gesprochen. Das wußte Dantz sicher noch ganz genau, denn in Arensberg gab es keine Vereinsgeheimnisse.

Dieser Dantz war sonst ein sehr nüchterner, ordentlicher Mensch, der in der Gießerei mit schwerer Arbeit seinen Wochenlohn verdiente und auf Heller und Pfennig heimbrachte. Nur seine Kassenbeiträge zog er ab. Natürlich für die Partei. Dantz war auch ein belesener und kluger Mann, der ein Wort der Auseinandersetzung sonst nicht scheute. Nur dem Professor Ebbinghaus war er einmal dumm gekommen.

„Ich verstehe Sie nicht," hatte der Professor ihn bekehren wollen, „Sie sind doch ein intelligenter Mensch und hängen an den Utopien Ihrer Partei wie ein Fanatiker!"

„Utopien, Herr Professor? Ich könnte die gleiche Frage an Sie richten."

„Erlauben Sie einmal! Das ist doch etwas andres!"

„Natürlich! Widerspruch können Sie nicht ertragen. Dafür sind Sie ja Professor. Die hören nie eine Widerrede, wenn sie auf dem Katheder sitzen. Aber ich sitze nicht mehr auf der Schulbank."

Damals war Professor Heino Ebbinghaus zornrot heimgekommen. Eigentlich hatte er jede weitere Verbindung mit diesem Dantz abbrechen wollen; auch seine Frau sollte nicht mehr bei Frau Dantz schneidern lassen. Aber da war er schlecht angekommen. Was Frauen die politischen Rempeleien der Männer angingen? Und Frau Dantz mit ihren acht Kindern sei eine sehr achtbare, fleißige Frau! Geradezu kampflustig war Frau Maria Ebbinghaus geworden, Politik verderbe nur den Charakter und mache die friedlichsten Menschen zanksüchtig. Da hatte Heino unter heftigem Türzuschlagen sich in seinem Studierzimmer verschanzt. —

„Das Nest sieht aus wie 'n ausgeräuchertes Wespenloch!" rief jetzt ein Wehrmann.

Das Dorf wurde sichtbar, als die Spitze der Kompagnie um eine kleine Waldzunge bog.

„Dann werden die Biester auch wohl gestochen haben," kam es aus der Kolonne.

„Die Jäger haben es ausschwefeln müssen. Der Sanitäter erzählte es doch gestern. Die Dorfbewohner haben vom Dach und aus den Fenstern geknallt, sogar vom Kirchturm herunter. Das Handwerk ist ihnen dann aber gründlich gelegt worden!" wußte ein Dritter zu berichten.

Brandgeruch wehte der Kompagnie entgegen. Gleich am Eingang ins Dorf war der Giebel eines Backsteinbaus quer über die Straße gestürzt. Ausgebrannt starrten die Mauern ins helle Licht, trostlos und düster. Versengt waren die Zweige eines mächtigen Birnbaumes, das Weinspalier hing verdorrt an den verkohlten Latten. Tapetenfetzen, von der Hitze losgeplatzt, deckten eine halbe Wand. Die Glasscheiben waren in der Brunst des Brandes geschmolzen. Nur Reste klebten verschrumpft in den Winkeln der Rahmen. Auf der leeren Schwelle eines demolierten Hauses hockte ein schwarzer Spitz und winselte. Zersprungene Dachziegel lagen auf der Straße, und die nackten Sparren ragten verkohlt hier und da noch über die Mauerreste. Ein Kruzifix stand unversehrt an der Straße vor der zerstörten Schule, deren Front zusammengestürzt war. Statt der Pulte ein schwelender Aschenhaufen. Nur die Wandtafel hing noch an ihrem Haken, und von Schülerhand war eine Fratze mit Kreide darauf gemalt. „Antoine ist ein Esel!" las Hauptmann Ebbinghaus.

Auf dem Kirchplatz stieg der Rauch noch aus den Brandtrümmern. Der zerschossene Turm war ohne Dach, die

121

Vorderwand bis auf die gewölbte Tür zusammengestürzt, die Verglasung der Fenster in Splittern, und aus dem dachlosen Schiff der Kirche knisterte und krachte es noch immer, und der schwarze Qualm stieg in dunklen Schwaden an den Wänden entlang und wirbelte aus den leeren Fensterhöhlen.

Nur hier und dort ein erhaltenes Haus, aus dessen Fenstern ein weißes Laken an der Stange um Schonung bat. Sonst zerschlagener und verbrannter Hausrat, Scherben und Trümmer auf Straße und Platz, niedergebrochene Zäune, gesprengte Wände, brandige Fronten, aus denen die geschwärzten Fensterlücken wie leere Augen starrten. An den gekalkten Mauersockeln dunkle Flecke und rotbraune Spritzer. Blut!

So dicht war das Grauen bisher noch nicht an die Landwehrkompagnie herangetreten. Wie Skelette standen die leeren, wenigen Mauern, die nicht krachend zusammengestürzt waren. Wie Totenknochen, die greulich aus der Erde starren. Wie ein Hohn war es, daß aus dem Schaufenster eines Haarkünstlers eine Wachsbüste mit geschniegelter Perücke die starren Glasaugen auf die Marschierenden richtete. Das Leben war vernichtet und geflohen. Die tote Nachäffung des Lebens war geblieben.

Unheimlich, dieses Starren der Brandstätten! Unwillkürlich wurde der Marsch der Wehrleute schneller. Lieber draußen auf freiem Feld als zwischen den rauchenden, niedergesengten Stätten wilden Straßenkampfes. Draußen zog der freie Odem Gottes. Zwischen den verkohlten Balken und dampfenden Aschenhaufen lag es wie schwefliger Drachenhauch, der das frische Leben sengt.

„Junge, an Dividende ersticken die Feuerversicherungen hier dies Jahr auch nicht!“ stellte Wehrmann Dippe fest.

Hauptmann Ebbinghaus war froh, daß einer das beklommene Schweigen der Kompagnie brach.

„Aber die Glaser und Maurer kriegen Arbeit. He, Gottfried, du alte Mörtelschwalbe, hier wird ein Polier gesucht! Bei fünf Stunden Arbeit und zwei Stunden Frühstückspause. Merk' dir diesen Platz, Gottfried!"

„Du kannst mir den Kalk rühren!" rief der Gefoppte zurück. —

Kavallerie hatte bereits hinter dem vernichteten Verräterdorf Biwak bezogen. Die Pferde standen an den Furagierleinen und schroteten ihren Hafer aus den Futterbeuteln. Die Fahnenschmiede hatten die Hände voll Arbeit. Hier einen Nagel, dort ein Eisen! Ihre Feldschmieden fauchten und sprühten. Mannschaften in Drelljacken und Feldmützen schleppten Wasser. Blauer Rauch quoll unter den Kochgeschirren vor und strich über den Kartoffelacker. Ausgerissene Strünke und weggeworfene Knollen verrieten die Eile der Hungrigen.

Kürassiere und Ulanen lagerten nebeneinander.

„Die Kürassiere haben noch keine Gulaschkanonen mit," stellten die Wehrleute fest. Die Feldküchen fehlten den Schwadronen noch.

„Dafür haben sie ihre Bratspieße immer bei sich."

„Was nützt mir der Spieß, wenn das Huhn daran fehlt?"

„He, Frenzel, da mußt du helfen! Wie war das mit der Gans?"

„Wegen versuchten Widerstandes und verübten Fluchtversuches verhaftet und abgeführt."

Lachen der Kameraden lohnte den dicken Frenzel, der besonders scharf auf „herrenlose" Gänse und Hühner achtete. Manchen fetten Vogel hatte er der Feldküche schon überliefert.

Da ertönten Kommandos von der Spitze des Bataillons. Die Kompagnien bogen auf einen Wiesengrund rechts von der Heerstraße ab.

„Setzt die Gewehre — zusammen!"

Im Nu standen die Gewehrpyramiden, das Gepäck war abgehängt, die Tornister sauber gerichtet, die Helme darauf. Die Feldmütze war leichter. Ah! Wie wohl das tat, den grauen Waffenrock einmal auszuziehen!

„Ich muß zuerst meine Knobelbecher mal ausschwenken," meinte Dippe und zog die Stiefel ab.

„Zum Essen gehe ich nur im Smoking," behauptete ein andrer Wehrmann und langte die Drelljacke aus dem Tornister.

Da kam die Feldküche schon herangefahren.

„Hurra! Die Gulaschkanone!"

Vergessen war Weg und Staub, als das heiße Essen ausgefüllt war und jeder behaglich den Löffel führte.

„Ganz wie bei Muttern!" lobte Dippe.

„Nur 'n bißken mehr," ergänzte Gefreiter Staberow. „Oder hast du jeden Tag dein Stück Fleisch gehabt? Ick nich! Mal 'n Hering oder 'ne Heiße."

„Da kannst du recht haben, Staberow. Aber jetzt laß mich futtern, hernach kannst du quatschen, soviel du willst!"

Auch die Offiziere der Kompagnie hatten sich heißhungrig zum Essen gelagert.

„Reis und Hammel?" schnüffelte der jüngste Leutnant. „Famos!" Und er langte dreimal zu.

Hauptmann Ebbinghaus aber wanderte durch die Gruppen der hungrigen Wehrleute. Das sollte keiner Heino Ebbinghaus nachsagen, daß er einen Bissen aß, bevor jeder in der Kompagnie sein Blechgeschirr gefüllt hatte!

„Na, schmeckt's, Unteroffizier?" fragte er wohlwollend, als er zur Korporalschaft Dantz kam.

„Ausgezeichnet, Herr Profess — Herr Hauptmann! Beinahe wie in Arensberg."

„Ja, daheim müssen sie nun unsern Platz für eine Weile leer lassen am Tisch. Na, schadet nichts. Wir holen alles nach, wenn wir heimkommen. Wie?“

Unteroffizier Dantz löffelte weiter. Dann unterbrach er sich auf ein Wort. „Sie holen's nach, Herr Hauptmann! Aber ich? Ich werde wohl Schrank und Kasten leer finden, und wer weiß, ob ich nach dem Kriege Brot und Arbeit finde. Aber daran darf man jetzt nicht denken.“

Er aß weiter. Hauptmann Ebbinghaus ging langsam weiter.

Daran darf man jetzt nicht denken, ging es ihm selbst durch den Sinn. Dantz hatte recht. Denken macht den Marsch schwer. Aber wenn Dantz sich mit bitteren Gedanken getragen hatte, war es ihm nicht anzumerken gewesen. Stramm im Dienst, immer auf dem Posten, kein Wort zuviel, aber stets auf Achtung und Gehorsam seiner Leute bedacht. Und selbst der Leichtfuß Dippe hatte vor seinem Unteroffizier einen Heidenrespekt.

Natürlich, hatte Ebbinghaus im Anfang gedacht, im bürgerlichen Leben ist Dantz Vertrauensmann seiner Partei, zu der die meisten gehören; und hier draußen trägt er die Unteroffiziertressen.

Aber in den vierzehn Fahrt- und Marschtagen hatte Heino Ebbinghaus seine Meinung ganz geändert.

Nur die unbedingte Pflichterfüllung verschaffte dem Unteroffizier seine Geltung. Wenn er Appell hielt, entging kein fehlender Schuhnagel seinem Habichtsblick. Und dann hagelte es Schloßen!

„Was? Sollen wir Landwehrleute Lodderjahne werden? Soll uns der jüngste Rekrut beschämen? Wenn du darauf Lust hast, mein Junge, ich nicht!“

Der Angepfiffene kam nicht zum zweitenmal mit schlechtem Gewissen.

Aber in den Raststunden war Unteroffizier Dantz der beste Kamerad. Er war in jüngeren Jahren weit in der Welt herumgekommen, erzählte von seinen Wanderungen und wußte zu allen Dingen guten Rat.

Heute überwachte er scharf das Zeltspannen. Wo ein hölzerner Pflock nicht fest im Boden saß, wetterte er los.

„Den Hering hier fest eingerammelt, Staberow! Natürlich, mit Pellkartoffeln ist er dir lieber. Und hier, die Planen dicht geknöpft! Das muß alles seinen Schick haben. So! Seid froh, daß ihr unter einer dichten Plane schlafen könnt. Die Rothosen werden es nicht so gut haben. Als ich das erstemal hier lang zog, hat mich um diese Zeit schon bei Mutter Grün eklig gefroren."

„Hier bist du auch schon gewesen, Kaspar?" fragte der Gefreite Klinkow verwundert.

„Warum denn nicht? Damals, als ich auf den Cockerillwerken in Seraing Arbeit suchen ging. Aber die Wallonen dort in der Lütticher Gegend sind eine üble Bande. Ich habe es nicht lange ausgehalten. Und ich sage euch, Leute, traut keinem hier! Aber kommen sie euch zu nahe, dann heißt es fest zufassen! Keinen Pardon! Denkt an die armen deutschen Frauen und Kinder, die uns vor Aachen begegnet sind! Das Konto muß beglichen werden!"

„Na, der Posten Lüttich ist ja bereits gestrichen aus unserm Guthaben," meinte Dippe. „Und den Wechsel auf Namur werden die Belgier auch einlösen müssen, wenn erst unsre Brummer ein paar Stempel draufgesetzt haben."

„Die Belgier werden noch viel mehr für ihre guten Freunde blechen müssen," meinte Unteroffizier Dantz. „Schadet

126

aber nichts! Kennt ihr die Geschichte vom Fuchs, der mit dem Hasen auf die Wanderschaft ging? Lampe bezahlte die Wegzehrung mit seinem eignen Braten. Und England ist immer ein schlauer Fuchs gewesen. Aber den Meister Lampe jagen wir ihm diesmal ab. Laßt uns mal erst in Brüssel und Antwerpen stehen!"

„Und was ist da weiter? Wir haben höchstens ein Stück fremdes Land mehr," zweifelte einer.

Dantz musterte ihn ein wenig spöttisch. „Du redest, wie du's verstehst, Franz. Fremdes Land, meinst du? Hör' mal zu! Wenn dir heute zehn Taler verloren gehen und du findest sie später wieder — dann sagst du doch nicht, sie hätten dir nie gehört?"

„Ich werde mich hüten."

„Na also, mein Junge! Der Boden, auf dem wir hier im Biwak liegen, hat vor langer Zeit genau so zum Deutschen Reiche gehört wie Pommern und Sachsen. Seht ihr, es schadet einem nie, wenn man sich ein bißchen in der Geschichte umgesehen hat! Dann bekommt man seine eigne Meinung."

„Ja, du bist so 'n alter Schriftgelehrter. Also lege los!"

„Vom Kaiser Friedrich Rotbart habt ihr doch alle schon gehört, als ihr in der Schule saßet?"

„Natürlich! Im Kyffhäuser sollte er ja sitzen und schlafen."

„Stimmt! Also unter dem gehörte Burgund zum Deutschen Reiche. Heute tun die Franzosen, als wenn es seit Adams Zeiten ihr Erbteil gewesen wäre. Und auch Mecheln und Antwerpen sind uralte deutsche Gebiete, gehörten einst zum Herzogtum Niederlothringen. Wenn wir Belgien also einstecken, so bekommt das Deutsche Reich ein Gebiet wieder, das ihm einmal verloren gegangen ist."

„Ja, Dantz, dann könnten wir auch ganz Holland und Luxemburg einstecken," meldete sich einer, „das hat ja

ebenfalls früher einmal zum Deutschen Reiche gehört, soviel ich weiß."

Aber Dantz ließ ihn abfallen. „Man muß nicht alles in einen Topf werfen, mein Lieber. Wenn wir Belgien einstecken und zum Reichslande machen, so hat seine Regierung und die deutschfeindliche Bevölkerung es nicht anders verdient. Belgien kann sich bei England und Frankreich bedanken. Holland und Luxemburg sind aber streng neutral. Das weißt du wohl. Die Holländer stehen zwischen Tür und Angel. Halten sie offen zu uns, so nimmt ihnen England die großen Kolonien, Java, Sumatra und wie sie alle heißen, einfach weg. Auch Japan hat schon lange Hunger auf ein Stück der holländischen Kolonien. Halten sie es aber mit England gegen uns, so steigen wir ihnen auf das Dach und hissen die schwarzweißrote Flagge darauf. Also bleiben sie streng neutral. Ob sie nach dem Kriege mit dem Deutschen Reiche ein engeres Verhältnis eingehen, vielleicht eine Zollgemeinschaft und eine Militärkonvention, müssen wir abwarten. Sie würden sich nicht schlecht dabei stehen. Oder hat es Bayern und Sachsen nach 1866 geschadet?"

Die Landwehrleute horchten aufmerksam zu. Dippe erklärte endlich: „An Ihnen ist auch ein Staatssekretär verloren gegangen, Herr Unteroffizier. Wenn wir wieder nach Hause kommen, wähle ich Sie in den Reichstag. Mindestens müssen Sie Redakteur einer Zeitung werden."

„Wenn man nur eine Zeitung hier hätte! Man marschiert Tag für Tag, weiß nicht, wo die andern stehen, und vergißt rein, welchen Wochentag man lebt," klagte ein Landwehrmann.

„Laß dir man erst die Granaten um die Ohren sausen, da wirst du dir schon merken, wo und wann das war! Der Krieg hat seinen eignen Kalender."

Dann begann Unteroffizier Dantz wieder den französischen Unterricht an seine Mannschaften. Das tat er an jedem Rastort.

„Was brauche ich Französisch?“ sagte heute zwar einer. „Ich zeige den Brüdern erst mal 'n deutschen Taler, wenn ich was kaufen will. Und wenn ich dann nicht ‚dü päng‘ und ‚dü wäng‘ dafür kriege, klopfe ich mit dem Gewehrkolben auf den Tisch.“

Aber die andern überstimmten ihn. „Immer los, Unteroffizier! Wenn der dumm bleiben will, mag er sich die Ohren wachsen lassen!“

„Ja,“ sagte Dantz, „und mit seinem Taler kommt er auch nicht immer weit. Mich hat mal so 'n fanatischer Gastwirt glatt aus dem Lokal geschmissen, als ich mit preußischem Silber bezahlen wollte.“

„Wo war das?“

„In Le Havre, an der französischen Küste. Da kommen wir auch noch hin, Jungens! Also aufgepaßt! Wir rücken in Namur oder in ein andres Nest ein. Das erste, was du forderst, Klinkow, ist natürlich —?“

„Dü wäng, M'ssiöh!“

„Das dachte ich mir. Aber es gibt Wichtigeres als Wein. Nämlich, Dippe?“

„Ja, Herr Unteroffizier, ich weiß es schon, aber ich kann das nicht auf Französisch. Ich fasse zuerst mal so 'ne niedliche Krabbe unters Kinn und sage ganz artig: ‚Bitte, 'n kleinen Schmatz, mein Fräulein! Ich komme sonst zu sehr aus der Uebung.‘ Wenn Sie mir das so 'n bißchen übersetzen möchten?“

Dippe hatte natürlich dankbare Zuhörer.

„Dazu brauchst du kein Französisch, mein Junge. Aber der kleine Schmatz könnte recht teuer werden! Entweder wirst

du gemeldet, und dann weißt du ja, was in den Militärgesetzen geschrieben steht, oder es knallt aus einer Hecke oder einem Kellerfenster, daß du kein Französisch mehr zu lernen brauchst. Aber halte das, wie du willst! Ich wüßte etwas Besseres, wenn ich es haben könnte. Ich forderte mir einen großen Eimer voll warmes Wasser, ein Laken und ein Stück Seife! Das wäre mir zunächst das Liebste. Ich bin staubig wie ein alter Müllkasten."

„Ja, du bist auch schon so 'n alter Ehegardist, Dantz! Ich nähme mir für dein warmes Wasser lieber 'ne gute Pulle Champagner. Bisher habe ich in meinem Leben nur 'n Korken davon zu sehen bekommen."

„Ruhe!" kommandierte Dantz nun. „Hier ist keine Spinnstube! Also, wenn du ins Quartier kommst, sagst du —?"

„Bonjour, Monsieur!"

„Gut! Und du bleibst höflich, solange die Leute gutwillig sind. Sind sie aber bockbeinig, so wirfst du mal ein paar Sacrebleu!, Sacredieu! oder Diantre! dazwischen. Das schadet in solchen Fällen nie! Aber eins sage ich euch — seid mir stets gut zu Kindern!"

So belehrte Unteroffizier Dantz seine Leute in schlichter und eindringlicher Weise, zum Schluß aber mahnte er: „Vergeßt nicht, einen Gruß nach Hause zu senden! Sie warten alle mit Schmerzen."

Er nahm seinen Tornister als Unterlage und schrieb eine Feldpostkarte an seine Lieben daheim. Von Arensberg hatte er freilich seit dem Abschied noch kein Lebenszeichen bekommen.

Darum schrieb Dantz aber doch, so oft sich Gelegenheit bot.

„Man muß seine Pflicht tun in allen Dingen!" —

Der Abend sank herein. Vom Flusse strich es kühl herauf, die Wehrleute hüllten sich in ihre grauen Mäntel.

Aus dem Kavallerielager klang die Kürassiermusik zum Zapfenstreich herüber. Feierlich tönte das alte Lied: „Ich bete an die Macht der Liebe —"

„Helm ab zum Gebet!" kam das Kommando des Hauptmanns. Es wäre kaum nötig gewesen. Sie standen alle mit der Feldmütze in der Hand. Das letzte Scherzwort verwehte wie ein Hauch. Die bärtigen Wehrmänner standen stumm; in ihren Augen, die in die Ferne hinaussahen, als suchten sie die Heimat, lag die stille Fürbitte für die Lieben, die daheim vielleicht zur selben Stunde die Hände für sie zum Gebete zusammenlegten. Eine feierliche Weihestunde, dieses Abendgebet im Feldlager! Wie mancher, dem der Lärm des Tages sonst die Ohren taub machte, hörte wieder die mahnende Stimme des eignen Herzens! Und vom Abendhimmel funkelten die Sterne in stillem Frieden über die Tausende, die im blutigen Ringen, im mörderischen Krieg das Leben für ihr Vaterland einsetzten.

In der Ferne aber lohte ein ungeheurer Brand wie blutiges Abendrot, und der dumpfe Knall von schwerem Geschütz kam mit dem Abendwind und mengte sich in die tröstliche und erhebende Weise des Chorals.

Ruhe herrschte im Biwak. Unter den braunen Zelten lagen die Mannschaften bald im tiefsten Schlafe. Der heiße Marsch machte auch die straffsten Glieder müde und matt. Noch konnte man in Sicherheit ruhen. Wie bald — und auch in der Nacht würde das grelle Alarmsignal die müden Schläfer aufscheuchen zum Sturm gegen den Feind!

Hauptmann Heino Ebbinghaus ging noch einmal durch das Lager; es war alles in Ordnung. Vorposten und Feldwache waren von der ersten Kompagnie gestellt. So streckte sich auch Heino Ebbinghaus todmüde auf seine Schütte Stroh

unter dem Zeltdach, reckte sich und gedachte, einen guten Schlaf zu tun. Diese Marschtage hatten ihn doch ärger mitgenommen, als er sich merken lassen wollte. Der Sattel war kein Katheder, und die Sonne hatte es reichlich gut gemeint.

Er warf sich von einer Seite auf die andre. Aber der Schlaf kam nicht. Eine seltsame Unruhe beschlich den Müden. Nach Arensberg und Erlinghofen flogen die Gedanken. Sie würden wohl nun noch zusammensitzen, der alte Herr, Maria, Lena und die drei Buben. Sie würden von ihm reden und von seinem Bruder Hans. Der lag ja auch irgendwo unter den funkelnden Sternen und dachte gleichfalls an Erlinghofen und an den Bruder Heino.

Plötzlich faßte ihn eine siedende Angst. Wenn sein Bruder Hans nun schon unter der Erde lag! Die Artillerie hatte in den ersten Kriegswochen schwere Arbeit getan, und ohne große Verluste war es für die Schwarzkragen sicher nicht abgegangen. Aber nein! Hans durfte nicht unter dem braunen Hügel liegen! Das wäre zu furchtbar, für alle, für den Vater, für Lena —

Und dann verließ ihn die Angst, und eine kühle Ruhe kam über ihn.

Ja, Heino Ebbinghaus, hast du nicht selbst hundertmal deine Primaner gelehrt, daß es süß und ehrenvoll ist, für das Vaterland zu sterben? Es ist etwas andres, in hohen Worten davon zu reden, als selbst im Felde zu liegen.

Ebbinghaus war kein Feigling. Den Tod fürchtete er nicht. Aber in dem kraftvollen Manne regte sich der Widerstand des Lebens. Schrecklich war es sicherlich, plötzlich hinweggerissen zu werden aus dem Lichte der Sonne und hinabzutauchen in die Schatten des Todes. Davor graute ihm doch. Es war nicht Feigheit, die ihm das Herz beben machte, die sich in schwerem Druck plötzlich auf die Brust legte, daß er

tief aufatmen mußte, als stöhne er. Aber das Grauen hielt ihn doch in den Krallen. Das rote warme Leben in seinen Adern sträubte sich, in einem Augenblick zerrissen zu werden.

Aber Heino Ebbinghaus war nicht der Mann, sich von dieser Stimmung überwältigen zu lassen. Er setzte seinen Willen dagegen ein, den erprobten, eisernen Manneswillen.

Wenn er auf blutiger Walstatt fiel, gab er sein Leben nicht für den höchsten Preis? Schützte er mit seinem Blute nicht das Vaterland, die Heimat, die Seinen? Kämpfte er nicht für das Höchste, das es für ein deutsches Männerherz gibt? Bist du ein Söldner, Heino Ebbinghaus, oder bist du ein freier deutscher Mann? Verkaufst du dein Leben für blankes Geld oder gibst du es aus freien Stücken mit dem Stolz des deutschen Kriegers, den nicht der goldene Lohn, sondern die freigewählte Pflicht in die Reihen des Heerbanns trieb? Dein Lagergenosse ist doch der Stolz des freien Mannes! Dein Lohn die Treue derer, für die du streitest und fällst!

Da hatte Heino Ebbinghaus sich wieder in der Gewalt. Er dachte noch einmal hinüber an die Seinen. Mit sehnsüchtigem Herzen und doch voll Ruhe. Inbrünstig sprach er sein Gebet. Dann schlief er ruhig ein.

* * *

Die Morgenkühle trieb die Landwehrleute unter den Zeltplanen hervor. Sie reckten die Glieder noch einmal schlaftrunken. Hier führte einer die Feldflasche zu einem warmen Schluck an die Lippen und schüttelte sich. Dann ging es ans Mantelrollen, und Unteroffizier Dantz achtete darauf, daß jeder Mantel glatt und ordentlich um den Tornister geschnallt wurde. Die Zeltplanen verschwanden. In einer Viertelstunde stand

die Kompagnie marschfertig, ehe die Nebel aus dem Flußtale verschwunden waren. Noch lagerten sie über dem Strome, deckten die Pontons der Notbrücke und zogen sich wie eine graue Wand landwärts, schmiegten sich um die dunklen Wipfel des nahen Waldes und ließen jenseits nur die Turmspitze eines Dorfes über ihren dunstigen Flor wegspähen.

Da surrte hoch über Biwak und Fluß ein Motor. Eine Flugmaschine steuerte südwärts.

„Die Taube da oben hat kein Oelblatt im Schnabel!" meinte Wehrmann Dippe. Alles sah dem Flugzeug nach.

„Aber Tauben fliegen, wo Erbsen gesät werden," ergänzte Klinkow.

„Du meinst Knallerbsen? Horch, da geht's schon wieder los mit der Morgenandacht!"

Artilleriefeuer war deutlich von Südwesten her zu hören. Nun schmetterten auch die Signale im Feldlager der Kavallerie-brigade.

Das Morgenrot streute seine Farben im Osten über den dämmernden Himmel. Als der erste Sonnenstrahl blitzte, zog Hauptmann Heino Ebbinghaus blank und hob den Säbel.

Laut schmetterte sein Kommando. Dann marschierte die Kompagnie der Heerstraße zu, auf der eine Kürassierpatrouille angesprengt kam.

„Die Mehlsäcke müssen was gerochen haben," ging es durch die Reihen, „sie haben es verflixt eilig! Und unser Alter ist heute scharf. Man merkt's am Kommando."

Ein Generalstäbler galoppierte an der Kompagnie vorbei und hielt beim Kommandeur des Bataillons. Gleich darauf kam das Kommando: „Die Herren Hauptleute!"

Der Major, die Karte auf der Mähne seines Fuchses, setzte kurz den Auftrag für das Bataillon auseinander.

„Die zweite Kompagnie geht über den Fluß auf das Dorf G. zu, besetzt es und wartet weitere Befehle ab. Ich bleibe bei der ersten Kompagnie. Das Dorf G. soll von schwachen Kräften besetzt sein, belgische Infanterie. Aber Sie werden wahrscheinlich auch mit dem Feuer der Bevölkerung rechnen müssen, Herr Hauptmann Ebbinghaus. Ich danke Ihnen, meine Herren!"

Ganz sachlich und kurz, wie im Manöver. Hauptmann Ebbinghaus gab dem Braunen die Sporen und sprengte zu seiner Kompagnie zurück.

„Stillgestanden! — Laden und sichern!"

Wie ein Ruck ging es durch die Landwehrleute. Die Gewehrschlösser klappten. Die scharfe Ladung wurde hineingedrückt, wieder der kurze Ruck.

„Das Gewehr — über! Ohne Tritt — marsch!"

Eine Kavalleriespitze trabte vorauf. Wie die Hufe auf den Bohlen der Notbrücke trappelten! Wie die Fähnchen der Lanzen im Morgenhauch lustig flatterten! Der Nebel sank und schwand spurlos. Nur in den Gräsern blinkte er als glitzernder Tau und tropfte von den Ahornen der Heerstraße.

Wie wunderbar der Morgen war! Wie frisch sein wehender Gruß! Finken schmetterten aus dem Laube. Rebhühner surrten in langer Kette auf und strichen dicht über den Kartoffelfeldern hin.

Aber mahnend und drohend klang der dumpfe Hall der fernen Geschütze.

Unteroffizier Dantz war bei der vorgeschobenen Spitze, die der Oberleutnant der Kompagnie führte.

Die Straße zog sich leicht bergaufwärts. Schnurgerade lief sie nun auf das Dorf G. zu, dessen Ziegeldächer über die Wipfel der Obstgärten hervorlugten. Der weiße Kirchturm stach

135

mit spitzer Nadel über dem runden Knauf in den klaren Morgenhimmel.

Seitendeckungen marschierten rechts und links. Die Kompagnie folgte der Spitze in vorgeschriebenem Abstand. Genau wie im Manöver.

Die Kürassiere trabten auf der Heerstraße vorauf. Plötzlich stutzten sie. Schüsse fielen. Der scharfe Knall kam aus nächster Nähe. Vom Wäldchen her, das rechts vor dem Dorfe dicht an der Chaussee lag. Ein Meldereiter galoppierte zurück zur Kompagnie. Ein Zug ging gegen den Busch in Schützenlinie vor. Die Geschosse pfiffen in die feindliche Deckung.

„Seitengewehr pflanzt auf!" befahl der Offizier der Spitze.

Wie der blanke Stahl blitzte!

Aber der Feind hielt nicht stand. Jenseits des Busches verschwanden wenige Leute in eiligstem Laufe und schlüpften ins Dorf.

„Auf einen gepfefferten ‚Guten Morgen!' können wir also rechnen!" meinte der Oberleutnant und ließ dann weitermarschieren.

„Den ‚schönen Dank!' werden wir ihnen da drinnen auch nicht schlecht salzen, Herr Oberleutnant!" antwortete Dantz.

Oberleutnant Meineke lachte.

„Kann ich mir denken, Unteroffizier!"

Ein Radfahrer kam und brachte Befehl. Die Spitze hielt und wurde von der Kompagnie aufgenommen. Dann wies der Hauptmann jedem Zuge seine Aufgabe an. Von zwei Seiten her sollte der Angriff auf das Dorf G. angesetzt werden. Hauptmann Heino Ebbinghaus selbst blieb mit zwei Zügen in der Richtung der Heerstraße. Oberleutnant Meineke sollte eine Umgehung ausführen und von der Waldseite her das Dorf fassen.

Als der Oberleutnant mit seinem Zuge abmarschierte, nickte Hauptmann Ebbinghaus dem Unteroffizier Dantz noch einmal zu. Ihre Blicke verstanden sich. Nun geht es los, es wird Ernst! Das war der letzte Gruß.

* * *

„Geradeaus feindliche Infanterie! — Standvisier! — Schützenfeuer!“

Hauptmann Ebbinghaus gab das Kommando, als halte er mit seinen Landwehrleuten Felddienstübung auf den Brandbergen und dem Priesteracker hinter Arensberg, wo die Sommerleutnants und Landwehrkameraden ihre strategischen Uebungen mit mehr oder weniger Erfolg abmachten und hinterdrein der Major jedem bei der Kritik sein Teil auf den Hut gab.

Die Wehrleute hatten Deckung genommen, zielten genau und schossen sicher. Vom Dorfe her kamen die Geschosse des Feindes. Sie pfiffen über die liegenden Schützen hinweg, fegten durch das Laub der Ahorne und wühlten sich in den Kartoffelacker und den dichten Kiefernbusch. Das sauste und heulte, als sei die Hölle los. Aber das beklemmende Gefühl, das auch den Beherztesten beschlich, als die ersten Geschosse flogen, wich in derselben Sekunde, in der er den ersten scharfen Schuß aus dem Rohre jagte.

Der Feind hatte sich vor dem Dorfe hinter den Hecken gut eingegraben, und seine Schützen waren außerordentlich gedeckt. Allmählich wurden die Bahnen der feindlichen Geschosse kürzer, die Gegner schossen sich ein, und hier und dort klatschte das heiße Blei gegen einen Feldstein oder ließ die trockenen Schollen stäuben.

„Junge, nimm den Kopp weg!“ riet Wehrmann Dippe seinem Kameraden Klinkow. „Schießen sie ihn dir weg, bist du zeitlebens ein Krüppel.“

Da schrillte die Schützenpfeife.

„Sprung! — Auf! — Marsch, marsch!"

Wie die Wiesel flitzten die Feldgrauen auf aus den Furchen und Gräben und über das offene Feld. Fünfzig Schritt vor ihnen zog sich ein Graben durch den Acker. Das war eine vorzügliche Deckung. Von da aus konnte man den Sturm ansetzen, wenn der Feind aushielt.

Das Gewehr in der Rechten, stürmte der erste Zug dahin, Hauptmann Ebbinghaus mit geschwungenem Säbel voraus, während der zweite Zug ein wütendes Schnellfeuer auf den Feind eröffnete. Das rasselte und knatterte, krachte und knallte. Die Geschosse pfiffen wie ein wütender Hagel in das Laub der Obstbäume, daß die Zweige stoben und die Blätter rieselten. Aber auch von drüben kam die bleierne Antwort. In das Knallen der Salven, die ihre Bleischwaden gegen die vorrückende graue Schützenkette warfen, mischte sich plötzlich das harte Rattern von Maschinengewehren.

Der Gefreite Klinkow tat plötzlich einen gellenden Schrei. Steil sprang er auf, ließ das Gewehr fallen und griff mit den leeren Händen in die Luft. Dann schlug er vornüber aufs Gesicht und blieb liegen. Der erste Tote. —

Wehrmann Leuterer hinkte plötzlich. Ein Schlag gegen das Schienbein ließ ihn zurückbleiben. Als er verwundert nach seinem rechten Stiefelschaft schaute, quoll das Blut heraus. Die andern waren bereits in der sicheren Deckung des Grabens. Da kroch er nach.

„Schnellfeuer!" kommandierte der Hauptmann, während der andre Zug den Sprung nachholte; seine Landwehrleute ließen aus dem Rohr sausen, was die Patronentasche hergab.

Aufmerksam verfolgte Ebbinghaus mit dem Glase die Feuerwirkung. Dort drüben hinter der Weißdornhecke fielen

die Schüsse spärlicher. Da mußten seine Salven gewirkt haben. Auch das Maschinengewehr war verstummt. Aber plötzlich folgten seine hämmernden Schläge wieder in rasender Eile, zugleich kam brausendes Hurra von der Flanke her. Das war der Zug des Oberleutnants Meineke, der in leidlicher Deckung bis dicht ans Dorf herangekommen war.

Wie der Pulverschwaden durch die Reihe der Schützen kroch! Wie er sich in die Kehle einnistete! Widrig wie Lampenqualm. Heiß wurde es unter dem Helm, die Schläfen pochten vom hitzigen Rennen durch das Kartoffellaub. Dort, der Wehrmann Albers hatte den Mittelfinger am Abzug des Gewehrs. Der Zeigefinger war ihm weggeschossen. Aber er biß die Zähne zusammen und zielte weiter, wenn auch das Blut vom Kolbenhals in das kurze, grüne Gras der Böschung sickerte; und bei jedem Schuß knirschte der Schütze: „Die verdammten Hunde!"

Die Wut schlich sich in die Schützenkette. Mit jedem Schuß wuchs sie. Wer achtete noch auf die feindlichen Geschosse, die heranpfiffen! Nur dem Gegner an die Kehle springen — ihn mit dem blanken Bajonett ausheben — ihm den Gewehrkolben aufs Käppi schmettern! Das stand in den lodernden Blicken und den leuchtenden Augen. Was tat's, daß hier einer aufschrie und dort plötzlich ein Lauf schwieg, der eine Sekunde vorher noch geblitzt hatte! Das rote, rinnende Blut und sein fader Geruch machten wild und jagten den Haß und die Rache ins Hirn. Nur 'ran an den Feind!

Da kam das Kommando: „Zum Sturm Gewehr rechts! Hurra!"

Wie die Trommel wild und aufreizend wirbelte! Wie die Signalhörner schmetterten:

Sturm und Tod! Sturm und Tod! Sturm und Tod!

„Hurra!“ donnerte es aus den Kehlen, und alle Wut, Rache und Grimm prasselte heraus in den einen wilden Sturmruf: „Hurra!“

Furchtbar hallte der Wutschrei gegen den Feind. Wohl blitzten seine Salven noch einmal und zweimal. Aber über die Mauern der Gärten, durch die Heckenwege in das Dorf hinein fluteten die feindlichen Schützen im hastigen Jagen. Dem blanken Bajonett und dem furchtbaren Kampfruf der Deutschen hielt keiner stand. Die Schützengräben waren leer, als Hauptmann Ebbinghaus mit den ersten Stürmern heranpreschte. Nur das Maschinengewehr knatterte und prasselte noch gegen den Sturmlauf der Feldgrauen.

Aber der sausende Kolben und das unbarmherzige Bajonett machten schnelle Arbeit. Was half es, daß der belgische Schütze den Ladestreifen frisch eingesetzt hatte und die Kurbel noch einmal drehen wollte! Ein Kolbenhieb sauste auf ihn herab. Unwillkürlich hob sein Kamerad die bloßen Hände und legte sie über das Käppi. Ein Bajonettstich streckte ihn. Weit auf riß er die Augen und starrte den Gegner entsetzt an. Dann gurgelte er schrecklich, und ein Blutstrom quoll über den Waffenrock.

„Hurra!“ rief die erste Reihe der Wehrleute.

„Diese Gartenspritze hätten wir, Jungens!“

Das war Dantz.

„Vorwärts! Drauf und dran!“

Ins Dorf hinein wurde der Sturm getragen. Durch die gepflegten Gärten, auf deren Beeten der Kohl seine blauroten Köpfe protzig hob. Wie die Blätter rauschten unter den genagelten Landwehrsohlen! Dort aus den Stangenbohnen blitzte es auf.

„Mein Gott!“ schrie Wehrmann Cleinow gellend auf. Dann brach er zusammen und stöhnte schrecklich. Mit dem

Kolben schlugen die Kameraden Ranken und Stangen zu Boden. Zwei junge Burschen in Bauernjoppen rannten vor ihnen durchs grüne Rankengewirr dem nächsten Gehöft zu. Den einen streckte eine Kugel, daß er jammernd und mit den Beinen in die Luft schlagend sich wälzte, der andre warf das Gewehr weg und hob die Hände.

„Halunke, verfluchter!" Ein Kolbenhieb, und er brach lautlos in die Knie, tappte noch einmal um sich und schlug hintenüber.

Nun ging es ins Dorf hinein.

Rote Ziegelbauten säumten die Landstraße, blanke Fensterscheiben spiegelten die Sonne. Aber plötzlich schlugen die Fensterflügel zurück, braune Gewehrläufe schoben sich heraus, verbissene, wilde Gesichter lugten über das Visier, und blitzende Schüsse jagten den heißen Hagel in die Sturmkolonnen der Deutschen. Wie es von den Pflastersteinen klatschte und spritzte! Wie das Glas splitterte und sprang! Wie der gellende Wutschrei in das Knattern der Läufe unheimlich raste!

Dort, die grüne Haustür unter dem schön gemalten Schild! Wie zierlich das Eisengitter rechts und links von den Steinstufen geschmiedet war! Aber aus den Kellerfenstern sauste und mähte der Tod.

Kolbenstöße gegen die grüne Tür. Ein Krach — Wutschreie von innen, Poltern und Toben. Ueber der Tür das Fenster! Wie sich Uniformen und blaue Kittel daran drängen! Wie dem Schwarzbart dort die Wut aus den Augen funkelt! Noch einmal hebt er den Revolver und knallt hinab auf die enge Gasse ins Getümmel hinein. Dann liegt er quer über der Fensterbank, die Arme nach unten gestreckt; Hirn und Blut tropft aus dem schrecklich zerschlagenen Schädel. Ueber ihn weg stürzt ein zweiter mit gellendem Schrei und schlägt schwer

auf das Pflaster. Von innen aber knallen die Schüsse, kommen die Wutschreie und Flüche, kracht und poltert, knirscht und donnert es, und plötzlich wirbelt gelbweißer Rauch aus den zerschlagenen Fenstern.

Haus für Haus wird gestürmt. Mit Hurra geht es dem Platze vor der Kirche zu.

Da kommt es plötzlich wie vernichtender Hagelschlag aus den Schallöchern des Kirchturmes. Sausendes, siedendes Blei, schreckliches Rattern, und auch aus den Wipfeln der Kastanien schmettern jetzt einzelne Schüsse ihren hellen Peitschenknall hinein in das Hämmern des Maschinengewehrs.

Im Laufschritt geht es auf den Kirchplatz.

„Helf mir Gott!“ Landwehrmann Kaath strauchelt und faßt gegen den Leib. Wie er plötzlich bleich wird und die Lippen zusammenpreßt! Keiner achtet darauf. Schon donnern Beil und Kolben gegen die Kirchentür, sie ist verrammelt. Aus den nächsten Häusern werden Tische geschleppt und in rasender Eile aufeinandergetürmt. Wie Ameisen krabbeln die Stürmenden hinauf, Kolbenschläge in die schön gemalten Glasscheiben, daß sie klirrend nach innen splittern, und hinein geht es. Den Kirchturm hinauf rast die Wut, aus den schmalen Schlitzen im Gemäuer kracht und hallt es wider. Wie rasend pfeifen von oben die letzten Schüsse, und nun schwingt plötzlich die Glocke, und in die wilden Schreie der Stürmer, das Stöhnen der Blutenden, die Schüsse auf der Straße unten, das Toben in den Höfen und Mauern dröhnt das Erz hoch vom Turm über das flache Land, als riefe es Gottes Zorn über so viel Blut und Wut!

Auf fliegt die Pforte unten. Von festen Landwehrfäusten gepackt, schiebt sich ein wirrer Haufe heraus. Verzweifelt schlagen sie um sich, die Franktireurs, die Scharfschützen im

bürgerlichen Gewand, in Kittel und Joppe. Wohl ein Dutzend und mehr werden in den Winkel zwischen Turm und Kirchenschiff zusammengedrängt. Nun stehen sie wie wilde Bestien, die von den Treibern gestellt sind und auf den tödlichen Schuß warten.

Schon heben sich Lauf und Kolben. Wie das Weiße in den Augen der Wehrleute unheimlich schimmert!

Da springt Hauptmann Ebbinghaus vor. „Halt!"

Aber er kommt nicht weiter. Aus der Krone des dichten Kastanienbaumes blitzt es auf. Der Revolver entgleitet seiner Hand, das Blut sickert ihm über die Knöpfe des Waffenrockes.

„Unser Hauptmann!"

Wie ein Notschrei klingt es, als Heino Ebbinghaus zusammenbricht. Aber Unteroffizier Dantz faßt ihn fest um und schleppt ihn durch das Getümmel dem Pfarrhause zu. Den Helm hat der Unteroffizier verloren. Das Gewehr reicht er mechanisch dem lustigen Dippe, dem das Blut von den Schläfen in den Kragen läuft. Dann zieht er den Verwundeten die Steinstufen hinauf. Kolben fliegen gegen die versperrte Tür. Gesprengt weichen die Flügel. Ganz still und ruhig ist es im kühlen, dämmrigen Hausflur. Auf ein Ruhebett im verlassenen Studierzimmer des Pfarrers legt Unteroffizier Dantz den Bewußtlosen, reißt sein Verbandpäckchen heraus und stopft die rosa Watte in die Schußwunde.

Ein Sanitäter muß heran!

Er rast hinaus, den Gefreiten Simons hat er doch eben erst gesehen, drüben am Rathause trug er den verwundeten Vizefeldwebel aus dem Straßenfeuer. Richtig — da ist er.

„Gefreiter Simons!"

Als ob sein Ruf durch das Toben und Knallen, durch das Getümmel und den wütenden Straßenkampf sich Bahn brechen könne!

„Hierher, Simons!“

Einen Satz macht er die Treppe hinunter, auf der die roten Blutstropfen wie eine Spur laufen. Da schlägt es ihm plötzlich gegen die Stirn. Wie sein blondes Haar mit einem Male grausig blutrot wird! Lautlos bricht er zusammen. Kein Stöhnen mehr! Wie der Blitz hat den starken Mann das Geschoß gefällt.

Da kommt es die Straße herauf im Laufschritt. Die erste Kompagnie stürmt zur Hilfe ins Dorf. Haus für Haus verstummt. Schüsse und wuchtige Kolbenschläge räumen auf, was die Kameraden nicht zwingen konnten. Und über die Aecker sprengen die letzten Flüchtigen wie gejagte Hasen, das nackte Leben vor dem mörderischen Blei zu retten.

Das Dorf ist genommen.

Zwischen den Bajonetten der siegreichen deutschen Soldaten marschieren die gefangenen Franktireurs. Alte Kerle und grüne Burschen, trotzige Männer und finstere Gesellen, denen das Verbrechen auf der Stirn steht. Sie wissen, was ihrer harrt. Das Kriegsgericht ist schnell mit seinem Spruch, das Grab ist bald geschaufelt. Eine Salve aus sicheren Landwehrrohren — und der Verrat und die Tücke verröcheln im Blute.

Draußen, wo das Dorf in liebliche Gärten und Obsthaine übergeht, schaffen die Aerzte und Sanitäter. Die Stöhnenden und Stillen, die Bewußtlosen und Zerschossenen, die Opfer des Kampfes sind auf den Verbandplatz getragen. Leichtverwundete finden sich ein. Mancher merkt erst beim Appell das sickernde Blut.

Dann aber wälzt sich das Strafgericht in Flammen und Rauch durch das Verräterdorf. Wie die rote Lohe plötzlich aus den offenen Fenstern schlägt! Wie der dicke, schwarze Qualm in wirbelnden Schwaden über die Dächer streicht und

sich durch die versengten Kronen der Bäume wie eine Wetterwolke zieht! Wie es donnert und kracht! Wie es knackt und knistert in Sparren und Gebälk! Wie die Flammen lecken und züngeln! Wie der Giebel des Posthauses, auf dem die Ziegel und Dachsparren in der roten Glut springen und bersten, flammt und wankt! Und nun neigt er sich schwer nach innen. Das Gemäuer prasselt in dumpfem Fall in die rasende Glut, und hoch auf steigen die Funken und Glimmerteilchen wie ein ungeheures Feuerwerk!

Auf den Steinstufen vor dem Pfarrhause aber liegt ein toter Wehrmann, und das Blut sickert langsam in schmalem Bächlein über die scharfen Kanten der Treppenquadern. Drinnen aber liegt sein Hauptmann, röchelt schrecklich und ringt mit schwerem Ende.

Nun kommt der Sanitätsgefreite mit einem Krankenträger. Den schwer verwundeten Hauptmann nehmen sie behutsam auf die Bahre und führen ihn der leeren Scheune zu. Da ist das Notlazarett.

„Nun kommt Dantz wenigstens in deutsche Erde zu liegen!" sagt Dippe. „Gut, daß er uns das gestern noch erklärt hat."

Aber er macht ein sonderbares Gesicht dazu, und die Lippen zucken ihm schmerzlich, als er spricht.

„Deutsch oder fremd, Dippe," erwidert Wehrmann Fasch ernst, „die Erde ist Gottes. Und wo ein ehrlicher Soldat den letzten Schlummer tut, da ruht er in Gottes Hut!"

Das war doch das schwerste Stück vom Tage, als sie die Gruft aushoben und die gefallenen Kameraden zum ewigen Schlaf hineinbetteten. Wie friedlich der eine schlief, mit einem Lächeln auf den Lippen, als sähe er ein schönes, freundliches Land! Und des andern verglaste Augen starrten so schrecklich, als stierten sie plötzlich in einen Abgrund voll Angst und Verderben.

Nun lagen sie nebeneinander, gute Kameraden im Feuer und im allerletzten Quartier!

Das Bataillon rückte an zur letzten Ehrenbezeigung. So tiefernst hatte keinem je eine Predigt geklungen, als hier an der gähnenden Gruft mit den stillen Kameraden, die in braunen Zeltplanen hinabgesenkt waren.

„Ich hatt' einen Kameraden, einen bessern findst du nit —"

Die Landwehrleute sangen das alte Soldatenlied mit gepreßter Stimme. Ein leises, verhaltenes Schluchzen drängte sich manchem in die Kehle.

Dreimal donnerte die Salve über das offene Grab. Lebt wohl, Kameraden!

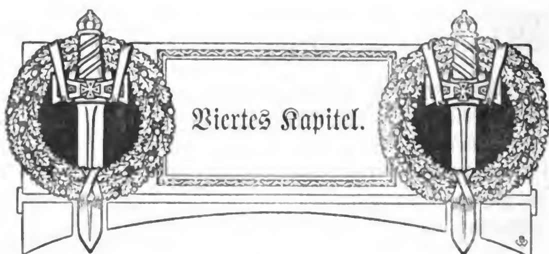
Feierlich zog das Lied in den sonnigen Tag: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende!"

Mancher wischte verstohlen die Träne, die über Blut und Staub des heißen Gesichts in den Bart rollte.

Behutsam wurden die ersten Schollen auf die toten Helden geschaufelt, als wolle man ihnen nicht weh tun. Wie manches Lebewohl rollte mit hinab, bis der braune Hügel aufgeworfen war, auf dem weiße Birkenäste mit den Helmen darauf das letzte Gedenkemein bildeten. Von fern her aber donnerten die Geschütze ruhelos und drängend: Vorwärts! Vorwärts!

Die ersten Automobile fauchten die Heerstraße herauf, Verwundete zu holen. Der vorderste Kraftwagen hielt. Ein Generalstäbler sprang heraus und eilte auf den Major zu. Ein Fingerzeig auf der Karte, die Rechte im braunen Handschuh hob sich grüßend an den Helmrand — und ein neues Kommando schmetterte über die Reihen der Kompagnien.

Vorwärts! Vor euch steht der Feind!



Viertes Kapitel.

Auf dem Bahnsteig zu Arensberg standen Männer der freiwilligen Sanitätskolonne, die braunen Tragbahren neben sich, und warteten auf den Kasseler Schnellzug.

Die wenigen Reisenden sahen schweigend auf die Hilfsbereiten. Der Zug sollte Verwundete vom westlichen Kriegsschauplatze bringen. Die Verlustlisten waren von Hand zu Hand gegangen. Jeder im Städtchen wußte, daß Unteroffizier Dantz beim Sturm auf das Dorf G. gefallen und Hauptmann Ebbinghaus schwer verwundet ins Lazarett gebracht sei. Auch andre Opfer aus Arensberg und den umliegenden Dörfern hatte der Feldzug in Belgien und Nordfrankreich bereits gefordert.

Damen vom Roten Kreuz im blau-weiß gestreiften Waschkleide, das weiße Häubchen auf dem Haar, die Binde um den linken Arm, hielten sich bereit, den durchfahrenden Kriegern willkommene Labung zu bieten.

So froh und stolz man auf die ersten großen Siege war, so begeistert man die Helden an der Maas und in den Vogesen gefeiert hatte, es lief doch ein heimliches Weh durch die Reihen der Neugierigen, wenn Verwundete eintrafen, wenn kräftige Männer kamen, den Arm in der Binde, oder, den verbundenen Fuß vorsichtig aufsetzend, am Stocke vorbeihinkten. Dem hellen Tage des Sieges folgte die dunkle Nacht der Schmerzen und des Leides.

Der Stationsvorsteher in der roten Mütze, die Signalscheibe am kurzen Holzgriff in der Hand, trat heraus. Er grüßte sehr höflich einen stattlichen alten Herrn im weißen Vollbart.

„Grüß Gott, Herr Ebbinghaus! Guten Tag, gnädige Frau! Der Zug muß gleich einlaufen."

Vor Max und Fritz Ebbinghaus legte er seinen Finger an den Mützenschirm. Die Jungen waren gedrückt und machten ernste Gesichter. Frau Professor Ebbinghaus hatte verweinte Augen, trotzdem der alte Herr ihr gut zuredete.

„Danke Gott, Maria, daß wir ihn herbekommen, den Heino! Hat es die arme Frau Dantz nicht tausendmal schlimmer? Muß ich dich denn wirklich erst daran erinnern? Wir holen ihn nach Erlinghofen, da wollen wir ihn schon wieder gesund pflegen."

Der Zug rollte langsam herein und hielt. Im letzten Wagen erschienen graue Feldmützen an den Fenstern. Die Damen vom Roten Kreuz eilten darauf zu und reichten Becher mit Fleischbrühe, Kaffee, frische Blumen und Zigarren hinein. Die Männer der Sanitätskolonne setzten die Bahre an den Wagentritt.

„Vorsichtig!" mahnte der eine, als der erste Verwundete herausgehoben wurde. Es war der Professor Ebbinghaus. Er hob die Rechte und winkte den Seinen beglückt zu. Bleicher war er geworden und der dunkle Bart buschig und wild.

Schluchzend küßte ihn die Gattin, auch den Jungen stand das Wasser in den Augen. Aber Hauptmann Heino Ebbinghaus schalt: „Muß ich Gott nicht danken, daß ich bis hierher transportiert werden konnte? Grüß Gott, Vater! Und vergeßt mir die Kameraden hier im Zuge nicht!"

Der alte Herr verstand und stieg in den Wagen. Maria aber schickte schnell die Jungen fort und ließ holen, was Heino befahl. Dem Jäger, dessen Waffenrock noch die Spur des

Bajonettstiches und große braunrote Flecke aufwies, drückte Maria eine Flasche Rotwein in die Hand, und dem verwundeten Kürassier, der die Binde um den rechten Arm trug, drängten die Jungen die Kiste Zigarren auf.

„Die raucht ihr auf mein Wohl und auf unsre Gesundheit," sagte der Professor, „und laßt einmal hören von euch! War eine lange Fahrt, und ihr habt euch redlich um mich gekümmert. Denkt manchmal an euren verwundeten Hauptmann. Meine Adresse habt ihr ja. Also mit Gott, Kameraden!"

„Mit Gott, Herr Hauptmann!"

Vater Ebbinghaus hatte seinen Wagen unten stehen. Aber Heino bestand darauf, unter seinem eignen Dache zu bleiben. Dagegen war nichts zu machen. So hoben die Träger die Bahre und trugen ihn vorsichtig die Stufen zum Vorplatz des Bahnhofes hinab.

Die Arensberger grüßten ehrerbietig, als er vorbeigetragen wurde. Der Krankenwagen wartete, Maria und Vater Ebbinghaus stiegen in das Erlinghofer Fuhrwerk.

„Nun müssen wir Lena doch hereintelephonieren, Maria. Das könnten die Jungen gleich hier am Bahnhof besorgen."

Dazu war Max gern bereit, und Fritz schloß sich ihm schleunigst an. Ein französisches Käppi tauchte gerade zwischen Bajonetten in der Vorhalle des Bahnhofes auf, ein Kürassierhelm folgte, das blaue Käppi mit dem Anker der französischen Kolonialinfanterie lockte gleichfalls. Das war etwas für ihr deutsches Herz, endlich gefangene Franzosen zu sehen!

Wie schlecht die Leute montiert waren! Der Korporal im blauen Kapottrock und roten Hosen sah geradezu schäbig aus. Die Nähte waren abgescheuert, die Gamaschen schmutzig, und das Schuhwerk, lieber Himmel! An den Sohlen abgeplatztes Oberleder!

Der Mann sah nicht aus wie ein Feldsoldat, der Schneid in den Knochen hat. Aber der Kürassier, das war ein forscher Kerl! Wenn der den Pallasch sausen ließ!

Der Gedanke brach jäh ab. Die Jungen sahen, daß dem gefangenen französischen Kavalleristen der rechte Unterarm amputiert war.

„Der arme Kerl!" bedauerte Fritz.

„Arme Kerl?" besann sich Max. „Der soll froh sein, daß er bei uns in Deutschland sein kann und gepflegt wird. Glaubst du, die Belgier und Franzosen würden unsern verwundeten Vater bedauert haben?"

„Du hast recht, Max. Wir stehen hier und gaffen, und Vater wartet. Das ist nicht recht von uns!"

„Nun, erst wird Großvaters Befehl ausgeführt. Los!"

Das Telephongespräch war bald erledigt. Die beiden Jungen stürmten im Laufschritt heim und standen schon an der Treppe, als der Krankenwagen vorfuhr.

„Gottlob, Maria, daß ich bei euch sein kann," seufzte Professor Heino Ebbinghaus erleichtert auf, als man ihn sorgsam bettete.

Dann kam Sanitätsrat Schüler, untersuchte den Patienten und erklärte schließlich: „In zwei oder drei Wochen kommen Sie wieder an unsern Stammtisch, lieber Professor! Aber es ist das reine Wunder, daß der Schuß so glatt heilt. Wenn wir 1870/71 solchen Fall ins Lazarett kriegten, hatten wir Falten auf der Stirn. Also Ruhe und nochmals Ruhe, gnädige Frau! Und die jungen Hänse hier werden unbarmherzig verbannt. Erzählen kann der Vater später noch genug. Ich spreche täglich vor, lieber Freund. Adieu!"

„Mit Gott! wollen Sie sagen, lieber Doktor," tadelte der Patient.

150

Der Sanitätsrat lachte. „Meinetwegen, Sie alter Sprachenverbesserer! Aber man muß sich erst daran gewöhnen. Also: Mit Gott! Und die Jungen bleiben draußen!“

„Die nehme ich gleich mit nach Erlinghofen für die nächsten vierzehn Tage,“ bestimmte Vater Ebbinghaus.

Sonst waren für die beiden Jungen vierzehn Tage Ferien in Erlinghofen der Inbegriff alles irdischen Glückes. Heute machten Max und Fritz sehr lange Gesichter, als sie mit dem Großvater den Wagen bestiegen. Als Tante Lena ihnen begegnete, riefen sie ihr schon von weitem zu: „Kehrt! Marsch! Du darfst auch nicht zu Vater!“ Aber Lena Ebbinghaus kehrte sich nicht daran, sondern fuhr auf dem leichten Wagen nach kurzem Gruß vorbei.

„Wenn ich einige Tage bei Maria bleibe, Vater, so siehst du's mir nach, nicht wahr?“

„Selbstverständlich, mein Kind! Heino ist Gott sei Dank leidlich zuwege. Aber telephoniere uns täglich hinaus, wie es mit ihm steht!“

„Gewiß! Behüt' dich Gott, Vater! Seid brav, Jungens, wenn's euch auch schwer fällt!“

* * *

„Schicken Sie mir Ihren Emil, liebe Frau Dantz, nur ruhig jeden Tag her. Und was ich sonst tun kann, geschieht herzlich gern.“

Frau Professor Ebbinghaus reichte der stattlichen Frau im einfachen Trauerkleid teilnehmend die Hand.

„Schönen Dank, gnädige Frau! Ich komme also morgen zum Schneidern. Lieber Gott, ich arbeite ja gern. Aber sauer wird es einem, den Kopf hochzuhalten. Und mein Seliger

hat doch stets so getreulich für uns gesorgt. Meine Kinder und ich kannten keine Not!"

Maria Ebbinghaus bedauerte die Frau, die so jäh aus einer glücklichen Ehe in die bittere Not, in das Ringen um das armselige Stücklein Brot gerissen worden war.

„Machen Sie sich keine Sorge, liebe Frau Dantz! Es wird ja alles geschehen, um Ihnen zu helfen. Von der Stadt aus und von den Damen des Hilfsausschusses. Ich werde mit Frau Geheimrat Sträter noch einmal reden."

Die Witwe schüttelte abwehrend das Haupt. „Lieber will ich Tag und Nacht an der Nähmaschine sitzen, Frau Professor, oder mir die Finger wund waschen! Aber ich nehme nichts, ich will nichts! Seitdem ich das Wort Unterstützung gehört habe, ist mir's, als reiche mir einer ein vergiftetes Stück Brot. Wenn die Witwen im Kriege gefallener Staatsbeamten ihre Pension bekommen, spricht niemand von einer ‚Unterstützung'. Auch mein Mann starb im Dienste fürs Vaterland den Heldentod, und uns Frauen gegenüber, deren Männer in Friedenszeiten keine Staatsbeamten waren, wagt man es, von einer Unterstützung zu sprechen? Nein, ich danke! Ich werde schon durchkommen! Aber wenn Sie sich meines Emil annehmen, daß er mit Ihrem Fritz zusammen sein darf, das ist für die Zukunft. Dafür will ich Ihnen herzlich dankbar sein. Und für den Herrn Professor meine herzlichen Wünsche zu seiner Genesung!"

„Sobald der Arzt es zugibt, sollen Sie ihn sehen, Ihren schönen Blumenstrauß hat er auf seinem Tische stehen. Nun lassen Sie sich das Leben nicht verbittern, liebe Frau Dantz! Unglück macht leicht ungerecht und hart. Aber es läßt auch die wirklichen Freunde erkennen. Und die werden wir Ihnen bleiben."

„Der liebe Gott soll es Ihnen lohnen, gnädige Frau. Sie haben ja auch Söhne."

Die Professorin geleitete Frau Dantz noch bis an die Tür. „Also bis morgen, liebe Frau Dantz!"

Der Sanitätsrat kam gerade, als die Witwe aus der Tür ging.

„'n Morgen, Frau Dantz! Ja, meine Liebe, das ist 'ne harte Sache. Aber Sie werden die einzige nicht sein. Wo Holz gehauen wird, fliegen Späne. Ihr Mann ist sozusagen mein Freund gewesen, viele Jahre lang. Und Sie wissen wohl, wo ich wohne? Also Kopf hoch, liebe Dantzen!"

Dann begrüßte er die Professorin. „Weiß der Henker, gnädige Frau, daß einem nichts Besseres einfällt zum Troste als eine Redensart, die einem armen Herzen so viel nützt wie dem Toten der Weihrauch."

„Und gerade Frau Dantz ist eine empfindliche Frau, die ihren Stolz hat."

Frau Professor Ebbinghaus wiederholte dem Sanitätsrat die Aeußerung der Witwe.

„Ja, kann ich mir denken. Der Gefallene war ein Mann von Charakter, der seinen Rock sauber hielt, wenn sie ihn auch einen ‚Roten' nannten, und seine Frau ist ihm gleich, sie ist arbeitsam und rechtschaffen. Ich wollte, unsre Nation hätte viele solcher Männer und Frauen. Wünsche und Klagen können den Gefallenen leider nicht wecken. Aber lassen Sie es mich wissen, gnädige Frau, wenn es der Witwe an etwas fehlt! Und nun wollen wir mal nach unserm Heino sehen."

Er trat ins Krankenzimmer, wo Lena Ebbinghaus ihn freundlich begrüßte. Es war das hellste und luftigste Zimmer des Hauses; die Sonne hüllte durch die weißen Mullvorhänge alles in ein mildes Licht. Lena hatte dem Bruder vorgelesen.

„Schlafen sollen Sie, Professor! Was lesen Sie ihm denn vor? Mark Aurels Selbstbetrachtungen? Ein gutes Buch. Habe selbst früher mal darin gestöbert. Heute bleibt einem ja bei der täglichen Plackerei kaum Zeit für eine medizinische Wochenschrift und unser Wurstblättchen. Zum Eisernen Kreuz meinen aufrichtigen Glückwunsch, lieber Hauptmann und Professor!"

Heino sah ihn ungläubig an. „Mir das Eiserne Kreuz?"

„Na, das Kreisblatt bringt es doch groß und breit, und ich wollte es Ihnen sacht beibringen."

Der Sanitätsrat hatte ihn beim Sprechen untersucht, legte jetzt das Auskultierrohr noch einmal auf die vernarbte Brust des Patienten, horchte und nickte befriedigt. „Uebrigens hoffe ich, daß Sie in einigen Tagen aufstehen können. Die beiden Jungen dürfen Sie von Erlinghofen nun auch hereinholen. Die Bengel müssen doch dabei sein, wenn Vater zum erstenmal wieder im Stuhle sitzt. Und die hellen Jungenaugen und das schwarzweiße Band mit dem wohlverdienten Kreuz werden Ihnen bekömmlicher sein als der ganze Marcus Aurelius. Also auf Wiedersehen!" —

Das war ein froher Tag im Hause des Professors. Bis zu diesem Morgen hatten die Seinen es ihm verschwiegen, daß für ihn das Eiserne Kreuz gekommen war.

„Max und Fritz kommen mit dem Großvater," meldete Lena, als sie den Hörer des Fernsprechers wieder anhängte.

Sie kamen schon eine Stunde danach. Max kutschierte den Jagdwagen selbst, und der Braune war heiß, als er vor dem Hause des Professors hielt.

Es wurde den beiden Jungen nicht leicht, leise und ruhig ins Krankenzimmer zu gehen, und Lena hatte Mühe, den Bruder vor den stürmischen Liebkosungen seiner Söhne zu schützen. Der alte Herr stand gerührt dabei.

„Ich habe mir das Eiserne Kreuz vor Straßburg geholt, Heino, und mein Großvater hat es bekommen, als er unter Blücher auf dem Montmartre vor Paris stand. Nun hast du es gleichfalls. Aber du hast es am teuersten bezahlt, armer Kerl. Ihr Jungen könnt auf euren Vater stolz sein!"

„Das sind wir alle, Großvater," kam Marias Stimme von der Tür her. Sie brachte einen Kranz aus frischem Lorbeer und Eichenlaub und hängte ihn ihrem Manne um.

Dann küßte sie ihn herzlich, und die andern taten es gleichfalls. Das war ein sehr feierlicher Augenblick, und selbst Heino, der sonst sein Gefühl zu beherrschen wußte, gingen die Augen über.

Er deutete auf das vor ihm liegende Buch. „Lies einmal, Lena, was Mark Aurel sagt."

Aber der alte Herr schob den Band auf dem Tisch zur Seite. „Laß man, Lena! Ein deutscher Landwehrmann mit dem Eisernen Kreuz ist mehr wert als alle Heidenhelden zusammen. Aber ich will euch einen besseren Vorschlag machen. Wir setzen uns zusammen an den Tisch und frühstücken. Natürlich, du darfst vorläufig nur zuschauen, lieber Heino. Aber du weißt dann wenigstens, daß du wieder richtig zu Hause bist."

Das war allen recht, und sie saßen bald um den runden Tisch. Lena trug selbst auf und litt nicht, daß Maria von Heinos Seite ging.

„Heute hast du ihn ja gewissermaßen zum zweiten Male vom lieben Gott bekommen, Maria," flüsterte sie der Schwägerin ins Ohr und küßte sie. Die Professorin wollte gerührt antworten, da klingelte es draußen, und Fritz ging hinaus.

Der Postbote war es.

„Ein Feldpostbrief!" jubelte Fritz. „Ratet, von wem!"

„Von Onkel Hans. Von wem denn sonst?“ sagte Max aufgeregt. „Her damit!“

„Mir scheint, mein Sohn, du bist sehr selbständig geworden,“ tadelte der Professor und nahm den Brief. Da setzte sich Max sehr bescheiden auf seinen Stuhl zurück. Den Ton kannte er am Vater. Das bedeutete sonst Hausarrest oder eine andre noch schlimmere Ueberraschung!

Der Professor öffnete den Brief in seiner gemessenen Art. „Er kommt in der Tat von Hans!“

Er las ruhig, wie es seine Gewohnheit war.

„Postsachen sind Hausherrensachen,“ war einer seiner Grundsätze.

Dann gab er Lena den Brief. „Lies vor, Lena, es sind gute Nachrichten.“

Und Lena las:

„Meine Lieben!

Ich hatte es sonst bequemer, wenn ich Briefe schrieb. Wehmütig denke ich an meinen Schreibtisch. Der jetzige besteht aus einer umgestülpten Haferkiste in einem ostpreußischen Bauernhause, dem das Dach, die Fenster und Türen und andre Dinge fehlen, die sonst auch zur einfachsten Kate gehören. Aber die Mauern stehen wenigstens, wenn sie auch schwarz vom Rauch sind, und die alte Haferkiste ist merkwürdigerweise heil geblieben, was man selbst von den dicksten Backsteinwänden hier nicht immer sagen kann. Mein Schreibstuhl ist ein Melkschemel, aber der Mensch gewöhnt sich unglaublich schnell, und ich wäre gern bereit, ein Dutzend Kühe zu melken, schon der Kaffeemilch wegen, die nur noch in der Phantasie für uns existiert. Denn die Russen verstehen ihr Handwerk gründlich. Nach dem, was

ich gesehen, hat die menschliche Sprache der Zukunft keinen andern Ausdruck für viehische Roheit und unmenschliche Barbarei als das eine Wort: Russisch! Die Hunnen und Vandalen sind wahre Menschenfreunde gegen die Soldaten des weißen Zaren gewesen.

Wie die Heuschrecken sind sie gekommen, Vertreter der ganzen Völkerkarte, von der feudalen Petersburger Garde bis zu den Kalmücken und Tungusen. Die Kosaken natürlich vornweg. Sie haben es immer am eiligsten beim Plündern und beim Ausreißen. Was so ein Kosakenkerl alles mitgehen heißt, ist unglaublich. Meine Mannschaften fingen einen, der förmlich auswattiert war. Der Kerl hatte zwei seidene Frauenkleider als Gürtel umgebunden, einen nagelneuen Anzug darübergezogen, darüber einen Gehpelz mit feinem Kamtschatkabiberkragen und über diese Unterlage seinen graugrünen Militärmantel. Und jede Tasche war buchstäblich vollgepfropft von Diebesgut. Zwei goldene Damenuhren, eine Herrenuhr und wenigstens zwanzig Ringe, aber auch eine Schnupftabakdose aus Rinde, eine kleine Eieruhr und eine Dose Fleischextrakt. Die Hauptsache aber war das bare Geld, und dieser Räuber hatte nicht weniger als 2367 Mark in den Taschen seiner Gewänder untergebracht, behauptete aber, das meiste habe ihm sein Rittmeister schon weggenommen! Der sei scharf auf alles Blanke wie eine Elster. Zu seinem Pech entdeckten wir in einer Uhr den Namen des Besitzers, und der Dieb, der sich auf eine geruhsame Gefangenschaft gefreut haben mochte, machte dem Kriegsgericht nicht viel Arbeit. Er wurde kurz darauf standrechtlich erschossen. Ein andrer hatte wenigstens fünfzig Zelluloidstreifen bei sich. Zum Feuermachen, erklärte er. Die Dinger flammen freilich infam schnell daher und

besonders gut in einer gefüllten Scheune. Immer hat die Mordbrennerbande ja nicht Zeit gehabt, ihrem Quartierwirt zum Dank für das Futter den roten Hahn aufs Dach zu setzen. In T. kamen wir noch gerade zur rechten Zeit. So viel ehrliche Soldatenfreude habe ich noch nie gehabt als in T., wo wir mit Granaten und Schrapnells so richtig in das russische Raubgesindel hineinpfefferten. Das hättet Ihr sehen müssen! Wie die Ameisen kribbelte und krabbelte das; wer ein Pferd erwischen konnte, floh schleunigst, als käme der Leibhaftige, und in die andern fegten unsre Dragoner, als wir reine Bahn gemacht hatten. An den Tag werden die Russen denken! Wie ein Trödelmarkt, in den ein Blitz geschlagen hat, sah das Lager aus. Buchstäblich mitten in die Kohlsuppe waren unsre Granaten den Kerlen gefegt. Hunderte warfen die Gewehre weg und hielten die Hände hoch. Aber unsre Dragoner streckten noch genug mit der Lanze nieder. Und dann kam unsre ostpreußische Landwehr! Jeder von den Bärten unterm Tschako hatte daheim ein Haus, hatte Weib und Kind. Keiner wußte, ob nicht auch ihm der Hof niedergesengt, der Vater ermordet, die Frau und Tochter geschändet, die Kinder verschleppt waren! Aber sie rechneten alle damit, daß der Russe es gerade ihnen getan haben könnte oder tun werde. Und ein wütender Landwehrmann ist ein Teufel mit Kolben und Bajonett. Was ich an diesem Tage gesehen habe, vergesse ich nie! Ich weiß jetzt erst, was kochende Rache ist!

Aber wir haben es auch schon anders zu schmecken bekommen. Bei P. wäre um ein Haar unsre Batterie verloren gewesen. Wir waren so vorsichtig und leise herangekommen, daß es eine Freude war. Immer in Deckung hinter einem Höhenzug. Gerade wie wir in Feuerstellung

vorgehen wollen, bekommen wir aber ein Granatfeuer, als ob wir auf dem Schießplatze bei Jüterbog Scheibe gewesen wären. Mit rechten Dingen ist das nicht zugegangen. Traurig, aber nicht zu leugnen. Nicht nur in Galizien, auch auf deutschem Boden hat der russische Rubel manchen zum schändlichen Verrat verleitet. Bei P. soll es später erwiesen sein. Aber der Vogel war ausgeflogen. Jedenfalls hätte uns auch der Beweis nichts geholfen. Wir saßen in der Patsche. In zwei Minuten waren dreiundzwanzig Pferde bei den Protzen totgeschossen oder verwundet. Mir ist es immer entsetzlich, eine so kluge Kreatur in Todesnot sich wälzen und um sich schlagen zu sehen. Die Pferde wissen ganz genau, was es bedeutet, wenn es ins Feuer geht. Ich habe zweien den Gnadenschuß gegeben; ich konnte es nicht mehr sehen, wie sie sich quälten. Unsre Kanoniere richteten, luden und schossen, als wäre es Kaisermanöver und der Urlaub hänge von der guten Kritik ab. Dabei fegte der russische Granathagel in unsre Batterie, daß die Schollen den Leuten ins Gesicht flogen und die Splitter buchstäblich in die Speichen klatschten. Mir schlug einer das Feldglas aus der Hand, als ich es an die Augen führen wollte. Ich fand mich zehn Schritte zurück ohne Helm, aber mit sehr viel Ackererde wieder.

Es ging auch ohne Helm, denn wir hatten gar keine Zeit, ihn zu suchen. Wenn die russische Infanterie sich in dem Kiefernwalde auf der linken Flanke einnistete, waren wir aufgeschrieben. Die eine Kompagnie, die wir als Deckung hatten, konnte uns nicht viel helfen, wenn eine russische Brigade den Wald nahm. Und sie hatte den redlichsten Willen dazu. Die Minuten vergesse ich nie! Unsre Leute arbeiteten auf Tod und Leben. Ob das Blut über das

Gesicht lief, keiner achtete darauf, solange er stehen und zugreifen konnte. Nur eine einzige Sorge hatten wir alle. Wenn die Russen uns nur nicht überrennen und die Geschütze nehmen! Ihr hättet meine Leute sehen müssen, wie sie mit zusammengebissenen Zähnen luden, richteten und feuerten. Schuß auf Schuß. Dazwischen knatterte aus den Schützengräben das Streufeuer der Maschinengewehre unsrer Infanterie. Aber die Russen waren wie die Heuschrecken. Wo zehn liegen blieben, sprangen zwanzig ein. Schon sahen wir deutlich die Bajonette, und die breiten Schirmmützen waren keine dreihundert Meter von unsrer Batterie mehr fern, als plötzlich schwere Artillerie eingriff und zwei Bataillone unsre Kompagnie verstärkten. Den Augenblick vergesse ich auch nicht! Es war, als hätte der Himmel plötzlich eine Legion Erzengel gesandt, und als nun die schweren Granaten der Kameraden und unsre Schrapnells zusammen mit dem Schnellfeuer der Infanterie den Russen einen Dreiklang aufspielten, daß die Erde bebte und die Zweige von den Bäumen stoben, da war's vorbei mit der russischen Tapferkeit. Die Brigade wird wahrscheinlich heute im Döberitzer Lager das Kommißbrot der Gefangenschaft kauen, vier feindliche Batterien haben uns ihre Geschütze lassen müssen. Als wir spät abends Beiwacht bezogen, hatten wir ein gutes Stück Arbeit hinter uns. Ich habe es mir in einem feindlichen, verlassenen Schützengraben bequem gemacht, den die Russen mit einer schönen Rasenbedachung versehen hatten. Nur ein schmaler Schlitz ließ das Schußfeld frei. Uns war das Notquartier sehr willkommen, denn Regen setzte ein. Ganz trocken war es ja nicht, und wir sahen am Morgen aus wie die Ziegelbäcker. So ein Regenmorgen ist scheußlich, besonders wenn der heiße Kaffee fehlt. Zum Glück hatte

ich noch einen Schluck in der Feldflasche. Dazu ein Stück Kommißbrot — mein Frühstück war fertig. In London war's anders! — Zehn Minuten darauf saß ich im Sattel, die Batterie ging vor. Durch elende Dörfer, denen man die Russenwirtschaft eine halbe Meile voraus ansieht. Der Feind weicht aus. Großfürst Nikolai, der sich schon ‚Majestät‘ nennen ließ und in Königsberg zu residieren gedachte, hat in diesem Regen anscheinend den Schnupfen und kalte Füße bekommen. Na, wenn ihn unsre Landwehrleute fingen! Einer meinte: ‚Wenn wir den Kerl erwischen, stecken wir ihn in einen Lattenkasten und lassen ihn für Geld sehen!‘

Doch ich muß schließen, denn ich habe Appell angesetzt, und wir sind pünktlich. Ich schreibe und erwarte von Euch das gleiche. Bisher hat die Feldpost mir freilich noch keinerlei Lebenszeichen aus Arensberg und Erlinghofen gebracht. Aber ich habe auch in dieser Beziehung die ganze Batterie zu Kameraden. Nur ein Einjähriger, der in Göttingen studiert, hat bisher einen einzigen Brief ins Feld bekommen. Und das war, wie er sagt, eine nachgesandte Rechnung seines Schneiders. Jedenfalls hat mein Kamerad recht. Er meinte bei der letzten Zigarette, die er anbrannte, es sei doch gut, daß wir die Russen schneller erreichten, als die Feldpost uns. Also lebt wohl! Sagt Vater, daß ich kurz vor dem Abrücken ins Feld noch einen Brief aus England bekommen habe. Weiß der Himmel, wie der sich zu mir gefunden hat. Aber er war mir der letzte und liebste Gruß.“ —

Lena gab den Brief dem Vater hinüber. Alle waren froh.

Der alte Herr nickte. „Wenn man einen Feldpostbrief in die Hand bekommt, geht es einem Vater wie mit den

Osterzeugnissen. Man atmet nicht eher auf, als bis man das Ende gelesen hat. Na, gottlob scheint Hans ja wohlauf zu sein. Und der Gruß aus England wird ihm besonders gut getan haben."

Die Professorin konnte die Neugierde doch nicht ganz zähmen. „Geschäftlich ist diese Korrespondenz wohl nicht mit England, Papa?"

„Aber Maria," tadelte Heino, „sei nicht neugierig!"

Der alte Herr lächelte. „Ja, liebe Maria, Hans hat mich für den Fall seines Todes allerdings zum Testamentsvollstrecker eingesetzt, aber über seine Herzensangelegenheiten mich auszusprechen — dazu hat er mir keine Vollmacht gegeben."

Da lachte Lena auf: „Du bist köstlich, Papa! Wenn deine Verschwiegenheit so durchsichtig ist, hätte Hans auch lieber gleich die Verlobungsanzeigen drucken lassen sollen."

„Onkel Hans will wohl eine Engländerin heiraten?" fragte Max. „Ich gehe jedenfalls nicht auf diese Hochzeit!"

„Zunächst weißt du nicht, ob man dich dazu bitten würde, mein lieber Sohn," tadelte der Professor, „und zum andern darfst du das Vertrauen zu Onkel Hans haben, daß er weiß, was er tut. Und drittens hast du zu warten, bis man dich fragt."

Max ließ die Ohren hängen. In Erlinghofen wehte doch eine viel freiere Luft als beim Vater. Aber diese englische Heirat wollte ihm trotz väterlicher Ermahnung nicht in den Sinn.

„So sehr unrecht könnte ich Max eigentlich nicht geben," sagte der Professor. „Schon im Frieden war mir eine Ehe zwischen Deutschen und Ausländern wenig sympathisch. Denn die deutschen Mädchen wurden meist fremde Frauen. Nach dem Kriege wird man vernünftigerweise noch weniger Wert auf solche Verbindungen zwischen uns und der Fremde legen."

„Es wäre jedenfalls für unser Volk besser, wenn der deutsche Mann die Frau unter den Töchtern seines Vaterlandes wählte,“ pflichtete die Professorin bei.

„Kinder, seid nur nicht zu engherzig!“ tadelte der alte Herr. „Eine Liebe, die sich in solchem Haß der beiden Völker bewährt, muß echt sein wie lauteres Gold. Und ihr denkt doch nicht im Ernst, daß wir uns nun nach dem Kriege in unsern nationalen Wällen halten, die Brücken aufziehen und die Welt draußen ihr Spiel treiben lassen, ohne uns darum zu kümmern? Es wird ja eine Weile dauern, ehe die ersten Laufbrücken wieder hinübergeschlagen werden nach der feindlichen Seite. Aber das Leben baut sie. Nach dem Kriege gegen Frankreich Anno 1870/71 war es geradeso, und zwanzig Jahre später gab es zwischen der französischen Republik und dem Deutschen Reiche wirtschaftliche Beziehungen, wie sie sich kein Mensch in Paris oder Berlin vor dem Kriege hätte träumen lassen. Ich bin ein alter Mann und sehe die Dinge mit ruhigen Augen an. Ich sage euch, die Zeit ist nicht fern, wo Deutsche und Franzosen Seite an Seite stehen werden gegen den gemeinsamen großen Feind.“

„Und der ist, Papa?“

„Das Moskowitertum! Das klingt wohl noch unsinnig. Aber ich sage euch, das Menschheitsgewissen wird die Brücke zwischen uns und Frankreich werden, das Pflichtgefühl, eine alte Kultur gegen russische Barbarei verteidigen zu müssen. Eine zweite Schlacht an der Maas und Aisne darf nie stattfinden, wenn Europa nicht zusammenstürzen und der Russe, die Knute in der Faust, nicht von Lissabon bis Moskau den Völkern seine Kultur aufzwingen soll. Und was die bedeutet, haben wir in den langen Jahren politischer Freundschaft mit Rußland nie mit klaren Augen erkennen wollen. Denkt an

Sibirien, denkt an die Barbarei der Verwaltung, an die Judenschlächtereien, an die Unterdrückung jeder freien Meinung, an die blutigen Greuel, die von den Kosaken gegen das eigne Volk im Namen der Obrigkeit verübt wurden! Denkt an die Hungersnöte unter den russischen Bauern und an das Prasserleben der vornehmen Welt, denkt an den Diebstahl und die Bestechlichkeit der russischen Beamten, an die Unwissenheit des Volkes, kurz an alle die scheußlichen Dinge, die heute schonungslos an den Pranger gestellt werden! Soll das die Zukunft Europas sein? Mir geht immer ein andrer Spruch durch den Sinn, wenn ich an die Dinge, wie sie nach diesem Kriege sein werden, denke. Der heißt: ‚Und es wird an deutschem Wesen einst die ganze Welt genesen.'"

„Ja, Vater, wenn Belgien nicht wäre!" meinte die Professorin. „Das wird man immer wieder gegen uns ausspielen, um uns und die Franzosen nie zur Ruhe kommen zu lassen."

„Belgien erntet, was es gesät hat," erwiderte jetzt der Professor an Stelle seines Vaters, der zustimmend mit dem Kopfe nickte. „Der Deutsche ist von Natur ein Hüter des Rechts. Trotz aller Not hätte das vaterländische Gewissen doch nie ganz geschwiegen. Da wir aber wissen, daß die belgische Armee mit den Truppen Englands und Frankreichs auf Düsseldorf und Köln marschieren sollte, haben wir uns nichts mehr vorzuwerfen. Belgien hat selbst seine Neutralität zuerst gebrochen. Der Widersinn des belgischen Königs, mit den Franzosen zu gehen! War es nicht Frankreich, das schon unter Napoleon III. Belgien eingesteckt hätte, wenn Bismarck es zugab? Und die Minister in Brüssel und Paris haben wenig Geschichte gelernt, wenn sie nicht wissen, daß es der älteste Grundsatz der englischen Politik ist, die Staaten des Kontinents gegeneinander in den Krieg zu hetzen. Ich bin überzeugt, daß das französische Volk

selbst ebensowenig diesen Krieg gewollt hat wie 1870. Damals waren es die Kaiserin Eugenie, Ollivier, Gramont und ihr Anhang, die den Krieg machten. Heute sind es Poincaré, Viviani, Barthou, Clemenceau und vor allem Herr Théophile Delcassé, der es Kaiser Wilhelm nie vergessen kann, daß er ihn während der Marokkofrage von seinem Ministersessel entfernen ließ. Der Fischer in der Bretagne und der Bauer in der Provence, der Winzer an der Garonne und der Schäfer der Auvergne bezahlen mit ihrem Blut und Gut, was die Pariser Volksverführer angestiftet haben. Wüßte das französische Volk die wahren Ursachen des Krieges, es würde aufstehen und die Leute wegfegen, die sich erst von König Eduard von England und dann vom Großfürsten Nikolai und dem Russen Iswolski als Agenten gebrauchen ließen. Die Lüge ist ihre Waffe gewesen. Diese Lüge wird aber auch die Schlinge sein, in der sie sich selbst fangen werden!"

Es klopfte an der Tür. Das Mädchen brachte die Abendzeitung. Der Professor wollte sie nach seiner Gewohnheit zuvor lesen und dann mitteilen, was ihm wichtig erschien. So hatte er es gehalten, wenn seine Söhne bei ihm waren. Er litt durchaus nicht, daß sie eine Zeitung nach eigner Wahl lasen. Aber heute kam Lena ihm zuvor, nahm das Blatt, legte es auf den Tisch und ließ Max und Fritz getrost über ihre Schultern die neugierigen Blicke in die fetten Buchstaben der Depeschen und die neusten Nachrichten aus Rußland, Belgien und Frankreich bohren.

„In Dänemark regt sich das Volk auf, weil unsre Soldaten in Belgien blutige Greuel gegen wehrlose Frauen und Kinder verübt haben sollen," las Lena.

„Infame Lügen! Die Dänen sollen ihrem Gott danken, daß sie nichts mit dieser belgischen Bevölkerung zu tun haben!" grollte der Professor.

„Wenn nun Dänemark die englische Flotte nach der Ostsee durchläßt?" meinte die Professorin.

„Es wird sich hüten! Besonders solange Schweden und Norwegen neutral bleiben. Die nordischen Länder können nichts Besseres tun, als mit Gewehr bei Fuß dem großen Völkerringen zuzuschauen. Englische Dankbarkeit kennen sie, und von der russischen Vertragstreue weiß Finnland ein Lied zu singen. Ohne mit der Wimper zu zucken, hat die Petersburger Regierung Finnland alle Rechte genommen, die es jahrhundertelang besaß. Aber verliert Rußland diesen Krieg, so wird es sicher wieder ein selbständiges Finnland geben."

„Wäre es nicht besser, Vater, wir nehmen uns die ganze Ostseeküste und Finnland dazu?" fragte Max jetzt zaghaft.

Der Professor lächelte. „Sieh, Max, du bist ja der zweite Napoleon! Der zog mit dem Rotstift einfach die französische Grenze, soweit es ihm paßte. Aber hernach saß er allein auf der einsamen Felseninsel im Weltmeere. Nein, mein Junge, Finnland läßt sich nicht ohne weiteres einstecken. Aber es gäbe einen ausgezeichneten Pufferstaat zwischen der Staatengruppe der germanischen Völker gegen das Russentum im hohen Norden. Finnland hat seine eigne Kultur, genau so wie Norwegen, Schweden und Dänemark. Wir werden nie daran denken, diese Länder zu nehmen. Aber sie sind uns willkommen als neue Glieder des kommenden großen germanischen Völkerbundes, der von Triest bis Tromsö, von Amsterdam bis Hermannstadt reichen wird. Man darf die Selbständigkeit von Blutsverwandten nicht vernichten, wenn man der Starke ist, sondern soll sie befestigen und sie sich zu Brüdern machen. Das ist kluge Politik."

„Aber, Vater, dann nehmen wir uns wohl gar nichts, wenn wir und die Oesterreicher gewinnen?" fragte Max, und

die Enttäuschung stand ihm auf dem lieben Jungengesicht. Der Vater war ihm viel zu bescheiden.

„Sei unbesorgt, mein Junge! Es gibt noch Stellen in der Welt, wo unsre Flaggen wehen werden. Hast du nicht in der Schule gelernt, daß Warschau einmal preußisch war?"

„Natürlich, Vater. Bei der dritten Teilung Polens 1795 wurde es Hauptstadt der damaligen Provinz Südpreußen. Erst im Tilsiter Frieden 1807 mußte der König von Preußen es an Rußland abtreten."

„Bravo, Max! Die sichere Antwort hätte ich dir gar nicht zugetraut. Und warum sollte das nicht zum zweitenmal der Fall sein?"

Auch der Großvater mischte sich jetzt in das Gespräch. „Auch in Marokko haben wir eine alte Rechnung vorzuzeigen, lieber Heino. Im Süden des Scherifenlandes hätten wir längst blühende deutsche Kolonien und ergiebige Erzgruben im Gebirge, wenn uns die Franzosen, Engländer und ihre Helfershelfer nicht damals in Algeciras darum betrogen hätten. Wir werden uns nach dem Kriege daran erinnern! Oesterreich-Ungarn aber wird daran denken, daß das Königreich Serbien die Mörder gegen den Erzherzog Franz Ferdinand ausrüstete und daß Rußland diesen politischen Mord unterstützte. Serbien wird wohl als selbständiger Staat aufhören zu existieren, vielleicht auch Montenegro. Und wenn die Italiener klug sind, so benutzen sie die gute Gelegenheit und nehmen den Franzosen Tunis, das die Pariser Diplomaten 1881 ihnen einfach vor der Nase wegschnappten. Was wir den Franzosen wegnehmen, wird auch Herrn Delcassé überraschen. Jedenfalls darf nicht zum zweitenmal deutsches Blut um die Festungen Toul und Belfort und Verdun fließen. Aber das wollen wir einstweilen Herrn von Bethmann Hollweg überlassen!"

„Um unsre Leute in Kiautschou tut es mir leid," sagte Lena. „Ich muß immer an die dreihundert Spartaner bei Thermopylä denken."

„So ist es, Lena," sprach der alte Herr warm. „Man wird künftig in den Schulen nicht mehr an die spartanischen Männer zu erinnern brauchen, wenn von Heldenmut und Treue bis in den Tod die Rede ist. Dann soll unsre heranwachsende Generation an die Tapferen von Kiautschou denken!"

„Und alles Elend kommt von den englischen Krämern!" sagte der Professor zornig. „O, dieses Judasvolk! Nur des Goldes wegen haben sie Deutschland verraten und eine Welt in Brand gesteckt!"

„Gott strafe England!" sagte nun Fritz, der bis dahin mit beiden Ohren zugehört hatte.

„Das wird er schon, mein Sohn," sprach der Professor ernst. „Ich bin überzeugt, daß auch in England die große Mehrheit des Volkes nichts vom Kriege wissen wollte. Hans hat es mir oft genug auseinandergesetzt. Doch in England wird die Politik nicht vom Volke, sondern von einzelnen Männern gemacht, die nie in der Wahl ihrer Mittel das Gewissen fragten. Aber das Exempel, das Sir Edward Grey und Herr Churchill aufgestellt haben, stimmt schon jetzt nicht, und sobald England ein paar wirkliche Schläge erleidet, wird das britische Weltreich in allen Fugen krachen. Was nützt ihm nun sein uneinnehmbares Gibraltar, sein Malta und Aden? In Antwerpen wird die erste Entscheidung fallen, in Calais die zweite, vor Paris und Warschau die dritte. Und dann werden wir erst richtig deutsch mit Sir Edward Grey reden."

Lena hatte während des Gespräches die Verlustlisten durchgeblättert. Wo ein Name fett gedruckt war, las sie. Das waren Reservisten und Landwehrleute aus dem Arensberger

Lande. Nur ein paar Leichtverwundete waren diesmal aufgeführt.

Sie wollte das Blatt zusammenlegen und dem Professor hinschieben, da tippte Max plötzlich auf einen Namen. Lena las und erbleichte jäh.

„Mein Gott!“

Mehr konnte sie nicht hervorbringen. Da stand es grausam deutlich: Husarenregiment X., Oberleutnant von Ronneberg vermißt.

Die Professorin beugte sich vor und las ebenfalls.

Als sie in Lenas Augen sah, packte sie die Angst.

„Lena! Armes Kind! Steht es so um euch beide?“

Da hatte auch der alte Herr das Unglücksblatt genommen und hielt das Augenglas über die eng gedruckten Lettern.

„Viktor vermißt? — Das ist schrecklich! Das ist furchtbar!“

Er sah zu Lena hinüber. Die saß wie geistesabwesend und blickte starr vor sich hin.

„Das ist furchtbar!“ wiederholte sie mechanisch. Dann aber schlug sie die Hände vor die Augen, schluchzte laut auf und sank zusammen.

Das Leid war gekommen wie ein Blitz.

Der alte Herr Ebbinghaus aber stand auf und streichelte hilflos das dunkle Seidenhaar seiner Einzigen.

„Armes Kind! Meine arme Lena!“

Weiter wußte er nichts zum Trost. Aber die Professorin, der die hellen Tränen über das Gesicht liefen, nahm Lena wie ein Kind und führte sie hinaus. Keiner folgte. Und als sie allein waren, lehnte das bleiche Mädchen das Antlitz in den Arm Marias, schluchzte und weinte wie ein Kind, das eine Zuflucht bei der Mutter sucht.



Fünftes Kapitel.

Das Husarenregiment ritt durch den prächtigen Herbsttag, der sich golden über die gesegneten Gefilde Nordfrankreichs senkte. Noch waren diese Fluren nicht von den Hufen der Soldatenpferde zerstampft, nicht von den Rädern der Geschütze durchfurcht. Als wolle der Friede noch einmal alle Fülle seines Segens den reisigen Schwadronen unter den flatternden Fähnlein eindringlich vor Augen führen, so dicht und üppig waren die Rübenfelder, und an den Rebenpfählen riefen die reifen Trauben nach der Kelter. An den Spalieren der Gärten hingen die Birnen, auf den Blumenbeeten flammten die Astern rot und gelb. Nur das Laub der Kastanien mahnte rostbraun an das große Sterben, und von fernen Buchenwäldern leuchtete es schon gelb und blutrot.

Wie bald, und auch hier würde der Krieg mit ehernen Sohlen den Segen zerstampfen, die Felder zerwühlen, die Saaten in den Boden treten und mit züngelnder Flamme Städte und Dörfer versengen.

Die Husaren empfanden nichts von der wehmütigen Stimmung dieses Herbstmorgens, in den die ersten Marienfäden hineinsegelten. Sie sprachen von den guten Quartieren, die sie gehabt hatten.

„Was meinst du wohl, Franz? Trauben haben wir gefuttert — sieh mal, so groß!"

„Ja, sie waren wie die, die Josua und Kaleb aus dem Gelobten Lande brachten." —

„Das war doch einmal etwas andres als der nasse Chausseegraben oder die Kartoffelfurche! Mein Bett war so breit, daß ich quer und lang darin liegen konnte, und mein Leutnant hatte sogar eine richtige seidene Decke. Der Haushofmeister des Schlößchens rückte zwar den Schlüssel nicht gern heraus. Aber als der Leutnant ihm mal mit ein paar Brocken Französisch freundlich unter die Nase fuhr, wurde er geschmeidig wie ein alter Kater. Na, wir haben ja nicht schlecht gelebt!" —

Die erste Schwadron rückte in das nächste Dorf. Die Läden waren geschlossen, von den Dächern hingen Stangen mit weißen Tüchern. An den Türen waren mit Kreide einzelne Worte deutsch und französisch geschrieben. „Hier wohnen gute Leute!" — „Schonen!"

„Wie fix die Menschen jetzt Deutsch lernen!" meinte der Husar Schönberg.

„Solltest mal sehen, Oskar, wie fix du Französisch lernst, wenn die Parlewuhs bei euch in Timmendorf einritten! Na, ist schon besser so!"

Die Reiter rauchten vergnüglich ihre kurzen Pfeifen. Im letzten Quartier hatten sie frischen Tabak bekommen.

„Der französische Knaster ist verflucht stark!" schimpfte ein Gefreiter.

„Die ganze Geschichte hier in Frankreich ist starker Tobak, Hans! Aber wir rauchen die Pfeife aus, und den Franzosen soll es recht übel danach werden!"

„Ach, laß man, Fritze! Die Franzosen wären die schlechtesten noch nicht. Die haben sich wie die Hammel gegen uns in den Krieg jagen lassen. Aber der erste Engländer, den ich vor die Klinge kriege, aus dem mache ich ‚Englisch Roastbeef'!"

„Da hast du recht, Wellmann! Aber erst haben! Bis jetzt sind sie immer ausgerissen wie Schafleder. Laufen können diese Engländer, als wären sie nicht im Kriege, sondern in einem Verein der Schnelläufer! Aber einmal kriege ich dich doch, sagte die Braut zu ihrem Liebsten, da ging sie mit ihm aufs Standesamt."

„Na, wenn du man erst deine Anne-Marie hättest, Karlemann! Nu schnappt sie dir der Teichmüller zu Hause am Ende doch noch weg."

„Du Schafskopp! Meinst du, so 'n forsches Mädel nehme einen andern, wenn sie 'n Husaren kriegen kann?"

Die Kameraden gaben ihm recht, und jeder von ihnen dachte in dieser Minute an ein blondes, braunes oder schwarzes Mädchen in der Heimat, und die Gäule nickten dazu, während sie gemächlich dahintrappelten.

Da deutete plötzlich ein Husar nach rechts. Durch das langgedehnte Rübenfeld sprengten drei Ulanen an, der eine ohne Lanze, der andre ohne Tschapka.

„Da ist was angebrannt!"

„Aber wir haben doch nichts knallen hören."

Schönberg nahm eine Karte heraus und studierte sie schnell.

„Drüben ist doch kein Dorf weit und breit! Nur an dieser Chaussee vor uns liegen die Nester. Aber los ist da was! Aha, der Adjutant trabt ihnen entgegen."

Die Schwadron sah den Lanzenreitern gespannt zu. Nun verhielten die Ulanen die Pferde, der erste saß stramm im Sattel und meldete. Der Adjutant warf seinen Fuchs herum und sprengte zu seinem Oberst zurück.

„Ueberfall auf eine Ulanenpatrouille, Herr Oberst. Zwei Leute gefallen, sechs gefangen, die drei knapp davongekommen."

Die Ulanen ritten auf einen Wink des Offiziers an den Kommandeur des Husarenregiments heran. Hundert Tschakos beugten sich vor, als wollten sie mithören.

„Wo seid ihr geritten?"

„Auf der Chaussee über G. nach M. Dort haben wir im Dorfe nach Franzosen gefragt. Es seien keine durchgekommen, behaupteten die Leute. Wir fragten nach dem Wege zum Dorfe Ch. Die Meilensteine an der Chaussee waren herausgerissen. Aber der Apotheker, der etwas Deutsch sprach, erbot sich, uns den Weg zu zeigen. Er begleitete uns und verließ uns erst eine Viertelstunde danach. Es war ein Feldweg, der kürzer und vollkommen sicher sein sollte. Beim ersten Bahnübergang war alles still. Wir ritten keine hundert Schritt weiter, als wir Feuer aus einer Scheune bekamen. Auch aus den Bäumen wurde geschossen. Wir galoppierten zurück und wurden nun auch aus dem Bahnwärterhäuschen und über den Schienendamm hinweg beschossen."

„Ihr habt wahrscheinlich nicht ordentlich aufgepaßt?"

„Von Franzosen war durchaus nichts zu sehen, Herr Oberst. Und hernach blitzte es von allen Seiten gegen uns. Wir drei haben uns durchgeschlagen und sind querfeldein losgeritten."

„Wann ist das geschehen? Wann habt ihr M. passiert?"

„Gestern nachmittag kurz nach fünf Uhr."

„Und wo habt ihr die Nacht gelegen?"

„Von zehn Uhr bis Sonnenaufgang in einem kleinen Busch."

„Marschierende Truppen heute nicht getroffen?"

„Nein, Herr Oberst!"

„Ihr bleibt jetzt bei der ersten Schwadron."

„Zu Befehl, Herr Oberst!"

Der Adjutant hatte die Karte hervorgeholt. Er ritt an seinen Kommandeur dicht heran und hielt ihm das Blatt hin.

„Das kann nur in diesem M. gewesen sein, Herr Oberst. Hier haben wir den Busch. Er ist der einzige in dieser Ebene rechts, wenn Herr Oberst sich überzeugen wollen."

Der Kommandeur nahm die Karte und nickte. „Wir wollen den Kerls die Heldentat heimzahlen. Die dritte Schwadron reitet auf M., bestraft die Schuldigen und stößt über Ch. wieder zu uns. Der Ulanengefreite reitet mit zur Gegenüberstellung mit den Schuldigen."

Der Adjutant legte die Rechte an den Tschako und gab seinem Fuchs die Sporen. Hui! Wie der Irländer davonstob!

Die erste Schwadron sah ihm erwartungsvoll entgegen. Aber der Fuchs flitzte weiter, auch an der zweiten vorbei. Vor der dritten fiel er in Schritt.

Der Oberleutnant von Ronneberg führte die Schwadron, seitdem der Rittmeister mit schwerer Verwundung im Lazarett lag.

„Befehl des Herrn Oberst," meldete der Adjutant und wiederholte den Auftrag.

Der Schwadronsführer verfolgte auf der Karte die angegebene Richtung, vergewisserte sich, wo die Schwadron augenblicklich ritt, und grüßte den Kameraden. Der Adjutant lächelte: „Die andern Schwadronen werden Sie beneiden, Ronneberg. Na, reiten Sie mit Gott!"

Wie ein Ruck ging es durch die Schwadron, als das Kommando kam. Die Spitze bog rechts ab in das Rübenfeld hinein. Wie die gelbgrünen Blätter rauschten und knackten! In dem Kartoffelacker nebenan ging es besser, und über die Weizenstoppel konnte man wenigstens einen anständigen Trab riskieren. Wie die Brocken der feuchten Erde flogen! Wenn man nur erst eine feste Straße unter den Hufen hätte!

Auch die fand Oberleutnant von Ronneberg, und nun ging es zwischen den Pappeln hin, im besten Manövertrab.

Eine Stunde war die Schwadron auf dieser Straße geritten, als die Nachhut einer Division auf dem Marsche eingeholt wurde. Ein Fuhrpark knarrte und wälzte sich schwerfällig über den Damm.

Die Husaren lachten, als sie die Bespannung der letzten Wagen sahen. Die tapferen Bayern hatten erbeutete Ochsen statt der abgeschossenen Pferde vorgespannt.

„Ihr habt euer Geselchtes gleich an die Deichsel geschirrt!“ meinte ein Husar.

„Woll, woll, Kamerad! Und den Pfeffer dazu ham mir hier!“

Ein Bayer klopfte an seine Patronentasche.

Am Pfeffer war dem Unteroffizier Rückert nichts gelegen, eine Prise wäre ihm lieber gewesen.

„Habt's nit an Schmalzler?“

„Dös is gewiß! Komm her!“

Eine derbe Bayernfaust reckte das Fläschchen mit dem Schnupftabak herüber. Er wartete vergeblich auf das Wiederkommen. Den Rest des Tabaks schüttete Husar Pfau kunstgerecht auf die Wurzel des linken Daumens und schnupfte die Prise sachkundig mit zwei Zügen, rechts und links.

„Ah! Das tut gut.“

Ueber das Ochsengespann weg aber kam der Abschied: „Des Spitzbuam elendige! Des Malefiz —“

Aber schon war die Schwadron davon. An einer Infanteriekolonne vorbei ging es in flottem Trabe. Sonnenbraune Gesichter in Feldbärten sahen unter den Helmbezügen den Reitern nach.

„Kurzschäfter!“ neckte eine Husarenstimme die Füsiliere, „Stoppelhopser!“

„Fall' nicht vom Schaukelpferd, Bindfadenjunge!" kam es zurück.

Am nächsten Kreuzwege schwenkte die Schwadron querab.

* * *

Im „Lion d'Or" zu M. ging es hoch her. Der Apotheker Duval führte das große Wort.

„Sacré nom d'un chien! Den deutschen Sauerkrautfressern habe ich schnell aus dem Sattel geholfen! Die dummen Kerle rannten ins Garn wie die Wachteln. Haha! Wie die beiden Kerle herunterpurzelten! Ihre spitzen Bohnenstangen halfen ihnen nichts. Und sechs haben unsre Soldaten mitgenommen. Die können in Algier oder Marokko ihre großen Ferien verleben."

„Wäre mir lieber, wenn wir ein Bataillon Linie am Orte behalten hätten. Aber unsre Leute sind mit den gefangenen Ulanen abgerückt, und wenn wir die Deutschen auf den Hals kriegen, haben wir das letzte Vaterunser gebetet," sagte der Maire.

Lärm und Hohn übertönten den Zaghaften. „Du bist immer ein Hasenfuß gewesen, Pierre. Mort de ma vie! Die deutschen Schweine werden sich hüten, wiederzukommen. Ich habe den ganzen Tag mit dem Küster auf dem Turm gestanden, aber keine Pickelhaube gesehen."

„Und wenn sie durch das Gehölz von Saint Sulpice kommen, haben wir sie in den Straßen, ehe du dein Glas austrinkst!"

„Du träumst wohl? Haben sie nicht jämmerliche Dresche bezogen gestern und vorgestern? Sie rennen über die belgische Grenze wie getriebene Hasen. Die letzten haben wir gefangen."

Der Maire wollte erwidern, da stürzten zwei junge Burschen atemlos herein: „Les Alboches viennent! Les casques à pointe! Die Pickelhauben!"

Wie ein Wirbelwind fegte der Alarm in die Kneipe. Der Maire schlüpfte durch die Hintertür, der Apotheker lief ohne Mütze über die Straße. Das waren keine Pickelhauben, aber galoppierende Husaren.

„Halt!" donnerte es ihm nach. Aber er erreichte die Tür und riegelte sie hinter sich zu. Dann rannte er die Treppe hinauf unters Dach.

In den Fenstern lagen die Frauen und Kinder. Neugierige Burschen standen vor den Häusern und sahen den Reitern trotzig entgegen. Was wollten diese „sales Allemands?"

Aber geheuer war es ihnen doch nicht.

„Wo ist die Apotheke?" fragte der Offizier einen Burschen.

Der steckte die Hände in die Hosentaschen und sah herausfordernd auf. „Sucht sie euch!"

Aber ein Kolbenpuff zwischen die Schulterblätter ließ ihn koppheister gehen, daß er wie ein Backstein in den Schmutz klatschte.

„Hier, Herr Oberleutnant!" meldete Husar Schönberg und hielt vor dem weiß verputzten Hause mit den grünen Läden. Ein kleines weißes Schild mit schwarzer Schrift „Pharmacie" war über dem Klingelgriff angebracht.

Die Tür war verschlossen. Die Klingel schrillte. Kein Mensch kam. Kolben donnerten gegen die Pforte. Eine Köchin schlürfte heran und steckte die Nase durch den Spalt.

„Monsieur n'est pas —"

Da flog sie zurück und schrie vor Schreck laut auf, als sie die deutschen Soldaten sah. Aber die Husaren waren schon

im Flur und stöberten durch die Räume. Die dicke Köchin fiel vor dem kleinen Husaren Pfau auf die Knie und hob die Hände. Der aber fragte kurz und streng:

„Wo ist der Apotheker?"

„Er ist nach Ch. gefahren," beteuerte sie. Aber von oben drangen schon Husarenstimmen:

„Wir haben ihn!"

Monsieur Duval polterte die Treppe unfreiwillig hinab. Husarenfäuste packten zu und schleppten ihn vor den Oberleutnant.

„Sie sind der Apotheker?"

Blaß vor Angst stand der tapfere Held des „Lion d'Or" und stammelte: „Nein, mein Herr! Ich bin zu Besuch hier. Der Apotheker ist verreist!"

Aber der Ulan, der die überfallene Patrouille geführt hatte, ließ sich nicht beirren. „Er hat uns geführt, Herr Oberleutnant! Ich erkenne den Mann bestimmt!"

Als der Beschuldigte den Ulan sah, erbleichte er und hielt sich nur mühsam an der Hauswand.

„Den Maire her!" befahl der Schwadronsführer.

Oben im Fenster der Apotheke aber schrie die Köchin: „Erschießen Sie ihn nicht! Er ist unschuldig!"

Der Maire ließ auf sich warten. Oberleutnant von Ronneberg aber wußte sich zu helfen. „Bringt ein Dutzend Bürger her!"

Die Verhafteten wurden dem Apotheker gegenübergestellt.

„Ist das der Apotheker?"

Was half es, daß er den Dorfgenossen angstvolle Blicke zuwarf! Sie hatten keine Lust, für ihn die Hälse in die Schlinge zu stecken.

„Allerdings," stotterte einer, „es ist der Apotheker."

Da brachten Husaren auch den Maire, und er mußte die Aussage bestätigen.

„Beten Sie ein Vaterunser!“ befahl der Oberleutnant und ließ sechs Husaren mit schußfertigem Karabiner antreten.

Der Verräter fiel auf die Knie. „Gnade! Erbarmen! Ich wußte nicht, was ich tat!“

Man band ihm die Hände und legte ihm die Binde vor die Augen.

Ein schriller Schrei kam von oben. Die junge Frau des Verurteilten rang verzweifelt die Hände und beugte sich vor, als wolle sie herabspringen.

„Legt an! Feuer!“

Ein Blitz, ein Knall, ein dumpfer Fall! — Von der Wand spritzte der Kalk. — Der Verrat war gesühnt. —

Gelähmt vom Schreck standen die Bewohner des kleinen Ortes. Wer konnte, schlich stumm von dannen. Aber jeder mußte an dem Ulanengefreiten vorbeipassieren.

„Erkennen Sie einen, der geschossen hat?“ fragte der Oberleutnant.

„Nein, Herr Oberleutnant.“

„Das ist Ihr Glück, Mann!“ sagte Ronneberg zum Maire, der weiß wie die Kalkwand geworden war. „Und laßt euch das zur Warnung dienen!“

„Aufgesessen! Marsch!“

Die Husaren ritten zum Dorfe hinaus.

„Wir hätten das Mordnest lieber ausschwefeln sollen. Die Halunken schießen doch wieder aus den Hecken auf unsre Kameraden, wenn wir weg sind,“ behauptete Unteroffizier Loose in seiner klugen Art.

„Was habe ich euch gesagt?“ stöhnte der Maire, als die letzten deutschen Reiter aus dem Dorfe waren. „Was hat

der Apotheker nun davon gehabt? Nun können wir ihn begraben!"

„Aber wir zahlen es ihnen heim, den verdammten Deutschen!" rief Pierre Charpentier mit haßerfüllten Blicken.

„Das werden unsre Truppen schon besorgen! Keiner darf am Leben bleiben!"

Aber der Bürgermeister zuckte die Achseln. Der Apotheker war tot, und die deutschen Husaren ritten munter unter den Pappeln dahin. Und das sollten geschlagene Truppen auf der Flucht nach Belgien sein?

Er ging zum Pfarrer, das Begräbnis zu bestellen. An die Flucht der Deutschen glaubte er nicht mehr. Aber er mußte seine Gedanken für sich behalten. Dieser Duval hatte das ganze Dorf verrückt gemacht. Ein Glück, daß die Ulanen wenigstens draußen am Bahndamm gefallen waren und dieser verfluchte Kerl in der Tschapka den Pierre Charpentier und den Maurice Colin und die andern nicht erkannt hatte, die am Bahndamm versteckt gelegen und auf die Deutschen gefeuert hatten!

„Dieser verdammte Krieg!"

* * *

Die dritte Schwadron des Husarenregiments und der Stab waren in Sante Marie aux Bois untergebracht, einem wohlhabenden Dorfe im Vorlande der Ardennen. Auf dem Schlößchen, das aus dem Grün des Parkes zu den Gehöften herüberlugte, hatte der Stab bereits Quartier genommen.

„Ein wahres Idyll!" sagte der Adjutant, Oberleutnant Baumberger, als er dem Oberleutnant von Ronneberg und seinen beiden Schwadronsoffizieren begegnete, die noch einmal ins Dorf gingen, um die Unterkunft der Mannschaften zu

besichtigen. „Bleiben Sie nicht zu lange! Die Suppe wird kalt, und ich habe einen lästerlichen Hunger!“

Die Husaren hatten sich schnell eingerichtet. Die Pferde standen in den Ställen der Bauern auf reicher, frischer Streu. Hafer wurde geschüttet und Heu in die Raufen geworfen. Alles in Hülle und Fülle, und die Mannschaften standen neben den Pferden und freuten sich, daß die marschmüden Tiere es einmal wieder gut hatten.

In Drelljacke und Schnürschuhen, die Feldmütze auf dem Kopfe, kamen und gingen die Reiter. An dem Brunnen quietschte der Schwengel unaufhörlich, und Fluten kühlen Wassers spülten den Staub weg. Seife war plötzlich ein begehrter Artikel, und es gab sogar einige ganz besonders anspruchsvolle Menschen, die das Rasiermesser der Schwadronsbarbiere über die Stoppeln fahren ließen. Auf den Herden der Bauernhäuser aber flammte es lustig unter den Kesseln. Da wirkten die Köche der Korporalschaften sachkundig.

„Raus mit einem fetten Suppengockel!“ kommandierte Husar Neumann. Aber der Bauer verstand ihn nicht.

„Da müssen wir unsern Einjährigen holen,“ sagte er. „Aber der läßt sich seine sieben Stoppeln schaben.“

Der Einjährige hockte vor der Tür unter dem Nußbaum und schnitt Gesichter unter dem Messer des Barbiers.

„Laß mich mal dolmetschen,“ meinte der Gefreite Scheiding. Er stellte sich vor den Quartierwirt, schlug mit den Armen auf und ab und ahmte das Krähen eines Hahnes nach, daß es schmetterte.

„Oui, monsieur!“

Der Bauer rief auf den Hof, und ein Junge brachte sofort einen Hahn, unter den Arm geklemmt. Ahnungsvoll stieß der Gockel sein „Took-took!“ aus.

„Seht ihr wohl?" frohlockte der Gefreite Scheiding. „Man muß nur richtig deutsch mit den Leuten reden. Und nun fix!"

„Achtung!" rief der Quartierälteste, als die Offiziere auf den Hof kamen. Er meldete vorschriftsmäßig: „Ein Gefreiter und sechs Mann, sieben Pferde!"

„Gutes Quartier?"

„Ausgezeichnet, Herr Oberleutnant!"

„Gut. Sind die Leute willig?"

„Fressen aus der Hand," lachte ein Husar.

In einer Schenke klang ein Grammophon aus den offenen Fenstern. Husaren standen drinnen und draußen, und der Wirt machte ein flottes Geschäft. Diese Deutschen zahlten blank auf den Schenktisch. Konnte er dafür, daß seine Zigarren so schlecht waren? Die Regie lieferte sie nicht besser. Und für diese Deutschen waren sie noch viel zu gut!

„So'n bisken Musike kratzt einen gleich auf," lobte Unteroffizier Loose und nahm einen herzhaften Schluck. Kaffee und Nordhäuser waren sonst seine Lieblingsgetränke, aber in Feindesland trank er auch Rotwein. „Leg' mal 'ne andre Platte auf, Krause! Vielleicht findest du: ‚Das war in Schöneberg im Monat Mai —' oder: ‚Wenn der Himmel hängt voller Geigen!' Ist auch 'ne feine Nummer!"

Aber das Gewünschte fand sich nicht.

„Sonst haben die Franzosen doch auch gleich jeden Gassenhauer!" meinte Loose. „Na, denn mal was andres!"

Die Schallplatte wurde erneuert; ein französisches Couplet kam aus dem Trichter.

Der Wirt wollte sie wegnehmen. „Il y a de meilleures chansons, messieurs!"

„Finger weg, Mann!"

„Achtung!" rief ein Husar von der Tür des Schenkraums.

„Laßt euch nicht stören, Leute! Was spielt das Ding denn Gutes?“ fragte Herr von Ronneberg. Leutnant Enders horchte genauer in den Schalltrichter.

„Eine heroische Sache, Herr Oberleutnant. Ein deutscher Legionär in Marokko hat sich tapfer benommen und wird von seinem Oberst dekoriert.“

„Wenn der Herr Leutnant uns das ein bißchen übersetzen möchten!“ bat der Unteroffizier.

Leutnant Enders sah den Oberleutnant fragend an.

„Warum denn nicht?“

So wiederholte Leutnant Enders die letzte Strophe:

„Devant tout le monde son chef le décora
En leur disant: ‚Rappelez-vous, braves soldats,
Dans la légion il n'y a pas de différence.
Quand le drapeau vous amène au succès,
Il n'y a plus d'Allemands, d'Italiens ni Anglais,
Vous êtes tous les enfants de la France!‘“*)

„So 'n Kohl, so 'n aufgewärmter!“ lachte Unteroffizier Loose, und seine Nase glänzte vor Erregung. „Herr Leutnant werden entschuldigen!“

„Speck für die Mäuse,“ grollte Husar Krause. „Als ich früher einmal in Lothringen war, wollten mich zwei Kerle nach Nancy verschleppen, aufs Werbebureau. Aber sie versuchten's nicht zum zweitenmal.“

„Aber wir könnten selbst eins anstimmen!“ schlug Husar Schönberg vor.

---

*) Er (der Oberst) heftete ihm das Kreuz an vor der Front und rief: „Denkt daran, tapfere Soldaten, daß es in der Legion keinen Unterschied gibt. Weht die Fahne zum Siege euch voran, so gibt es keine Deutschen, Italiener noch Engländer mehr. Ihr seid alle Söhne Frankreichs!“

Da klang es auch schon durch die Schenke: „Es braust ein Ruf wie Donnerhall —“

Die Offiziere hörten zu.

„Brav, Leute!“ lobte Oberleutnant von Ronneberg. „Und hier — für eine Pfeife Tabak!“

Er gab dem Unteroffizier Loose einen Taler.

„Sind doch prächtige Kerle, lieber Enders, was?“ meinte er auf dem Rückwege zum Schloß.

Der lustige Leutnant Enders stimmte zu: „Die Herren Vorgesetzten haben zwar immer und überall recht, Herr Oberleutnant. Aber ich pflichte diesmal nicht nur gehorsamst, sondern sogar vollkommen und aus tiefstem Seelengrunde bei. Prächtige Menschen, unsre Leute von der dritten Schwadron!“

So gingen sie zum Schloß zurück.

„Ein famoses Schatohschlößchen!“ lobte Leutnant Enders. „Schade, daß die Herrschaft durch den knickbeinigen Verwalter die Honneurs machen läßt. Hatte mich schon auf so 'n kleinen Manöverflirt gefreut. So werde ich diese Enttäuschung durch eine bessere Pulle zu bekämpfen suchen. Der echte Kriegsmann findet sich ja in alles, selbst in ein Champagnerabendessen!“

Leutnant Enders verrechnete sich in der Tat nicht.

Monsieur Antoine, der Verwalter und Haushofmeister, hatte anfänglich zwar über die bösen Zeiten gejammert. Aber der Regimentsadjutant, Oberleutnant Baumberger, hatte ihm kurz und bündig die Speisenfolge diktiert und sehr nachdrücklich dazu die Weine bestimmt. „Ihren biederen Landsäuerling lasse ich Ihnen gern. Aber Sie werden mich sicher der Mühe überheben, durch unsre Leute nach einem guten, sehr guten Burgunder und einem Champagner suchen zu lassen.“

Da war Monsieur Antoine zusammengeknickt, hatte eine feierliche Verbeugung gemacht und die Tafel im Speisesaale

sehr sauber decken lassen. Aber die Bestecke waren einfach, Silber war wahrhaftig nicht im Hause. Das war von der Herrschaft mitgenommen. „Vraiment! Par ma foi, mon Colonel!"

Oberleutnant Baumberger ließ Lichte auf leere Flaschen stecken.

„Selbst Bismarck hat in Versailles die gleichen Tafelleuchter gehabt, und ich finde sie prachtvoll kriegsmäßig, wenn die Kerzen auch daran heruntertropfen," entschuldigte er, als der Oberst sich zu Tische setzte und jeder der Herren sehr eifrig den Löffel in die Suppe senkte.

Monsieur Antoine stand am Anrichtetisch und sah mit gemischten Gefühlen zu, wie die Ordonnanzen servierten. Diese Quartiergäste würden eine erhebliche Bresche in die Vorräte des Kellers legen! Aber sie waren doch ganz manierliche Leute, und der mit ihm verhandelt hatte, sprach französisch wie ein Pariser. Natürlich! Er hatte sich wahrscheinlich früher als Spion in Frankreich umhergetrieben. Woher sollte er es sonst können?

Das Hühnerfrikassee fand ungeteilten Beifall, und der Hammelrücken mit Gemüsen trug dem Haushofmeister ein besonderes Lob ein.

Dann erhob sich der ältere Herr mit dem grauen Schnurrbart. Das war mindestens ein General. Monsieur Antoine wunderte sich freilich über die einfache graue Uniformjoppe. Aber der Teufel sollte sich in den deutschen Uniformen auskennen!

Jedenfalls kannten sich seine ungebetenen Gäste auf die Champagnermarken recht gut aus und ließen gerade von der besten einschenken. Und dann sprach der „General" ein paar kurze Worte, und alle hoben das Glas und riefen: „Hurra!"

Das kannte sogar Antoine. Ein flinker, kleiner Leutnant aber sprang an den Flügel des Salons nebenan, und alle sangen stehend eine Melodie, die genau so klang wie das englische „God save the King!" Das hatte Monsieur Antoine in Paris von der Garde Républicaine spielen hören, als der König von England den Präsidenten besuchte.

Natürlich, diese Deutschen hatten ja keine anständige Musik! Sie hatten die Melodie wahrscheinlich den Engländern gestohlen. Sie plünderten ja alle, wie die Pariser Zeitungen schrieben, und Monsieur Antoine war heimlich froh, daß er wenigstens die silbernen Leuchter und die Bestecke im Park vergraben hatte.

Nach Tisch setzte sich der lustige Leutnant Enders an den Flügel und spielte ein paar fröhliche Weisen.

„Donner ja, Ronneberg," meinte Oberleutnant Baumberger, „Sie sitzen da wie Waddick und Weihdag, um mit Fritz Reuter zu reden. Die Zigarre schmeckt Ihnen wohl nicht? Ja, helf' er sich, kleine Maus! Die Zehn-Centime-Nudel ist mein Fall auch nicht. Aber ich ziehe sie dem Daumenlutschen doch noch vor."

Oberleutnant von Ronneberg, der es sich am Kamin in einem prachtvollen Seidensessel bequem gemacht hatte, gab sich einen Ruck.

„Entschuldigen Sie, Kamerad! Aber ich bin heute ein bißchen kaputt. Weiß der Kuckuck, was mir in die Glieder gefahren ist. Und schlechte Ahnungen sitzen mir auch im Blut."

„Ach was, Ronneberg," wehrte Leutnant Hoppe lachend ab, „Sie wollen sich nur früh ins Bett mogeln. Und Ihre bösen Ahnungen kann ich Ihnen gleich umdeuten. Der Oberst hat Sie zum Eisernen Kreuz eingegeben. Sie sollen Ihren Auftrag gegen die Meuchler in M. glänzend ausgeführt haben.

Aber nun könnten wir doch einen soliden Skat dreschen. Ich lotse den dicken Worms noch heran. Was? Sie schütteln Ihr edles Haupt? Na, dann kriechen Sie in die Klappe! Ist leicht möglich, daß wir die nächsten Wochen kein Dach, geschweige denn ein Bett zu sehen kriegen. Also träumen Sie süß!"

Ronneberg verließ in der Tat die Gesellschaft unauffällig, sobald der Oberst sich nach dem Kaffee zurückzog. Er hatte mit Leutnant Enders ein Zimmer bekommen. Gemächlich legte er die Uniform ab. Wie seltsam es war, einmal in aller Sicherheit wieder eine Nacht schlafen zu sollen! Fast befremdend. Und doch wollte das Behagen nicht kommen, als er unter die seidene Decke schlüpfte. Die sonderbare Unruhe, die auf ihm lastete, wich nicht und gönnte ihm den Schlummer nicht.

„Ach was," murrte er gegen sich selbst, „du bist Soldat und kein altes Weib, Viktor! Und wenn die Kugel für dich gegossen ist, so entgehst du ihr nicht, auch wenn du einen Tag Galopp reitest. Also gute Nacht, mein Junge!"

Doch er schlief noch immer nicht ein. Von unten kam noch der gedämpfte Klang des Flügels. Aha, den „Rodensteiner" spielte Enders, und Hoppe sang ihn. „Acht jetzt, Acht und gute Nacht jetzt —"

Wo hatte er das übermütige Lied zuletzt gesungen? Es war schon eine Weile her. Am Wachtfeuer in Afrika, wenn die Nacht mit tausend funkelnden Augen vom ehernen Firmament auf die deutschen Reiter in der unendlichen Weite herabsah. Damals sang es der lustige Reimers immer.

„Pelzkappenschwerenot! Hans Breuning, Stabstrompeter mein, bist untreu oder tot?"

Ja, der lustige Reimers lag nun auch schon unter der Erde. Hinter Okahandja. Wie würde Reimers gejubelt haben,

wenn er diesen Krieg noch erlebt hätte! Die Engländer, diese hinterlistigen, kaltherzigen Egoisten, waren ja auch seine Todfeinde!

Wie würden ihm die blauen Augen geblitzt haben!

Reimers, der gute Kamerad! Der einzige, dem Ronneberg das Herz eröffnet hatte, der einzige von den Kameraden, der um seine heiße, unglückliche Liebe zu Lena Ebbinghaus wußte!

Lena! Da stand ihr liebes Bild wieder so lebendig vor seiner Seele, als sitze er auf Erlinghofen mit allen Lieben zusammen. Gehörte er nicht zu diesen lieben Menschen? Hatte der alte Herr ihm nicht den Platz dort eingeräumt?

„Und wenn Sie heimkommen, steht Ihnen Erlinghofen offen als ein Vaterhaus."

Jedes Wort hatte er sich gemerkt. Wie ein kostbarer Segen war es ihm, wie ein unsichtbarer Schutz. Und er tastete heimlich nach dem Ledertäschchen auf seiner Brust, das er Tag und Nacht nicht von sich ließ. Ein Bild Lenas war nicht darin, leider! Aber der kleine Rosenzweig, die verdorrte Blüte und die Knospe. Wenn er heimkam, sollte sie aufblühen, rot und prächtig, und der Duft dieser Rose sollte über seinem ganzen Leben schweben!

Wie schön Lena gewesen war trotz ihrer Tränen! Wie edel dieses Gesicht war, wie tief diese dunklen Augen!

Er hätte nicht ruhig in den Krieg reiten können, wenn Lena nicht zum Abschied ein gutes, liebes Wort gefunden hätte!

„Kommen Sie gesund und als Sieger heim!"

Wie stolz das Wort klang! Sieger! Freilich, überall, wohin ihn sein oberster Kriegsherr geschickt hatte, war er ein guter Soldat gewesen. In den Bergen Usambaras und am fernen Victoria Njansa, in der schrecklichen Namib Südwestafrikas und in der heimischen Garnison. In den Augen der

Kameraden war er der Mann ohne Furcht und Tadel; der Kaiser hatte ihm die Hand gereicht, als er sich auf Allerhöchsten Befehl im Schlosse in Berlin melden mußte. Und dennoch war er nie dieser Ehren froh geworden. Auf ihm lastete ja der Fluch jener leichtsinnigen Stunde, da er sich von seinem Temperament, dem alten Reiterblut, hatte hinreißen lassen. Wohl hatte Lena ihm die Hand zum Abschied wieder geboten. Aber nur, weil er vielleicht in den Tod ging. Doch nur das heimliche Mitleid hatte ihr das Herz bewegt, nicht die Liebe, der heiße Trieb der jungen Seele, der ihm einst aufgeblüht war wie eine schwellende Knospe und die er in den Staub hatte fallen lassen. Nein, Viktor, eine Lena Ebbinghaus ist nicht das Mädchen, das solche Husarenstreiche vergißt! Und doch konnte er den Gedanken nicht lassen, sie doch wieder in seine Arme zu schließen als Braut, als Gattin!

Wie müßte es sein, wenn er heimkäme, und sie, die Einzige, die Stolze und doch so Gute, sie, Lena Ebbinghaus, käme ihm entgegen und böte ihm Hand und Mund!

Mit tausend glühenden Farben malte er sich dieses Wiedersehen aus, um es dennoch vor seinem Geiste zerrinnen zu sehen wie eine Fata Morgana.

Wer weiß, Viktor von Ronneberg, ob du je Erlinghofen wiedersiehst! Wer sagt dir, ob du der Sieger bleiben wirst über das dunkle Unglück, das sich drohend in deinen Weg stellt, vor dem du schon ahnend das geheime Grauen empfindest! Und wenn du wiederkehrst, so wird sie dir vielleicht als die Tochter deines väterlichen Freundes entgegentreten und dir den Gruß des Vaterhauses entbieten. Aber du wirst sie nie wieder mit erwartungsvollem Mädchenherzen auf dich harren sehen. Sie hat ein einziges Mal auf dich gewartet,

auf dein Wort, das sie für immer an dich fesseln sollte, aber du hast die rechte Stunde versäumt. Nun ist sie dir in der Fremde eine Fremde geworden! Täusche dich nicht! Glaube nicht, daß der Trennungsschmerz gleichbedeutend ist mit sehnsuchtsvoller Frauenliebe! Sie hat dich nicht gehen lassen wollen ohne ein gutes Wort. Täusche dich nicht! Sie liebt dich nicht mehr!

So raunte ihm eine innere Stimme zu. Und er öffnete ihr das gequälte Herz. Er wollte sich klammern an seine stille, heiße Hoffnung. Aber der Zweifel riß ihn wieder hinab ins Dunkel, in die Qual, in die Tiefe.

Es war gut, daß Leutnant Enders heraufkam. Leise wollte er sein Lager aufsuchen. Als er sah, daß Ronneberg noch wachte, plauderte er noch mit ihm.

„Soeben ist noch Meldung an den Kommandeur gekommen. Es scheint, als wenn die Franzosen morgen eine große Aktion mit uns anfangen wollten. Ein Vorstoß auf unsern Ostflügel soll im Gange sein. Na, von unsrer Seite kann die Chose losgehen. Wir werden ihnen den Choral schon geigen! Gute Nacht! Den Adjutanten haben wir mit sechs Emm noch schnell hineingesenkt. Also —“ Er gähnte und zog die Decke um die Schultern. Da schnarchte er auch schon. Ein lieber Kerl, der Enders! Das echte, sorglose Reiterblut! Wer doch auch noch wie er hinübergleiten könnte ins Reich der Träume!

Lange noch lag Viktor von Ronneberg, ehe er den Schlummer fand. Als er einschlief, quälte ihn ein schwerer Traum. Er ritt auf einsamem Wege durch die Steppe Südwestafrikas, der nächsten Wasserstelle zu. Immer länger dehnte sich der Weg. Statt der unendlichen Weidefläche mit grasenden Herden sah er die verkommenen Pontoks der

Hereros. Sie lagen leer und verlassen. Nur eine Alte kauerte vor ihrer Lehmhütte und sah ihn an. Er fragte nach der nächsten Wasserstelle. Sie wies nach Westen. Er ritt und ritt. Immer unerträglicher war die Hitze und der Durst. Endlich fand er Viehspuren. Hastig trabte er ihnen nach an das Wasserloch. Als er es unter einem Kameldornbaum fand, war es verschüttet. Nirgend eine Spur von Wasser, aber die gelben Sanddünen, die Wüste qualvollen Todes, zogen sich am Horizonte hin, erbarmungslos, schweigend. Das Grauen kroch ihm ans Herz. Der sichere Tod lauerte auf ihn. Und wenn er verschmachtet war, würde der fliegende, heiße Sand ihn einhüllen. Keiner wußte, wo er den letzten Schlaf tat.

Das Pferd am Zügel, wanderte er den trostlosen Pfad weiter. Da — plötzlich rief eine Stimme seinen Namen. Aus weiter Ferne. Und wie er hinsah, winkte Lena ihm zu.

„Lena!" jubelte er. Da wachte er auf. Er starrte in das fremde Zimmer, in dem das Licht sanft und still brannte und der Kamerad so ruhig und behaglich seinen Schnarcher tat, als läge er in seiner Leutnantsbude und schliefe mit Wonne dem dienstfreien Sonntagmorgen entgegen.

Und sie waren doch vor dem Feinde! —

Viktor von Ronneberg fand den Schlaf nicht wieder. Unten auf der Steinterrasse vor dem Schloß hörte er den gleichmäßigen Schritt des Postens. Im Hause war alles still. Nur von fernher kam dumpfer Donner — Geschützfeuer! Das schreckliche Ringen zwischen den Fronten fand auch in der Nacht keine Ruhe. Heute gab es einen heißen Tag. Er fühlte es, als habe er schon den Befehl für Marsch und Gefecht bekommen.

„Nun, wie Gott will!" sagte er leise. „Unsern Mann werden wir stehen. Und das andre steht in Gottes Hand!"

Als der erste Dämmerschein am Morgenhimmel rosig aufkam, war Viktor von Ronneberg schon dienstfertig.

Der Bursche sah es erstaunt, als er wecken wollte.

Aber Leutnant Enders vernahm das Klopfen und fuhr aus schönen Träumen auf.

„Heiliger Cichorius!“ gähnte er. „Schon mal wieder? Na, dann helpt dat nix! Also los! Auf in den Kampf, Torero! Reich' mir mal mein Heldenkostüm, guter Kucznierski, und wenn du bei dem Kerl da unten einen Kognak bekommen kannst, flechte ich dir einen Lorbeerkranz um deine Denkerstirn.“

Kucznierski machte ein pfiffiges Gesicht. „Habe ich gesterrn abend schon besorrgt, Panje Laitnant! Habe ich volle Flasche ge—ge—“

„Gemaust, willst du sagen. Aber das heißt requiriert. Aber nun hopp! Die Stiefel! Ist der Herr Oberleutnant schon unten?“

„Ist schon in Park gegangen, der Herr Oberlaitnant.“

Eine halbe Stunde später war die dritte Schwadron im Dorfe marschfertig angetreten. Der Wachtmeister meldete, Oberleutnant von Ronneberg musterte noch einmal die Schwadron, dann zog er blank und schmetterte sein Kommando, daß die französischen Bauern neugierig vor die Türen traten. Diese Husaren hatten auch nicht die leiseste Uebertretung begangen! Aber darum waren sie doch Spitzbuben und schlechte Hunde! Es waren ja Deutsche! Und der Dorfwirt, der ein gutes Geschäft gemacht hatte, quetschte hinter den Reitern her fein: „Ah, les sales cochons! Ces maudits mangeurs de choucrout!“

Als die andern Schwadronen zur dritten gestoßen waren, übernahm der Oberst das Regiment. Hell und frisch klang das alte Reiterlied in den Morgen:

„Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!
Ins Feld, in die Freiheit gezogen.
Im Felde, da ist der Mann noch was wert,
Da wird das Herz noch gewogen,
Da tritt kein anderer für ihn ein,
Auf sich selber steht er da ganz allein."

Der gewaltige Kampf, der seit Tagen zwischen den langgedehnten Fronten des deutschen und französischen Heeres tobte, zeigte den anreitenden Husaren seine ersten Spuren. Verlassene Schützengräben zogen ihre dunklen Risse in die Felder und Wiesen; zerfetzte Bäume ohne Wipfel, oft nur noch Stümpfe, zeugten vom heulenden Hagel der Granaten und Schrapnells; in den Gräben lagen rote und blaue Käppis, verbogene Fahrräder, weggeworfene Säbel und Gewehre. Autos hielten ohne Lenker mit geplatzten Luftreifen, zertrümmertem Wagenbau und zerrissenen Speichen. Die gesunden fauchten unaufhörlich die Straße zurück und vorwärts, bald mit der Roten-Kreuz-Flagge, bald mit Offizieren, denen der aufwirbelnde Wegstaub sich auf die eifrig studierten Karten legte.

Mit ehernem Munde aber riefen die Geschütze vorn, wo die Riesenschlacht tobte und stand. Verwundete wurden zurückgeschafft, die Zeugen und Opfer des Kampfes.

Der Kommandeur des Husarenregiments X. und sein Adjutant ritten bei der dritten Schwadron. Bei der letzten Rast waren die Karten noch einmal geprüft worden. Nun wartete alles auf den Befehl, der von der Schlachtleitung kommen mußte.

„Der Feind will offenbar unsre äußerste Westfront überflügeln," erklärte der Oberst. „Schiebt Joffre seinen westlichsten Flügel weiter vor, so bedient Generaloberst von Kluck prompt auf jeden ausgespielten Trumpf. Aber ich befürchte, Joffre verrechnet sich mit seinen Trümpfen."

Der Oberst war gutgelaunt. Schon seit Tagen wartete er auf die Gelegenheit, einhauen zu können, und seine Husaren brannten auf einen ehrlichen Reiterkampf, besonders seitdem auch englische Truppen auf der feindlichen Westfront gemeldet waren.

„Diesen Kerlen wollen wir das Bad segnen!" meinte der Kommandeur. „Was Hindenburg mit den Russen gekonnt hat, müssen wir mit den Engländern auch fertig kriegen! Ins Meer müssen sie gejagt werden."

„Sie laufen ganz allein," sagte Oberleutnant von Ronneberg. „Ich wundere mich übrigens, warum Lord Kitchener selbst gar keine Proben seines Feldherrntalents gegen uns ablegen will. Er schickt General French, bleibt hübsch in London und hält Reden im Oberhause."

„Nun," lachte der Oberst, „der Mann will sich seinen früher erworbenen Kriegslorbeer nicht zerzausen lassen. Die Blätter dieses Kranzes könnten dann nur noch gut für die Küche sein."

„Die englischen Offiziere sind jedenfalls nicht traurig, wenn er nicht bei der Armee ist. So lang er ist — er steht sechs Fuß hoch in den Stiefeln —, so wenig liebenswürdig ist er zu seinen Kameraden."

„Aber er hat als Sirdar in Aegypten seine Truppen in Ordnung gehalten, und mit Liebenswürdigkeiten schlägt man keine Schlacht von Omdurman."

Der Adjutant warf die Bemerkung ein.

„Nun," widersprach Oberleutnant von Ronneberg, „ich habe in Kairo abrückende englische Truppen gesehen. Trotzdem sie wußten, daß die Blicke einer ganzen Stadt auf ihnen ruhten, liefen sie durcheinander wie eine Hammelherde. Die einzelnen Glieder der Grenadierkompagnien waren gar nicht zu unterscheiden, und die Gewehrläufe gingen nach allen Gegenden

der Windrose auseinander. Waren sonst gut gewachsene Leute, sahen auch gut aus in den Khakiuniformen. Ob sie aber damals im Sudan in der Schlacht bei Omdurman die Horden der Derwische des Mahdi so niedergemäht hätten, wenn der Feind nicht blind in die Maschinengewehre gerannt wäre, steht dahin. Mir hat der preußische Major von Tiedemann, der die Schlacht miterlebte, davon einiges erzählt."

„Wir dürfen wohl darum bitten. Ein Kitchener ist uns auch als Feind interessant."

Oberleutnant von Ronneberg erzählte: „Am 2. September 1898 kam es zur Schlacht bei Omdurman. Kanonenboote auf dem Nil hatten die Sicherheit der linken Flanke der englisch-ägyptischen Armee gewährleistet. Die in englischen Zeitungen als furchtbare Forts hingestellten Befestigungen der Derwische am Nilufer bei den Schabluka-Katarakten bestanden in Wahrheit aus einfachen Erdschanzen, aus Nilschlamm aufgeführt, zwei Meter hoch, nach rückwärts offen, dazu leer. Auch wenn sie vom Feinde besetzt gewesen wären, hätte eine Kompagnie ihn glatt abgeschossen. Die Derwische waren außerdem schlecht bewaffnet. Von etwa 70000 Mann hatten vielleicht ein Viertel Gewehre. Zudem verließen die fanatischen Haufen die schützenden Wälle der Stadt Omdurman. In langen, weißen Reihen wälzten sie sich unter dumpfem Schlacht- und Sterbegesang gegen die englische Stellung, das unheimliche ‚Allahuuuu!' gellte schauerlich. Dann aber schlugen die ersten Granaten in die Derwische, die furchtlos vorrückten. Lange Reihen wurden zerfetzt, die Ueberlebenden schlossen sich zusammen und stürmten weiter vor. War ihnen nicht prophezeit, daß am Nil eine neue Schlacht stattfinden würde, aus der das eine Heer nicht wiederkehren solle? Hatten sie im wilden Angriff nicht Hicks Pascha bei El Obeid vernichtet?

Also würden sie auch den Sirdar Kitchener überrennen und seinen Kopf nach Omdurman bringen, wie einst das Haupt Gordons. In eisernen Kettenpanzern ritten die Emire ihren Schwert- und Speerträgern vorauf. Was tat es, wenn ganze Reihen unter dem Bleihagel der Maschinengewehre sich im Blute wälzten! Am Tore des Paradieses warteten die Engel des Propheten, die Tapferen zu allen Freuden zu geleiten. Ueber den wirbelnden Pauken und dröhnenden Becken flatterte die schwarze Fahne mit den Koransprüchen unter dem doppelten Silberknauf. Der Kalif aber, der Nachfolger des Propheten, würde durch sein Gebet den Sieg so sicher seinem Heere verleihen, als der Koran die Wahrheit und Weisheit der ganzen Welt barg! Und wieder dröhnte das langgezogene ‚Allahuuuu!' in das Gebrüll der Geschütze und die Salven der englischen Infanterie. Damals feuerte diese noch in Salven. Der Burenkrieg hatte das Feuergefecht noch nicht umgeformt. Die englischen Lancers gerieten übrigens beim Marsch auf Omdurman böse in die Patsche. Sie haben sich von den Derwischen hineinlegen lassen. Ohne Gefechtspatrouillen sprengten sie auf einen kleinen Haufen los, der plötzlich wie vom Boden verschluckt war. Dafür sausten die englischen Ulanen aber in voller Fahrt in einige dreitausend Derwische hinein. Zu ihrem Glück waren bei den Derwischen nur wenige gute Gewehre. Sonst wäre die englische Kavallerie elend zusammengeschossen worden. Die Londoner Presse hat den Kommandeur der Ulanen bis über den grünen Klee gelobt, weil er kaltblütig, ohne den Säbel zu ziehen oder den Revolver zu heben, in die Derwische an der Spitze des Regiments hineingesprengt sei. In Wirklichkeit hatte der Mann vor Schreck einfach den Kopf verloren. Der Sirdar Kitchener selber wäre um ein Haar von der eignen Artillerie erschossen worden, als er in Omdurman eintritt.

Immerhin hat er den berühmten Sieg bei Omdurman sehr billig bekommen. Die Engländer verloren vierzig Tote und hundertachtzig Verwundete, die Aegypter, ihre Bundesgenossen, hundert Tote und vierhundert Verwundete. Die Derwische sollen allein an Toten zwölftausend Mann auf dem Schlachtfelde gelassen haben. Kein Wunder, wenn Leute mit Speeren gegen die Maschinengewehre anstürmen, die schon damals übrigens eine Art Dumdumgeschosse gebrauchten und damit schrecklich aufräumten. Die mit tausend englischen Zungen gerühmte Schlacht bei Omdurman war in Wahrheit eine große Schlächterei."

„War sehr wertvoll, was Sie erzählten, lieber Herr von Ronneberg," dankte der Kommandeur. „Aber ein alter Eisenbeißer ist Kitchener dennoch. Nun, wir werden wenigstens mit seinen Lancers bald aneinandergeraten, denke ich, wenn er uns in Person das Vergnügen schon nicht schenkt."

Ein Motorrad knatterte jetzt die Heerstraße heran und hielt vor den Husaren. Der Fahrer, ein Generalstäbler, schob die Staubbrille auf die Stirn und fragte nach dem Oberst.

Er brachte Befehle aus dem Hauptquartier. Französische und englische Kavallerie bedrohten den äußersten deutschen Flügel. In gedecktem Gelände sollte das Husarenregiment nach Nordwesten vorgehen, mit der Kavallerie, die bereits auf dem Marsche in gleicher Richtung war, vor dem Dorfe A. Fühlung nehmen und in dem zu erwartenden Reitergefecht den linken Flügel der Kavalleriedivision bilden.

Der Oberst dankte. Das Rad knatterte davon. Die Würfel waren gefallen. Nun galt es, dicht an den Feind heranzukommen und ihn mit wilder Attacke zu überrumpeln, wie Zieten aus dem Busch! Ehe er seine Batterien auf die deutschen Reiter den zerschmetternden Hagel werfen ließ, mußten

Lanze und Klinge in den Feind fahren. Wie ein Unwetter mußte der Reitersturm hineinfegen in die feindlichen Reihen.

Der Kommandeur und sein Stabsoffizier überflogen ernst die Karte des Geländes. Feindliche Flieger konnten die Reiter auf dem Marsche sichten, wenn diese am hellen lichten Tage in ihre letzte Stellung einrückten. Wenn das Regiment einen Umweg hinter den schirmenden Waldbergen machte und im Schutze der Nacht in die vom Hauptquartier angegebene Stellung einrückte, war der Ueberfall gesichert.

Die Befehle an die einzelnen Schwadronen wurden gegeben. Bei sinkender Sonne tauchte der Wald auf, der seinen dunklen Keil bis dahin vorschob, wo die deckenden Hügel in flaches Gelände übergingen. Der Lärm der Schlacht blieb weiter westlich. Aufklärungspatrouillen meldeten den Wald als unbesetzt. Meldereiter der Y.-Kürassiere erreichten die Husaren noch am Abend. Als am Saume des lang hingezogenen Forstes die Wachen ausgestellt waren, lagen Kürassiere und Husaren in guter Stellung, vom Walde gegen jede Entdeckung geschützt, im Biwak. Der kommende Morgen mußte die Reiterschlacht bringen. —

Oberleutnant von Ronneberg sah während der Nacht nach den Wachen und Posten. Die Husaren waren scharf und begierig, an die feindliche Reiterei zu kommen, sie brannten auf den Kampf. Sollten doch englische Lancers durch deutsche Flieger auf feindlicher Seite festgestellt worden sein! „Die sollen sich freuen!" hieß es grimmig an den Wachtfeuern der Husaren.

Durch die Nacht flogen die Geschosse der Artillerie und leuchteten auf wie sausende Raketen. Scheinwerfer suchten im Westen das Feld ab, und wo ihre blendenden Lichtkegel plötzlich Uniformen verrieten, da prasselte der Hagel der Granaten nieder. Am Sehkreis aber stand blutrote Brandglut, von der sich tintenschwarz die Umrisse eines Dorfes abhoben.

Selbst die Nacht brachte kein Ende des Kampfes. Unter ihrem schützenden Mantel schoben sich die Batterien vor und gruben sich ein zu neuen Taten. Unter ihren Fittichen krochen die Schützen aus den Deckungen und warfen neue Laufgräben aus. Ohne Rast und Ruhe drangen die Tausende vor, daß der Morgen sie in neuen festen Stellungen finde, und unablässig dröhnte das zornige Grollen der Batterien, verrollte dann wieder für kurze Minuten, um dann von neuem aufzubegehren wie blutdürstige Bestien, die aus dem Dunkel der Nacht wilde Wut heulen. Noch stand das furchtbare Wetter der Schlacht weit entfernt. Noch flüsterten die Zweige des Waldes über den ruhenden Husaren wie im Traume.

Wenn der Tag erwachte, schlug das erste Geschoß vielleicht ein wie zuckender, sengender Wetterstrahl.

* * *

Oberleutnant von Ronneberg war bei den Vorposten am Saum des Waldes, als der erste Sonnenstrahl im Osten über die fernen blauen Hügel wegblitzte. Vor ihm lag ein flaches Gelände, Aecker und Wiesen, durchsetzt von Weingärten, bis zu der Hügelkette drüben, hinter der ein Flußlauf das Land silbern durchfurchte. Die Karte zeigte es an. Ein Flieger schraubte sich in großen Kreisen in den Lüften aufwärts. Da blitzte es über den Kamm der Hügel. Feindliche Schützen suchten den deutschen Flieger herabzuholen. Aber unbekümmert segelte er höher, machte einen weiten Bogen westwärts und ging hinter dem Walde in sanftem Gleitflug nieder.

„Wir werden also bald hören, was hinter den Maulwurfshaufen da drüben steckt, ohne daß wir unsre braven Soldaten vorzuschicken brauchen,“ erklärte der Oberst.

Die nächste Telephonstation war knapp eine halbe Stunde rückwärts. Radfahrer besorgten die Verbindung mit den auf der Lauer liegenden Schwadronen.

„Französische Kürassiere und Dragoner, außerdem ein Regiment englischer Lancers. Anscheinend zu einem Flankenangriff gegen unsre äußersten Batterien und unsre Jäger vorgeschickt," lautete die Meldung.

Wenn die Franzosen und Engländer sich auf das freie Gelände vor dem von der deutschen Kavallerie besetzten Wald wagten, war die Gelegenheit zu einer vernichtenden Attacke gegeben. Jeder Husar wußte, daß es einen Kampf mit Lanze und Klinge setzen würde, bei dem der Mut des einzelnen und der feste Sitz im Sattel entschieden.

Noch blieb das Gelände leer. Ein Hase setzte über die Furchen eines Kartoffelfeldes. Krähen schwebten aufgescheucht dem fernen Wald zu, als müßten sie warnen vor den verborgenen Schützen und Reitern. Zum Aufsitzen fertig lagen die Schwadronen im Versteck.

Wenn die Kerle drüben nur nicht zu früh den Braten riechen!

Huiii! Rack!

Die erste Granate fegte aus der Deckung links von den Husaren aus deutschem Rohr. Am Rande des Hügelgeländes wühlte sie sich ein und platzte, daß die Erde aufwirbelte und der Qualm wie eine Säule stand, um langsam zu verwehen als grauer Schwaden.

Die Husarenoffiziere hoben die Gläser. Frisch aufgeworfene Deckungen waren weit drüben zu erkennen. In der Nacht hatten feindliche Schützen sich eingegraben.

Nun krachte es wieder von der Batterie her. Weiße, runde Wölkchen segelten durch die klare Morgenfrühe, standen

über dem Feinde und zerrannen. Schrapnells platzten über den Gräben und streuten ihre Geschosse wie einen Regenguß.

„Wie leer die ganze Gegend aussieht! Man sieht keinen Mann!“ stellte ein Husar fest.

„Sie wird bald lebendig werden. Ha! Da springen unsre Jäger vorwärts! Sieh nur! — Ja, nun sind sie wieder in Deckung. Aber unsre Schützen gehen den Franzosen forsch auf den Pelz!“

Da kam es wie ein dumpfes, fernes Brausen, in das sich einzelne helle Klänge mischten.

„Aufgesessen!“ ging das Kommando durch die Reihen der Schwadronen. Nur Winke der Vorgesetzten. Kein schmetterndes Signal.

Aber aus einer Talsenkung zwischen den Hügeln drüben bogen die feindlichen Kavalleriemassen nun ins offene Gelände ein. Der sächsischen Batterie galt es und den vorgeschobenen Jägern!

Wie die Roßschweife der französischen Kürassiere im Galopp wehten! Wie die Helme blitzten! Wie die rotweißen Lanzenfähnchen der Engländer flatterten!

Noch kam das Kommando an die lauernden Husaren nicht. Noch hob sich die Brust jedes Reiters ungeduldig unter dem Koller mit tiefem Atemzug. Die Faust krampfte sich fester um den kalten Lanzenschaft. Und vor ihnen wälzte sich der Reiterschwarm zur Attacke auf die nächste Batterie.

Da schmetterte das Signal! Wie eine Erlösung klang es. Durch den Saum des Waldes brachen die Schwadronen in langer Front, Husaren und Kürassiere. Wie das Hurra donnerte! Wie die Pferde auslegten, als wollte jedes zuerst seinen Mann an den Feind bringen. Wie das Riemenzeug

knarrte unter den Galoppsätzen der Gäule! Fest lag in der Rechten der Schaft der Lanzen, jede Spitze nach der Feindesbrust suchend. Keine Gnade für den Gegner! Diese deutschen Reiter wußten, für wen sie stritten. Für Weib und Kind, für Haus und Hof! Wie ihre Vorfahren in tausend Schlachten. —

Ein Ruck ging durch die feindlichen Reiter, als breche plötzlich eine Woge schäumend zusammen am Gestade des Meeres. Die Schwadronen stauten sich. Die englischen Lanzenreiter warfen in der ersten Bestürzung ihre Tiere auf der Hinterhand herum. Vielleicht kamen sie ohne Handgemenge davon. Aber schon donnerten die preußischen Kürassiere heran. Der Rückweg war verlegt. Nun ging es Mann gegen Mann.

Rasselnd, klirrend, stampfend, schnaubend, dröhnend stießen die Schwadronen zusammen. Blitzende Klingen wirbelten über den Reitern, zu krachenden Hieben geschwungen. Wilde Schreie voll Wut und Not gellten dazwischen, dumpf dröhnend schlugen die von tödlichem Lanzenstoß Getroffenen aus den Bügeln gegen den hufzerwühlten Boden. Schwer getroffene Gäule wälzten sich in Todesangst, daß die Stahlbügel klappernd flogen. Geplatzte Gurte und leere Sättel blieben hinter den rasenden Tieren, die reiterlos dahinfegten über die blutgetränkten Felder. Blitzende Schüsse wie Peitschenhiebe zwischen den sausenden Klingen und dem Stoß der Lanze, dem der furchtbare Angstschrei und das schauerliche Röcheln folgten.

Wie das Blut dem Kürassier dort über die Stirn läuft, eine ganz feine Rinne, aus dem dichten, schwarzen Haar bis dahin, wo der Helmrand gesessen hatte. Jäh hebt er die Waffe und knallt gegen den Husaren, aber der Schuß geht fehl und trifft den Braunen des französischen Dragoners in den Hals, daß er aufwiehert und sich bäumt. Durch das Haar

des Kürassiers aber fegt eine Klinge. Wie der Getroffene die Augen seltsam aufreißt! Dann läßt er den Zügel fahren und sinkt lautlos aus dem Sattel, vom jagenden Gaul durch das Gewühl geschleift. Wie der Hieb der Husarenplempen dumpf gegen die Helme der französischen Kürassiere klingt! Aber die leichten Reiter werfen die schweren Feinde. Die Lanze räumt furchtbarer als der Säbel. Wie der Franzose dort den Säbelkorb unwillkürlich senkt, als die Stahlspitze gegen seinen Gurt zuckt. In der Sekunde darauf schnellt er die Klinge mit dem Messingkorb jäh in die Höhe, wie zu einer Ehrenbezeigung. Kerzengerade reckt er sich im Sattel, aber mit einem verzerrten Gesicht. „Jesus — Marie!“ gurgelt er, dann bricht ihm der Blutstrom aus dem Hals. Ein Geschoß hat ihn gefällt.

Der Haß sprüht aus den Augen unter Helm und Tschako, die Wut sucht ihr Opfer, der Grimm lechzt nach rotem Blut! Hei, wie die deutschen Kürassiere nun die englischen Lancers vornehmen! Wie die schwarzweißen Fähnchen klirrend gegen die Schäfte der Khakiröcke fegen! Das sind Hiebe, wie sie die Wut und die Rache lehren! Deutsche Reiterhiebe, schneidig, pfeifend, wuchtig, sausend! Wo die Lanze im Wege ist, fegt der blitzende Stahl in brauner, nerviger Faust!

„You bloody German!“ schimpft der lange Engländer und hebt die Pistole gegen den Kürassiergefreiten.

„Warte, Hund!“ Klatsch! fegt der Hieb über die Hand des Lancers, kurz stößt der Deutsche nach, und mit gespreizten Armen macht der Todwunde den neuen, gelben Bocksattel leer. Der Kürassier aber greift den steigenden Rappen und führt ihn mit zwingendem Griff aus dem Gemenge.

Der neue graue Mantel des Engländers soll ihm gut tun. Die Kerle haben auch Tabak genug. Alles das geht dem Gefreiten durch den Kopf, während drei Schritt von ihm

ein englischer Offizier die Klinge gegen ihn hebt. Ein Hieb von rückwärts, und der Kürassier stürzt. Der Helm mit dem grauen Ueberzug rollt in die Kartoffelstauden, an deren zertretenen Stengeln frisches Blut scharlachrot sickert. Und noch immer gellt das wilde Hurra, knallen die Schüsse, steigen die Rosse und klirren Lanze und Klinge gegeneinander! Ein schreckliches Gewühl über zerstampften Leibern und geschleiften Reitern, eine zähneknirschende Wut über zusammenbrechenden Tieren und stürzenden Streitern. —

Viktor von Ronneberg war mit seiner Schwadron gegen die französischen Kürassiere angeprallt.

„Erst die Franzosen, dann die englischen Hasenfüße, Jungens! Schont keinen von den Dumdumkerlen!“

Knirschend traf die Schneide seiner Klinge das rote Achselstück eines Kürassiers, der sich weit zurücklegte. Ehe der Gegenhieb kam, stach der Preuße nach.

Ein französischer Major kam ihm in den Wurf. Es war ein weißer Schnurrbart mit dunklen Brombeeraugen. Er schoß gegen den Husaren Rösener und traf dessen Tschako. Schon senkte sich die Lanze mit dem schwarzweißen Fähnchen gegen das Gesicht des Majors. Eine Sekunde — und gräßlich getroffen mußte der Major bügellos werden.

„Halt, Rösener!“ schrie Ronneberg den Husaren an und schlug die Lanze in die Höhe.

„Rendez-vous!“ donnerte er dem Major zu und hielt ihm die Mehrladepistole gegen die Schläfe.

Der Franzose tat einen kurzen, schmerzlichen Seufzer, dann ergab er sich. Der Husar brachte ihn hinter die Front, über starre Leichen und stöhnende Verwundete hinweg.

Die Standarte der Franzosen hing schlaff am Stock über dem Reitergewühl.

„Drauf! Hol' sie!" drängte es Ronneberg, als rufe es ihm jemand ins Ohr. Mit der Klinge deutete er dem tapferen Unteroffizier Loose und dem nächsten Husaren das Ziel an. Hui! Wie die Augen in den staubigen Gesichtern aufflackerten! Wie die Pferde stiegen und sich gegen die Kürassiergäule warfen, daß Bügel an Bügel schurrte und fegte! Stoß und Schuß und Hieb links und rechts!

Wüstes Geschrei, wildes Brüllen: „Le drapeau!"

Der Fähnrich war ein junger, hübscher Bursche mit einem kleinen Bärtchen auf der Lippe. Um ihn scharten sich die Helme mit den Roßschweifen, hoben sich die Klingen und pfiffen die Hiebe, blitzten die Schüsse und bäumten die Gäule unter wildem Sporenstoß auf.

„Hurra, Kameraden, wir haben sie!" Mit einem Ruck riß Oberleutnant von Ronneberg den Fahnenschaft an sich, der Fähnrich klammerte sich mit beiden Händen an das Holz.

„Festhalten, Herr Oberleutnant!" schrie Unteroffizier Loose. Das Gedränge wurde immer dichter; es ging Mann gegen Mann.

„Zuhauen! Haut zu, Jungens!"

„Le drapeau! Ah, ces maudits Allemands! Mort de ma vie!"

Schon fühlte Ronneberg die Seide der Standarte, da fegte es ihm über Wange und Stirn. Ganz heiß lief es ihm in den Kragen und über den Bart. Blut! Wie fade es schmeckte! Aber er hielt fest.

Da dröhnte es ihm über den Schädel. Schwarz wurde es ihm vor den Augen. Nur das Hurra seiner Husaren donnerte ihm noch in die schwindenden Sinne. Dann ließ er den Schaft des feindlichen Feldzeichens fahren und griff mit beiden Händen in die Mähne seines Pferdes. Blaue und graue Waffenröcke, rote Achselstücke, blanke Helme und graue

Ueberzüge drängten sich vor die letzten Blicke des Oberleutnants, den sein Brauner in rasenden Sätzen aus dem Getümmel trug.

Rot wurde es ihm nun vor den matten Augen. Wie widerlich das Blut war!

Aber mit dem letzten Willen hielt er die Mähne des rennenden Tieres. Bis er die Nacht seine heiße Stirn umschatten fühlte. Er sank aus dem Sattel. Rauschendes Laub streifte seine blutende Stirn.

Dann lag er bewußtlos, und das rote Blut rann über frisch gefallene gelbe Blätter.

Ein Buchfink traute sich auf einen Brombeerzweig, nachdem er kurz zuvor vor dem rasenden Pferd in den Schatten der Buchen geflohen war. Nun äugte er neugierig nach dem stillen Mann, der da am Boden lag. —

Auf dem Blachfelde aber sprengten die Trümmer der Feinde zurück, und der donnernde Schlachtruf der Sieger folgte ihnen wie ein Unwetter!

Das war der Tag, um den Lena Ebbinghaus bitteres Leid haben sollte.



Quer durch das Deutsche Reich rollten die Eisenbahnwagen vom Osten nach dem Westen. Mancher Streiter, der vor einer Woche noch unter dem Russentöter, General von Hindenburg, geholfen hatte, die Feinde in Ostpreußen in die masurischen Sümpfe zu treiben, dampfte jetzt nach dem Westen, wo der Kampf in Belgien und Frankreich erbitterter tobte als zuvor. Die Engländer hatten einige Unterstützungen geschickt und waren froh, die Kriegsfurie auf so billige Art vom eignen Leibe ferngehalten zu haben.

Auch Hans Ebbinghaus, zum Oberleutnant einer Batterie befördert, war nach dem westlichen Kriegsschauplatz kommandiert. Mit Kameraden saß er im Abteil und zählte die Stationen.

„Ein entsetzlich langes Ende, von der Weichsel bis nach Brüssel," murrte er und brannte eine neue Zigarre an.

„Ja, lieber Ebbinghaus," sagte sein Kamerad Helmut Schröter, „früher hatten Sie das ja bequemer, wenn Sie einmal von London herüberspritzten. Aber ich finde, es sitzt sich hier doch sehr schön, wenn wir an die letzte Stellung in der Polackei denken. Brrr! Soviel Regen gibt es eigentlich gar nicht!"

„Nun, der Himmel macht auch heute noch ein feldgraues Gesicht," meinte der Landwehrhauptmann Richard Röhricht, „und vor Antwerpen wird es auch an dem Segen, der von oben kommt, nicht fehlen."

„Na, den Herrschaften wird der Segen, der von den Zeppelinen kommt, entschieden fataler sein. Hoffentlich treffen wir noch rechtzeitig zu dem großen Schützenfest ein.“

„Ohne Sorge, lieber Schröter! Alt-England sorgt schon dafür, daß der Tanz so schnell nicht zu Ende geht. Eigentlich unglaublich, daß Belgien in die englische Falle gegangen ist. Wie konnte ein neutraler Staat sich so von England betören lassen?“

„Wen die Götter verderben wollen, den verblenden sie. König Albert von Belgien hat den gesunden politischen Instinkt seines Vorgängers auf dem Throne entschieden nicht geerbt. Der verstorbene König Leopold von Belgien hätte sich schwer gehütet, den Engländern die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Der wurde mit den Herren an der Themse leichter fertig. Was, Kamerad Ebbinghaus?“

„Allerdings, Herr Hauptmann. Es war schon ein Meisterstück, daß er den Engländern und Franzosen das beste und größte Stück am Kongo wegfischte. Das macht ihm so leicht keiner nach. Freilich, der damalige englische Minister des Auswärtigen, Lord Granville, war eine Schlafmütze.“

„Was man von Sir Edward Grey nicht sagen kann,“ meinte Leutnant Helmut Schröter.

„Keinesfalls,“ pflichtete Hauptmann Röhricht bei, „er hat ganze Arbeit gemacht. Alle Wetter! Russen und Japaner unter einen Hut zu kriegen, die Franzosen und Belgier als Kanonenfutter zu gebrauchen, von den andern verehrlichen Herrschaften ganz zu schweigen, das beweist, daß der Mann sein Handwerk versteht, was man von unsern deutschen Diplomaten nicht unter allen Umständen behaupten kann, denn sonst würden wir jetzt nicht so isoliert dastehen.“

„Ich war immer ein Optimist,“ meinte Helmut Schröter lachend. „Das deutsche Volk und das deutsche Schwert

gehören zusammen. Was geht mich die Diplomatie an! Wenn der Kaiser ruft, greifen wir zum Degen und hauen unsre Diplomatie eben heraus. Diese Papierhelden konnten unser Schwert nicht lenken. Das konnte nur ein Bismarck!"

Damit war das Thema für eine echte Reiseunterhaltung gegeben, und das Gespräch der Artillerieoffiziere im Eisenbahnabteil wogte eifrig hin und her.

Hans Ebbinghaus verhielt sich schweigsam. Er hätte manche Einzelheit aus der Londoner Diplomatie und dem Leben an der Themse geben können. Aber eine ganz unbegreifliche Wehmut beschlich ihn, so oft die Kameraden ihr Urteil über England fällten. Es war ihm, als ob er an eine versunkene Welt denke, an einen schönen Traum voll bunter, glänzender Farben. Was half es, daß er mit inniger Liebe an Elinor dachte, deren letzter Gruß von London über Kopenhagen nach Deutschland gekommen und nach etlicher Irrfahrt in seine Hände gelangt war, als er in Regen und Schlamm gegen die Russen in Ostpreußen lag! Der Schmerz, das geliebte Mädchen fern von sich zu wissen, nicht nur durch Land und Meer, sondern durch eine ganze Welt, durch eine Umgebung von Feinden getrennt, war stärker als die leise lebende Hoffnung auf den Sieg, auf die Stunde seligen Glückes, von der er so oft geträumt hatte! Wenn dieser Krieg zu Ende war, erfuhr er vielleicht sein schwerstes Unglück. Wenn Sir Roger seine Einzige bat, wenn seine guten Vateraugen die Tochter sorgenvoll ansahen, wenn seine Freunde über Deutschland spöttelten und die Deutschen als die bösen Feinde jedes echten Engländers mit Zorn überschütteten — würde Elinor auch dann noch fest bleiben?

Das war der Zweifel, der ihn in mancher einsamen Stunde beschlichen hatte, wenn er in finsterer Nacht im Felde gegen

den Feind lag. Und wenn er sich hundertmal des Kleinmutes bezichtigte, wenn er auch hundertmal Elinors Zeilen las und ihren Grüßen, ihrer Fürbitte für ihn und sein Leben, ihren lieben Worten glaubte, so wich das Zagen dennoch nicht völlig von ihm. Und er trug doch den Talisman auf der Brust, den ihm Elinor gegeben! Das Zeichen schirmender Liebe! Und sollte nicht einst die Liebe siegen über den Haß der Völker? Sollte nicht einst die Zeit kommen, wo wir eine Herde und ein Hirte sind? Jugenderinnerungen traten vor seine Seele: Der alte Geistliche, der Freund seines Vaters, hatte immer so mahnend und überzeugend davon gesprochen, daß die Nächstenliebe siegen und den Haß überwinden müsse. Und nun eine Welt in Flammen; alle Gesetze der Kultur aufgelöst! Wie Raubtiere standen die Menschen einander gegenüber — und schlimmer noch wie die Tiere! Und allen Kulturnationen voran England, das in fanatischer Verblendung sogar die fundamentalsten Sittengesetze der Menschheit verleugnete. England, das Vaterland seiner Braut!?

Elinors Urgroßvater hatte den Talisman, den sie ihm beim Abschied gegeben, in der Schlacht bei Waterloo unter Wellington getragen? Und heute ging es auf dem gleichen Boden, wo einst Blücher und Wellington, der deutsche und der englische Feldherr, Seite an Seite in hartem Strauß gegen Napoleon gestanden hatten, gegen die verbündeten französischen und englischen Heere!

An Major Scott mußte er unwillkürlich denken, wenn die Kameraden von englischen Truppen sprachen. Wie hatte der Dragonermajor damals zu ihm gesagt? „Vielleicht begegnen wir uns im Felde, Mister Ebbinghaus?“ — Warum nicht? Vielleicht kreuzten sie die Klingen oder lagen still nebeneinander mit gebrochenen Augen oder stöhnten, wenn ihnen das Blei die Glieder zerriß!

Aber gegen den englischen Major Scott, den er damals bei Sir Roger in London kennen gelernt, hatte er keinen Groll. Der war noch immer ehrlich gewesen, wenn sie einander in „Violet Cottage" begegneten. Auch Archibald Luce, der wohlgepflegte Mann mit dem rosigen Knabengesicht unter den ergrauenden Haaren, war in seiner Art ein gutmütiger Gesell. Aber es gab andre, schlimmere Leute, die nach „Violet Cottage", dem Landsitz Sir Rogers, kamen und ihr Ziel klar im Auge behielten. An diesen Mac Lean erinnerte er sich mit heißem Groll. Dieser Mann schlich um Elinor, um die günstige Stunde zu erspähen. Der zog Zug um Zug, bis er die Partie gewann, und Mistreß Cowley, die Elinor bemutterte, würde dem englischen Abgeordneten Mac Lean, dem Freunde des Sir Edward Grey, den Weg zum Altare an Elinors Seite ebnen, soviel sie es konnte! War es denn für Elinor nicht eine glänzende Aussicht, die Gattin eines Mannes zu werden, der vielleicht übermorgen Minister Seiner Britischen Majestät war?

Wenn Hans Ebbinghaus an diesen Mac Lean dachte, loderte der Zorn heiß in ihm auf! Das war der Engländer, der kühl bis ans Herz hinan nur seine geschäftliche Erwägung, nur seinen finanziellen Vorteil ansah und seinen Weg auch über Leichen nahm, wenn es nötig schien! Sonst aber war er ein ganz anständiger Kerl, der in der Londoner Gesellschaft sogar eine hervorragende Stellung einnahm. Das war einer von der Art, die um einen Millionengewinn ganze Völker einfach vernichteten, die ihren Namen mit Blut und Tränen unzähliger Opfer kaltblütig als Quittung unter den Abschluß schrieben. Gestern Indien und Transvaal, heute das Deutsche Reich! Das war die Schule der Jameson und Chamberlain und des Königs Eduard, die die ganze Erde nur ansahen als eine Domäne Alt-Englands. Hans Ebbinghaus hatte diesem Mac Lean oft genug ins Auge gesehen,

ihn täuschte der hagere Mann nicht! Er wußte, warum dieser kaltherzige Verstandesmensch nach „Violet Cottage“ zu Sir Roger kam!

Ach, daß er ihm auf dem Schlachtfelde begegnete! Aber diese Leute vom Schlage der Mac Lean und Genossen legten ihr Geld auf die Tische der Werbeämter und ließen für blankes Gold andre im Granatenhagel bluten und mit den getroffenen Schiffen versinken!

Das Gold, Englands Waffe, müßte zum tödlichen Gift für dasselbe England werden! Wer mit offenen Augen England sah, wußte ja, daß das Gold die ganze Nation längst vergiftet hatte. Alles glaubten diese Engländer mit blankem Golde kaufen zu können; also suchten sie, immer neues Gold in ihre Schatzkammer zu leiten. Treue und Mut, alles wollten sie für geprägte Münze erhandeln! Und sie bedachten nicht, daß der Söldner untreu wird, wenn der klingende Lohn ausbleibt. Ha! England müßte einmal die Hand leer haben, müßte vergeblich die unterworfenen Völker weiter auspressen wollen! Wenn Indien wirklich aufstände! Wenn Aegypten die Ketten bräche! Wenn in Südafrika die Toten aufständen, den Söhnen den Weg zur Rache zu weisen! Wenn die Völker erwachten! Wenn auch Frankreich und Rußland zur Besinnung kämen! Wenn von Mund zu Mund der Sturmgesang brauste:

Wir lieben vereint, wir hassen vereint,
Wir haben alle nur einen Feind:
England!

Das wäre der Tag, an dem Gottes Strafgericht über England hereinbrechen müßte, an dem es zusammenkrachen würde wie alle Reiche, die sich vom Blut der Völker gemästet, vom Raube reich gemacht haben! —

„Wir werden in einer Viertelstunde in P. sein," weckte ihn Leutnant Helmut Schröter aus seinem Nachsinnen. „Da können wir die steifen Gelenke einmal geschmeidig machen. Vier Stunden Aufenthalt. Langt hoffentlich zu einem anständigen Dämmerschoppen."

Die Herren waren froh bei dieser Aussicht.

„Als ich das letztemal in P. war, dachte ich auch nicht, daß ich heute mit einem Vollbarte einziehen würde," sagte einer.

„Vollbart?" lachte Hauptmann Röhricht. „Schon mehr Schusterkrause. Und Sie, lieber Ebbinghaus, sind still wie ein indischer Fakir, der über sämtliche Himmel Wischnus und Schiwas sich trübe Aussichten zimmert. Wo fehlt's denn?"

Aber Hans lehnte die kameradschaftliche Besorgnis ab. Er durfte nicht merken lassen, daß er mit einem Feinde im Innern schlimmer zu ringen hatte als mit dem Gegner in offener Feldschlacht. Nie aber war die Last seines Herzens schwerer gewesen als an diesem Tage.

Der Zug hielt. Damen vom Roten Kreuz kamen mit Fleischbrühe und Kaffee, Feldpostkarten und Zigarren; die Mannschaften ließen sich gern verwöhnen und steckten die Blumen an, die liebe Mädchenhände als letzten Gruß spendeten, ehe die roten Rosen auf der Uniform draußen im Schlachtendonner blühten. Die Offiziere musterten die Wagen, in denen die Batteriepferde gleichmütig ihre Ration Hafer schroteten und mit den großen, klugen Augen nach den Menschen sahen, um derentwillen selbst die unschuldige Kreatur verbluten muß.

Offiziere der Landwehr begrüßten die Kameraden von der Feldartillerie.

„Es ist Feldpost eingetroffen, meine Herren!" meldete der Bahnhofskommandant.

Jede Hand reckte sich. Post ging über alles.

„Kamerad Ebbinghaus — für Sie!"

Zwei Briefe wurden Hans eingehändigt. Der eine trug einen dänischen Poststempel, der andre kam von Erlinghofen und hatte Trauerrand.

War der Vater —? Heiß lief Hans das Blut zum Herzen. Er hatte nie ernstlich bedacht, daß der alte Herr dem Rande des Grabes immer näher kam, daß er schon lange das silberweiße Greisenhaar trug.

Zunächst den ersten Brief. Im Wartesaal suchte er eine stille Ecke, ließ sich Kaffee geben, trank hastig einen Schluck und las mit fiebernden Augen, die immer heller strahlten. Miß Elinor hatte es möglich gemacht, daß ihr Brief nach einiger Irrfahrt Hans erreichte, und was sie ihm in ihrer schönen und charakteristischen Handschrift schrieb, ließ sein Herz höher und heißer schlagen. Das war das Glück, das ihn aus der Ferne grüßte! Das war der Gruß, den er ersehnte!

Und während Hans Ebbinghaus las, war es ihm, als leuchteten ihm aus den Zeilen die lieben Augen Elinors entgegen!

„Mein Hans!

Ich weiß nicht, ob Dich mein erster Brief erreicht hat. Ich hoffe es indes mit der Zuversicht, in der ich alles für Dich und mich tue. Ja, Geliebter, ich habe, um es kurz zu sagen, die Brücken zwischen mir und ‚Violet Cottage' einstweilen abgebrochen, und es kann leicht sein, daß die Rückkehr nach dort nicht so leicht ist. Rundheraus — Mac Lean, den Du ja auch kennst, hat mich heiraten wollen, und ich bin ausgerückt. Staune und schilt nicht! Ich habe nicht etwa mit einem Köfferchen und etwas Reisegeld ‚Violet Cottage' heimlich und romantisch verlassen, aber ich bin unter das Rote Kreuz

gegangen, wo ich einstweilen sicher bin vor den guten Absichten des sehr ehrenwerten Mac Lean, von dessen Tugenden und Vorzügen mir Mistreß Cowley täglich einige Psalmen zum Lobe sang. Der alte Fuchs hat das gar nicht so dumm angefangen. Papa ist weichherziger als je gestimmt. Er hat Sorgen; das merke ich, und hundertmal hat er mir gesagt, daß Du ihn nicht hättest verlassen dürfen. Nun habe er seine Last mit Deinem Vertreter John Parkins. Ich habe ihn getröstet und ihm gesagt, daß Du wiederkommst und für immer bleibst, wenn dieser entsetzliche Krieg zu Ende ist. Und ich bete sehr ernst um den Frieden, mein Hans.

Es kann Gottes Wille nicht sein, daß so viel Blut und Schrecken über die Welt kommen muß, damit die englischen Werte in die Höhe gehen, Deutschland bankrott macht, aufgeteilt wird und von der Landkarte verschwindet. So hat mir Archibald Luce gesagt.

Ich kann noch nicht sehen, ob er recht hat. Ist das aber der Fall, so würde ich mich schämen, eine Engländerin zu sein. Jedenfalls ist Archibald Luce aber ein getreuer Freund gegen mich, denn er hat mir einen guten Rat gegeben. Du darfst nicht zürnen, daß ich mich in meiner Not ihm offenbart habe. Aber was sollte ich machen? Papa hatte sich von Mistreß Cowley in Mac Leans Sinne bereden lassen. Er fand die Partie ganz passend, und ich konnte doch noch nicht sagen, daß ich Dir gehöre und warten will, bis Du kommst! Da hat Archibald Luce mir eine Empfehlung an die Herzogin von Sutherland gegeben, die mit andern Damen nach Belgien und Frankreich geht, um Verwundete zu pflegen. Schon am nächsten Tage hatte ich die Zusage, daß ich mich anschließen dürfe. Mein Vater hat mich zwar gebeten, zu bleiben, aber ich habe ihm gut

zugeredet, bis er nachgab. Doch Mac Lean und Mistreß Cowley hätten meine Absicht beinahe hintertrieben, wenn nicht Archibald Luce die Frage gestellt hätte, ob sich der sehr ehrenwerte Mac Lean noch einen britischen Patrioten nennen dürfe, wenn er das Samariterwerk englischer Damen vereitle.

Ich werde in den nächsten Tagen mit der Herzogin von Sutherland abreisen. Wenn Du mit der Waffe für Dein Volk kämpfst, will ich wenigstens im Dienst der Liebe und Barmherzigkeit das Kreuz tragen. Ich bin jetzt ruhiger geworden. Im Anfang war es so entsetzlich, als Du nicht mehr herauskamst zu uns, als alle Zeitungen auf euch schimpften, als unsre Freunde kamen und die schlimmsten Sachen erzählten und ich doch nichts reden durfte von dem, was mein Herz bewegte.

Major Scott sagte uns Lebewohl, ehe er hinüberging; er war ehrlich genug, euch Deutsche als die tapfersten Soldaten anzuerkennen. Freilich hat er hinzugesetzt, daß euch alle eure Tapferkeit nicht helfen werde, wenn die Russen erst an der Oder und Elbe und wir in Hannover ständen. Aber ich mag und will das nicht glauben. Gott wird Dich in seinen gnädigen Schutz nehmen, denn ich müßte sterben, wenn Du mir nicht zurückkämst. Trägst Du mein Amulett auch? Laß es ja nicht von Dir! Hörst Du, ja nicht!

Archibald Luce hat mir einen Gruß an Dich aufgetragen und mir klargemacht, daß Du aus militärischen Gründen nicht an mich schreiben darfst und wirst. Ich muß mich also fügen. Diesen Brief wird Archibald Luce auch wieder besorgen. Er hat sich dafür ausbedungen, daß er auf unsrer Hochzeit den Tafelspruch ausbringen darf, und dazu müßten wir unbedingt Mac Lean einladen. Darauf

freue er sich fast mehr als auf unsre Vermählung. Er ist ein bißchen eigensinnig, sonst aber ein ganz guter Mensch. Ich habe ihn noch lieber gewonnen, seitdem er mir gesagt hat, die Firma Dowdal könne einpacken, wenn Du nicht zurückkämst, und Papa solle froh sein, wenn Du ihm keine Konkurrenz machen würdest. Aber das habest Du ja nun einfacher. Doch lassen wir das alles! Ich hasse alles Geschäftliche, seitdem man mir gesagt hat, dieser schreckliche Krieg sei auch nichts andres als ein Geschäft einiger Leute. Dann müßte Gottes Zorn sie treffen!

Ich möchte Dir noch viel Liebes und Gutes schreiben, mein Hans! Aber der Brief wird vielleicht gelesen, ehe Du ihn erhältst. So will ich Dir nur wiederum sagen, daß ich nur an Dich denke und Gott bitte, daß er unsre Wege zusammenführen möge. Und wenn ich selbst die Heimat verlassen sollte! Selbst das würde mir nicht mehr schwer sein, wenn ich an Deiner Seite gehen dürfte. Ich habe Dich so lieb, mein Hans, ich könnte nicht mehr ohne Dich leben.

Gott schütze Dich! Ewig Deine Elinor."

Hans Ebbinghaus barg das Schreiben in seiner Brusttasche. Auf seinem Herzen sollte es ruhen. Aber nun bangte ihm vor dem andern Brief, dessen schwarzer Rand ihn als Leidesboten meldete. Mit Absicht hatte Hans ihn nicht gleich geöffnet. Nun erkannte er Lenas Handschrift.

Der Brief brachte ihm tiefen Schmerz. Sein Bruder Heino war gefallen, nachdem er, geheilt von seiner ersten Wunde, wieder hinausgezogen war gegen den Feind. Gleich im ersten Gefechte, das er an der Spitze seiner Kompagnie wieder mitgemacht hatte, traf ihn die tödliche Kugel. Nun saß

das Leid im dunklen Gewande mit der Witwe und den Waisen am Tische. Und Lena selbst mußte tief getroffen sein. So fassungslos, so traurig hatte sie nie geklagt.

„Lieber Bruder Hans!

Soeben komme ich mit Vater aus M., wo Leutnant Merker von Heinos Regiment als Leichtverwundeter weilt und uns die letzten Grüße von Heino gebracht hat. Wir hatten Maria mit Absicht in Arensberg gelassen. Immer noch hoffte sie, daß ihr heißgeliebter Mann wiederkommen solle, daß er nicht in Frankreichs Erde gebettet sei. Wir haben selbst an dieser Hoffnung festgehalten, haben uns daran geklammert und darum auch Dir nicht gedrahtet, als die Verlustliste Heinos Tod meldete. So viel Leid kann nie in einer Stunde einkehren unter einem Dache! Vater ist noch der Gefaßteste. Und er trägt es doch so schwer. ‚Warum hat Gott mich nicht abberufen?‘ klagte er, und in seinen lieben, alten Augen standen die Tränen. Aber dann hat er Maria zugeredet, wie nur ein Vater Trost spenden kann. Und den Jungen hat er nur gesagt: ‚Gott müsse eurer vergessen, wenn ihr eures Vaters je vergessen könntet!‘ Ach, Hans, die armen, lieben Jungen, wie haben sie mich gedauert! Wie stolz waren sie mit ihrem Vater durch Arensberg gegangen, als er zum ersten Male, das Eiserne Kreuz auf der Brust, zum Gottesdienst als Genesener ging. Du weißt ja, was für ein treudeutscher Sinn in diesem aufrichtigen Manne lebte und webte. Wie hat er den deutschen, schlichten Geist in seine Kinder gepflanzt, wie hat er sie alles Wahre lieben und allen Schein hassen gelehrt! Wie hat er ihnen stets gezeigt, daß Pflichterfüllung des Mannes höchste Ehre sei. Wie sonnig war der Tag, da er wieder die

Uniform anlegte! Wie war Maria froh, wie jubelten die Buben! Wie hingen sie an seinen Lippen, wenn er ihnen von Sieg und Not, Schlacht und Tod erzählte! Wie leuchteten seine Blicke, wenn er von diesem heiligen Kriege, wie er ihn nannte, redete, von diesem geeinigten Volk von Brüdern. Und dabei immer die Ermahnung an seine Söhne, in großen und kleinen Dingen getreu zu sein!

Vater hat die armen, verwaisten Jungen gleich mit nach Erlinghofen nehmen wollen, aber Maria will in Arensberg bleiben. Max und Fritz wollen die Mutter natürlich nicht verlassen, und Bubi ist der einzige, der nicht versteht, warum alles in Tränen ist. Er erzählt noch jedem, daß sein Vater die Franzosen und Engländer totschießt, und behauptet, Max und Fritz hätten schlechte Arbeiten in der Schule geschrieben und heulten nun, weil sie Angst vor Vater hätten. Und uns zerreißt jedes Wort das Herz.

Leutnant Merker hat uns von den letzten Augenblicken Heinos berichtet. Ich will Dir alles genau schreiben, da es ja auch für Dich ein Vermächtnis ist. Heino ließ sich nicht abhalten, sofort wieder zu seiner Kompagnie zu gehen, als er sich gesund fühlte. ‚Ich gehöre zu meiner Kompagnie!‘ war seine einzige Antwort. An der Aisne ist er gegen die Franzosen ins Gefecht gekommen. Tagelang hat er in den Schützengräben gelegen, bei Regen und Kälte. Ein französischer Flieger hat dann eine Bombe herabgeworfen, die dicht vor dem Graben Heinos geplatzt ist, aber keinen Schaden angerichtet hat. Doch kurz darauf hat ein ganz entsetzliches Artilleriefeuer eingesetzt. Der Flieger hat offenbar die Stellung der Kompagnie gut angegeben. Bei der zweiten Granate hat ein Splitter Heino schwer getroffen. Man hat ihn einstweilen in einen Unterstand gebracht, der

leiblich geschützt war. Da hat er Leutnant Merker den letzten Auftrag gegeben: ‚Grüßen Sie meine Frau und meine Kinder! Sie sollen nicht um mich klagen! Grüßen Sie alle Lieben! Sie sollen nicht —‘ Aber er hat nicht mehr ausreden können. Er ist schnell gestorben. Sein Grab hat Leutnant Merker genau eingezeichnet. Vorläufig sei es noch zu nahe an der Feuerlinie, als daß wir an eine Ueberführung denken könnten.

Ich selbst bin so niedergeschlagen. Viktor von Ronneberg ist vermißt. Und ich soll Maria und die armen Jungen aufrichten! Ich will es, und ich kann es nicht. Ach, wärest Du jetzt hier, lieber Hans! Und Du selber bist nur auf Gottes Schutz angewiesen. Nun ist unser alter Vater wieder unsre einzige Stütze. Und er freute sich stets auf den goldenen Abend seines Lebens! Maria wird Dir selber schreiben, sobald sie gefaßter ist. Was ich tun werde, weiß ich noch nicht. Am liebsten wäre ich draußen im Felde, die Rote-Kreuz-Binde um den Arm! Aber Vater will es nicht. Bei Maria ist jetzt Frau Dantz sehr oft, und die beiden Frauen, die sich doch bisher nie näherstanden, sind jetzt wie Schwestern, die ein gemeinsames Leid tragen. Das herbe Leid baut doch wohl noch festere Brücken zwischen zwei Menschen als das Glück. Schreibe bald eine Zeile an Vater, daß Du gesund bist. Er bangt sich um Dich! Vergiß auch Maria und die Jungen nicht! In Schmerz und Leid

Deine Schwester Lena.“

Tief erschüttert faltete Hans das Schreiben zusammen. So dicht beieinander wohnten Freud und Leid, Tod und Seligkeit. Tür an Tür. Die beiden Briefe, diese beiden Blätter waren wie Boten, von denen der eine die Fackel des Lebens schwingt und der andre sie auslöscht.

Heino, der ehrliche, treuherzige Heino, war nicht mehr! Nun lag er in fremder Erde, ein stiller, ein toter Mann!

Und doch mußte auch aus seinem Grabe noch der Segen sprießen! Sein Blut war nicht unnütz vergossen.

Eine Stimme störte den Trauernden leise.

„Sie haben schlimme Nachrichten, lieber Ebbinghaus?“ fragte Leutnant Helmut Schröter.

Hans nickte. „Mein Bruder, Landwehrhauptmann, ist gefallen. An der Aisne. Frau und drei Jungen.“

Nun schossen ihm doch die Tränen in die Augen, als er das Leid in die wenigen Worte faßte.

„Mein Beileid, Ebbinghaus! Aber denken Sie daran, daß jeder von uns sein Totenhemd trägt. Ich bin der vierte, der aus dem Vaterhause geht. Drei liegen schon draußen in fremder Erde!“

Drei Brüder in der kühlen Erde und der vierte auf dem Marsche dahin, wo der Tod mähte!

Wie hatte doch sein Bruder Heino den Krieg genannt? Den heiligen Krieg!

Wo solche Opfer ohne Klagen gebracht wurden — wahrlich, da war heiliges Land, heiliger Krieg!

* * *

Hans Ebbinghaus hatte ein andres Abteil aufgesucht, als der Zug weiterfuhr. Er wollte den Kameraden nicht zeigen, wie schwer ihn die Nachricht vom Heldentod seines Bruders getroffen hatte. Ein Vizewachtmeister und zwei Unteroffiziere saßen mit ihm zusammen. Er lehnte sich in eine Ecke und hing seinen schweren Gedanken nach. Nur hin und wieder fing er ein paar Worte der Unterhaltung auf.

„Sie machen auch ein Gesicht wie ein betrübter Lohgerber, lieber Reiser," tadelte der Vizewachtmeister den Kameraden der Landwehr. „Schlechte Nachrichten bekommen?"

„Na, ich danke! Meine Frau schreibt mir, daß wir unsre Hypothekenzinsen wahrscheinlich zum nächsten Termin nicht aufbringen können. Dann werden sie uns natürlich das Haus versteigern, und wir sind geschlagene Leute."

„Wenn Sie weiter keinen Kummer haben!"

„Ich dächte, das wäre gerade genug. Sie wissen, ich bin in meinem bürgerlichen Beruf Kaufmann und habe jahrelang das bißchen Geld zusammengespart, um das Grundstück zu kaufen; meine Frau hat ihre Mitgift hineingesteckt, und wenn wir wiederkommen, gehört kein Ziegel auf dem Dache mehr uns. Da soll einer wohl noch ein lustiges Gesicht machen."

Der Kamerad machte eine krause Stirn. „Angenehm ist das freilich nicht. Aber ich dächte, Sie hätten doch gute Mieter gehabt."

„Hatte ich auch. Sehen Sie, das erste Stockwerk bewohnt ein Sekretär, er ist kein reicher Mann, aber einer von den Leuten, die mit ihrem Gehalt stets auszukommen wissen. Seine Frau hat diesmal bei Ausbruch des Krieges die Miete sogar aus Gefälligkeit für ein halbes Jahr vorausbezahlt, denn der Sekretär hat ja während des Krieges ein höheres Einkommen. Sein Gehalt erhielt er wie alle Staatsbeamten für ein Vierteljahr voraus, und außerdem bekommt er seine Unteroffizierslöhnung. Die Frau Sekretär hat meiner Frau jetzt schon wiederholt aus der Not helfen können, da Feldpostbriefe mich nicht erreichten und meine Frau ganz ratlos dastand."

„Na, also! Warum stöhnen Sie denn?"

„Warten Sie nur ab! Ich hatte als weitere Mieter im Erdgeschoß einen selbständigen Friseur, der ein ganz gutes Ladengeschäft hatte, und in der Hofwohnung einen Tischler. Ich selbst bewohne das zweite Stockwerk, im dritten habe ich nun die Witwe eines Werkmeisters, der als Unteroffizier vor Lüttich gefallen ist. Die Frau kann selbstverständlich die Miete nicht mehr aufbringen. Sie bekommt freilich vom Staat und von der Stadt eine Unterstützung für sich und ihre Kinder, aber dafür soll sie nun Nahrung, Kleidung und Feurung aufbringen und dazu noch sechshundert Mark Miete jährlich. Das ist doch ganz ausgeschlossen. Der Werkmeister ist immer ein pünktlicher Zahler gewesen. Ich kann doch diese brave, ehrliche Frau jetzt nicht auf die Straße setzen lassen."

„Nein, das können Sie nicht, und das dürfen Sie auch nicht!"

„Der Friseur und der Tischler sind ebenfalls zur Fahne einberufen; die Gehilfen wurden entlassen und die Läden geschlossen. Die Geschäftsinhaber sind geschäftlich einstweilen ruiniert. Frau und Kinder leiden Not, da die Kriegsunterstützung zu gering ist. Lasse ich den Leuten kündigen, so schimpft alles über den rohen Hausbesitzer. Wenn mir aber die Hypothekenbank das Haus versteigern läßt, weil ich die Zinsen nicht mehr aufbringen kann, so kräht kein Hahn danach. Das sind eben Kriegsverluste, heißt es dann! Ich wollte lieber noch zweimal nach Belgien oder Rußland rücken, wenn ich nur diese verwünschte Sorge los wäre."

Hans Ebbinghaus hatte gegen seinen Willen die Klage des Unteroffiziers angehört.

„Das ist freilich ein schweres Marschgepäck, das Sie da mitschleppen müssen. Da wäre es vielleicht noch besser gewesen,

die Regierungen unsrer Bundesstaaten hätten sich zu einem allgemeinen Moratorium entschlossen."

„Das hätte uns auch nichts genützt, Herr Oberleutnant. Schulden sind keine Hasen, sie laufen nicht weg. Nach dem Kriege wären wir dann noch schlimmer daran, weil die Zinsen anwachsen und selbst kein Teilerlaß stattfinden soll. Aber ich frage mich, warum gerade die Banken und die Hypothekengläubiger ganz ungeschoren bleiben sollen, wenn alle andern Erwerbszweige unter dem Kriege leiden. Alle Werte fallen, nur die Hypotheken sollen ihren vollen Wert behalten, und die Inhaber solcher Papiere dürfen auch während des Krieges ihre vollen Zinsen beanspruchen. Das ist eine große Ungerechtigkeit. Ich meine, wenn alles leidet, müssen auch die Hypothekenzinsen um einen bestimmten Prozentsatz gekürzt werden. Sonst ist der Hausbesitzer der allein leidende Teil, und unser militärischer Sieg bedeutet dann für unser Wirtschaftsleben einen Sieg der Banken und Kapitalisten. Denn sie haben nichts verloren und gehen beim Friedensschluß mit ungeschwächten Kräften in das neue wirtschaftliche Leben hinein, während jeder andre die schweren Wunden des Krieges erst einmal heilen muß. Viele Tausende von Existenzen werden aus dem Kriege wirtschaftlich völlig ruiniert hervorgehen, während andre wieder den Wirkungen des Krieges entgehen, weil die Regierung aus Unkenntnis der wirtschaftlichen Lage ungerecht ist, ohne es sein zu wollen."

Hans Ebbinghaus nickte. „Unrecht haben Sie nicht. Aber da sind doch nicht nur die Hausbesitzer die Leidenden, da sind Tausende von Privatbeamten, die ihre Stellung durch die Einberufung zur Fahne verloren haben. Nehmen Sie einmal an, ich sei Prokurist einer Firma. Ich bin nämlich auch Kaufmann. Kommt der Angestellte eines Handelshauses

aus dem Feldzuge glücklich wieder, so ist sein bisheriger Platz vielleicht anderweitig besetzt, und er muß auf die Suche nach einer neuen Stellung gehen. Soll der Staat allen helfen, die ihre Stellung verloren haben, weil sie zur Fahne einberufen wurden?"

Da meldete sich der andre Unteroffizier. „Warum nicht, Herr Oberleutnant? Der Staat hilft doch allen seinen Beamten. Den Witwen und Waisen der gefallenen Beamten durch die Pension. Das Gehalt der Ueberlebenden läuft ruhig weiter, sie rücken nach dem Kriege auch alle in ihre alte Stellung wieder ein. Was ist nun ein Beamter? Doch nur ein Bürger, der für seine dem Staate geleisteten Dienste ein festes Gehalt bezieht. In dem Augenblicke, in dem ich als Privatmann zur Fahne einberufen werde, zwingt mich der Staat, meinen Erwerb aufzugeben und Gut und Leben in seinen Dienst zu stellen. Ich bin als Soldat im Felde genau so Staatsbeamter wie jeder andre. Hat der Staat da nicht die gleiche Pflicht gegen meine Hinterbliebenen, wenn ich falle, und gegen mich selbst, wenn ich durch den Krieg wirtschaftlich ruiniert werde?"

„Für die unversorgten Hinterbliebenen der Gefallenen sorgt der Staat doch durch Pensionszahlungen."

„Jawohl, Herr Oberleutnant. Aber diese Kriegspensionen werden doch nach der militärischen Rangstufe bemessen werden. Ich bin Unteroffizier im militärischen Verhältnis. In meinem bürgerlichen Beruf war ich kaufmännischer Direktor einer Fabrik. Ich habe für meine Wohnung jährlich 2400 Mark Miete zu zahlen. Mein Mietsvertrag ist aber durch den Krieg nicht aufgelöst, und von meinem Unteroffiziersgehalt kann ich doch die Miete nicht bezahlen und meine Familie ernähren. Ich muß also Schulden machen, und falle ich auf dem Schlachtfelde, so ist meine Frau mit ihren zwei Kindern übel daran, wenn sie

von der Pension leben soll, die die Witwe eines Unteroffiziers bekommt. Wenn es gerecht zugehen soll, so muß der Staat nach meiner Meinung die Pensionen für die Witwen und Waisen nach dem Kriege so bemessen, daß nicht der militärische Grad, sondern der bisherige bürgerliche Erwerb zur Grundlage der Festsetzung der Pension gemacht wird. Natürlich muß für die Witwen und Waisen der im Felde gefallenen ehemaligen Zivilpersonen eine Höchstpension als Grenze festgesetzt werden, wie dies ja auch bei den Staatsbeamten der Fall ist. Aber dafür wird der Reichstag schon sorgen, daß gerechte Gesetze geschaffen werden, die keinen Stand einseitig bevorzugen."

Hans Ebbinghaus sann nach. Dieser Unteroffizier der Landwehr war eigentlich ein ganz logischer Kopf. Von dieser Seite, wie sie eben geschildert war, hatte er die schweren Opfer des Krieges noch nicht angesehen. Wenn er auf dem Schlachtfelde fiel, so kam allerdings keiner in Not. Sein Vermögen war sicher angelegt; sein Vater hatte für alle Fälle das Testament in Händen. Heinos Söhne würden die Erben sein. Aber auch ohne dieses neue Erbteil konnte Maria Ebbinghaus mit ihren drei Jungen gut durchs Leben kommen. Heino selbst war ein guter Hausvater gewesen, die Witwenpension kam hinzu. Also konnten die drei Söhne genau so erzogen werden, als wenn Heino lebte. Aber die Tausende, deren Gatten und Väter keine Staatsbeamte waren, die nach dem Kriege, des Ernährers beraubt, eine Staatsunterstützung erhalten würden, die kaum zur Miete ausreichen konnte. Ja, nach dem Kriege, wenn das letzte Blut geflossen war, da würde sich erst die Not aufrichten wie ein hageres Gespenst, das in den Knochenhänden die unbarmherzige Geißel schwang!

„Es wird noch ein schweres Stück Arbeit kosten," sagte er zu den Kameraden des Abteils, „wenn wir nach dem Friedensschluß

mit den Feinden draußen auch zu einem gerechten Frieden im Innern unsres Vaterlandes kommen wollen. Aber wenn wir auch da alle einig sind, wie jetzt im Kriege, wird alles gut gehen. Man macht immer den Staat verantwortlich, aber der Staat sind doch wir selbst, und alle Staatsangehörigen, ob Fürst, ob Bürger oder Bauer, werden daran arbeiten, daß nach dem Kriege jeder zur Linderung der Not die Opfer bringt, die seiner finanziellen Lage und seiner Stellung entsprechen. Man muß nur den guten Willen haben!"

„Und auch den Mut haben, die Wahrheit zu sagen!" ergänzte Unteroffizier Reiser.

Die Antwort stimmte Hans Ebbinghaus fröhlich. „Sie haben recht. In der Politik ist es wie im Kriege. Wer zuerst schießt und um sich haut, behält recht. Und Sie, Herr Unteroffizier Reiser, denken Sie an mich, wenn Ihre Hypothek Ihnen Sorgen macht."

Er reichte dem Unteroffizier die Hand und schüttelte sie kräftig.

„Na, sehen Sie, lieber Reiser," klopfte der andre Schwarzkragen dem Kameraden auf die Schulter, „nun können Sie ja Ihr schweres Reisegepäck diesseits der Grenze lassen."

* * *

Nun hatten sich die Schwarzkragen doch vergeblich darauf gefreut, dabei zu sein und ihre Feldschlangen singen und brummen zu lassen, wenn es zum Sturm auf Antwerpen ging. Als der Zug über belgischen Boden rollte, als sie zerschossene und verlassene Dörfer passierten, donnerten die schweren Geschütze ihre letzte Mahnung gegen Antwerpen. Als unsre Krieger aus dem Osten die deutschen Kameraden auf dem Brüsseler Bahnhofe grüßten, flog die Nachricht durch den Draht heran: „Antwerpen ist gefallen!"

Von den Türmen der stolzen Feste flatterten die deutschen Farben. Ueber die Eilande und das rauschende Meer gen Westen wehten sie ihre Warnung hinüber nach dem Britenstrande: „Hüte dich, England!"

Der Krieg aber kroch wie ein ungeheurer Lindwurm weiter über die belgische Ebene. Nach Norden hin, über Hollands Grenze wimmelte die Schar der Flüchtigen. Mit schnell gerafften Bündeln stürzten die Geängsteten davon. Männer, Weiber und Kinder, schrecklicher gejagt von törichter Einbildung als von den deutschen Soldaten. Das Käppi und der Waffenrock flogen in den Graben und in den Winkel, Jacke und Bluse sollten den belgischen Soldaten verstecken. Westwärts der Meeresküste zu floh ein König ohne Land, der englischem Gaukelspiel mehr geglaubt hatte als eigner Vernunft und deutschem Wort. Und hinter ihm stieg der dicke, schwarze, wirbelnde Qualm aus den brennenden Erdöltanks, die ruchloses englisches Gesindel in Brand gesteckt hatte. Wo blieb der ruhmredige Engländer Churchill, der Antwerpen mit starkem englischen Heere bis auf den letzten Mann halten und die Deutschen in den Fluten der Schelde und Nethe ersäufen wollte? Lautlos drückte er sich, aber in das Gewässer des überschwemmten Festungslandes warfen deutsche Pioniere Zementsäcke und legten Balken und Bretter darüber, die weite Wasserfläche mit einem Damm schneidend, der über Nacht aus dem Wasser wuchs. Der letzte Engländer stürzte an Bord der bergenden Schiffe oder rannte in Todesangst auf holländischen Boden, als die ersten Deutschen in Antwerpens Tore einmarschierten. Nun flatterte die schwarzweißrote Fahne über Antwerpen!

Aber der Krieg kroch weiter über das Land. Westwärts. Auf der Heerstraße nach Gent wälzte er sich wie ein

Ungeheuer, schwer, plump, mit glühendem Atem alles versengend, Feuerstrahlen aus den Nüstern blasend, schnaubend nach rotem Blute, gierig nach dem Leben mutiger Männer. Mit ungefüger Tatze fegte er Städte und Dörfer weg, machte aus fruchtbaren Aeckern trostlose Wüste, riß mit täppischer Pranke die schützenden Dämme auf, daß das Meer hereinflutete und den Fleiß der Menschen, die wohlgeordneten Aecker, die Dämme der Kanäle, die saftigen Weiden und die fröhlichen flandrischen Dörfer in einen einzigen weiten See tauchte. Und in dem ungeheuren Wassertümpel spiegelte sich der graue Himmel mit segelnden trüben Wolken, die am fernen Sehkreise sich mit der graugrünen Flut des Meeres und seinem wogenden Nebel mischten.

Ueber das Meer her kommt das Verderben. Das schwere Schiffsgeschütz soll die Strandbatterien der Deutschen zum Schweigen bringen, ihre Kolonnen zerreißen. Aber aus den weißen Dünen zuckt und blitzt es, es klingt hell wie angeschlagenes Erz. Heulend sausen die schweren Geschosse der deutschen Batterien gegen die düstergrauen englischen Meerdrachen, sie schlagen ein in die Stahlwände, in das gepanzerte Deck, sie fegen Schlote und Masten weg, als führe eine Eisenhand über zerbrechliches Spielzeug. Durch die Wogen furcht ein Wal. Noch einmal hebt er den grauen Rücken, als wolle er Luft holen und sehen, dann sinkt er in die rollenden Wogen, von der Tiefe verschluckt. Aber er findet auch unter der graugrünen See seinen Weg. Wie an Steuerbordseite plötzlich die kochende Gischtsäule aufspringt! Ein dumpfer Knall kommt mit dem Küstenwind. Sieh, wie der gepanzerte Kreuzer sich schwerfällig auf die Seite legt! Tausend wilde Schreie gellen über die nebligen Wogen. Dann springen schwarze Punkte ins Wasser und treiben mit den Wellen. Nur fort vom

sinkenden Schiff! Nur nicht hineingerissen werden in den Strudel, wenn der Panzerkoloß in die Tiefe versackt!

Schwer neigt sich das todwunde Schiff nach Steuerbord. Schon lecken die gierigen Wogen über die Reling, in die Batterien und Türme hinein, laufen wie flinke Wölfe hinab in den Raum, löschen die flammenden Kesselfeuer, saugen sich in die schwarzen Kohlenbunker, kriechen bis in das verborgenste Versteck, heben den Kreuzer und rollen ihn weiter hinüber. Und nun rauscht es schwer auf. Der blanke Kiel ragt gegen den trüben Himmel, und dann öffnet sich der strudelnde Trichter, die Tiefe kreiselt mit dem sinkenden Schiff, noch einmal hebt es sich und taucht dann kieloben hinab. Und über ihm quirlt, gurgelt, schluckt und klatscht die See, satt vom unverhofften Raube. Mit Entsetzen sehen es die Blaujacken unter den beiden andern Kreuzerflaggen. Die Flagge Englands ist zur Tiefe gefahren! Die Boote werden zu Wasser gefiert, hastige Ruder tauchen in die schluckenden Wellen, Seemannsfäuste packen nasse Schwimmer. Treibende Kameraden werden aufgefischt. Aber ehe sie zurück sind, hebt sich der eigne Kreuzer jäh empor, wie ein Pferd in der stürmenden Reiterschlacht, dem plötzlich ein Granatsplitter in die Flanke gefahren ist. Das Entsetzen stößt gellende Schreie und wüste Flüche aus. Aber ehe sie verhallen, rauscht die gierige See hinein in den aufgerissenen Schiffsleib und zieht ihren Raub mit unerbittlichen Krallen hinab ins Grausen.

Der graue Wal aber taucht auf und zieht davon. Vom Signalmast flattert die deutsche Kriegsflagge; und hinter ihm drein donnern die deutschen Feldbatterien gegen Englands Söldner und schießen dem grauen Kameraden auf See ein hallendes Viktoria!

Aber der Krieg geht weiter.

Mit grimmer Wut sieht England, wie der deutsche Heerbann unaufhaltsam vordrängt, immer dem Strande zu, dem Kanal entgegen, wo die schmale Tiefe Festland und Inselreich scheidet. Schon zittern die Krämerseelen Londons, die mit steinernem Herzen diesen furchtbaren Krieg anzettelten, daß morgen das erste deutsche Luftschiff seine Brandbomben herabwerfen möchte in die City, die seit Jahrhunderten keinen Feind sah. Wie sie schanzen an den Häfen! Wie sie angstvoll von den erloschenen Leuchttürmen ausspähen nach den deutschen Fliegern! Und sie holen aus weiter Welt herbei, was für englischen Sold Blutdienste leisten muß.

Die Kanadier kommen. Die in den einsamen Forts am Winnipeg ihren Standort hatten, liegen in den Schützengräben Nordfrankreichs zusammen mit den Senegalnegern, die am Niger und Tschad unter der Trikolore auf afrikanischem Sande, in afrikanischer Glut gegen die Beduinen und gegen die Schwarzen des Sudans gefochten. Neben dem Kongoneger, der aus tiefstem Urwalde herbeigeschleppt wurde in den nebligen Norden, fröstelt der indische Sepoy, der in der glutheißen Ebene von Lahore die englische Zwingherrschaft schützen mußte. Nun soll der schlitzäugige Japaner ihn dort ablösen, während die indischen Regimenter den deutschen Maschinengewehren zum Futter vorgeworfen werden. Und Englands Männer, die so stolz auf ihren sportgestählten Körper sind, die im Wettlauf und Ballspiel, im Ruderwettkampf und Bergsteigen jede Mühsal auf sich nahmen, um des Sportruhmes willen, sie liegen in ihren Klubsesseln und lassen ihre bezahlten Söldnertruppen für Englands Ruhm bluten, lesen mit Wohlbehagen die großen Lügenblätter, fluchen auf die Deutschen und rauchen ihre kurze Shagpfeife vor der gemütlich spielenden Kaminflamme. Draußen aber auf der Gasse locken die Werber Kitcheners; was ein

Gewehr schleppen kann, wird für blankes Geld zum Kriege gegen Deutschland in den Khakirock gesteckt.

Aber der Krieg geht weiter. Am Yserkanal wogen die Schützenketten gegeneinander; aus den Gräben blitzt es, die Granaten der schweren Haubitzen bohren ihre braunen Trichter in Sand und Grund und grollen hinter den Dünen wie sprungbereite Tiger. Die Feldbatterien schlagen an, wachsam und drohend. Wie die Lichtrakete ihren bleichgelben Schein über die Erdwerke und die Schaufler, die fleißigen Spatenmänner im Nachtdunkel wirft! Hier glänzt ein blankes Spatenblatt, dort schimmert ein Bajonett im geisterhaften Schein. Und sofort setzen die Batterien ein und lassen ihren Granathagel ins Gelände fegen. Sobald die Wut der Kanonen schweigt, spaten die Feldgrauen weiter, türmen die Erdwerke, flechten den Drahtverhau. Die steigende Sonne sieht neue Gräben und Werke, hinter denen die Schützen liegen, als rückten zwei endlose Heere gegen eine unsichtbare Festung vor. Wie die Maulwürfe wühlen sie sich durch das Gelände.

Und Tag um Tag rasseln die Maschinengewehre, pfeifen die Geschosse der Kleinkaliber, heulen die Granaten und platzen die Schrapnells. Bis der Sturm ansetzt, bis sie herauswimmeln aus den Gräben, jäh und plötzlich, und hineinrennen in den Geschoßhagel, in die Hölle des Granatfeuers.

Aber hinter der ehrlichen Männerschlacht schleicht der feige Mord.

Siehst du die schwarzbärtigen Gurkhas zu Pferde? Den feldgrauen Turban haben sie um das Haupt geschlungen. Wie ihre dunklen Räuberaugen blitzen! Diese bengalischen Lanzenreiter auf ihren kleinen, struppigen Gäulen will England gegen unsre schlesischen Kürassiere und westfälischen Ulanen werfen? Diese braunen Kerle, die wie Affen auf ihren nur eselhohen

mageren Kleppern dahertraben, sind nicht für die männermordende Feldschlacht. Ihr krummer Säbel und ihr kurzer Schaft mit dem langen, scharfen Lanzenstahl sind nicht für Pallaschhiebe und fegende Attacken berechnet. Aber diese braunen Räuber traben die Straßen ab, dieser suchende Blick, in der unendlichen Ebene des Ganges geschult, jagt die lange Heerstraße hinab. Wo sie einen Posten erspähen, einen kleinen Trupp versprengter Soldaten, einen Transport, der die schweren Munitionswagen zur Feuerlinie führt, da schleichen sie sich an, wie der Tiger durch die Dschungel lautlos pirscht.

Wenn das Dunkel niederfällt, wenn in nebliger Nacht die Posten nicht weiter sehen, als der Gewehrlauf reicht, wenn im dämmerigen Zwielicht alles ineinander verschwimmt — dann ist es Zeit für den Gurkha! Das Messer zwischen den Zähnen, die krumme Klinge am Riemen, so kriecht und windet er sich durch die Ackerfurche und den Straßengraben, spähend, horchend, sichernd. Beim leisesten Geräusch klebt er sich platt auf die Scholle. Dann windet er sich lautlos weiter wie der Tiger, der an der Tränke den Büffel anspringen will, dessen Horn er in ehrlichem Kampfe fürchtet. Ein aufschnellender Sprung, ein kurzes verzweifeltes Ringen, und der nach rückwärts gerissene Mann röchelt unter dem Messer des Mörders. Der wittert den Blutgeruch mit tierischer Gier und schleicht zurück. Aber wo sie ihn finden, die Deutschen, da schmettern sie ihm den Kolben aufs Mörderhaupt. Er weiß es, und er trabt eilig davon auf seinem kümmerlichen Klepper.

Der indische Bandit und der französische Neger, der viehische Turko und der bestialische Kongomann — das sind die Kriegskameraden der Franzosen und Engländer! Und das scheinheilige England würde selbst die Teufel der Hölle in Uniformen stecken, wenn sie nur kommen möchten, um gegen die

Deutschen zu kämpfen, denn es geht um den Strand am Kanal! Wenn die Deutschen erst in Calais stehen, so schlägt Englands Stunde! Und darum fechten sie weiter, mit verbissener Wut, ob auch Tausende verbluten! Den letzten Mann setzen sie ein. Der Deutsche darf nicht an die Meerenge! Hat er erst den einen Fuß dort, setzt er leicht den andern hinüber auf die schimmernden Kreidefelsen an Englands Küste. Siehst du die Taube dort, wie sie mit surrendem Motor wie ein Sturmvogel hinüberstreicht über das blinkende Meer, gerade auf Dover zu? Und nun wirft sie ihre Geschosse ab. Unten auf den langen Hafendämmen rennendes Gewimmel, Knall und Rauch, zerschmetterte Dächer und zerrissene Mauern. Das ist der erste feindliche Gruß, der seit Jahrhunderten dem sicheren Inselvolke in die Ohren kracht.

Die letzte Schwadron und das letzte Bataillon hinein ins Höllenfeuer, wenn die Deutschen nach Calais und Boulogne wollen! Mag Belgien eine rauchende Einöde mit verkohlten Trümmern werden — einerlei! Mag Frankreich zwei Ernten einbüßen und seine Rebengärten mit dem Blute seiner Männer düngen — einerlei! Englands Küste ist in Gefahr! Mag die ganze Welt verbluten, mag der Kanal rot sein vom Blut — einerlei! Reißt die Dämme auf, laßt Schlamm und Morast, Sand und Schlick über die sorgsam gehüteten Aecker sumpfend hingehen — einerlei! Mögen die Bauern ein Jahrzehnt lang ihre verschlammten Aecker und verwüsteten Wasserläufe neu richten — einerlei! Old England ist in Gefahr! Was kümmert die Leute an der Themse Hunger und schwere Not drüben auf dem Festlande! Sie haben ihren Schinken mit Ei auf dem Frühstückstisch und ihr Ochsenfleisch auf dem Roste, mögen die da drüben zusehen, wie sie satt werden.

England ist in Gefahr!

Wie das stolze Regiment Royal Dragoons im Schutz der Dünen hält! Die stattlichen Reiter, ausgesuchte Leute, die sonst in rotem Paraderock und weißen Stulphandschuhen des Königs Majestät geleiten, wenn er zur Thronrede nach Westminster House im Prunkwagen fährt, stehen in gelbbrauner Felduniform abgesessen neben den hohen Gäulen. Sie sind gut gefüttert, diese irischen Pferde. Man sieht ihnen den Hafer und das gute Heu englischer Wiesen an. Die grauen Mäntel der Reiter sind warm und wollig, ihre Rationen reichlich, der Sold gut. Gegen sein vornehmstes Regiment ist England nicht knickrig. Aber es schont selbst diese feudalen Reiter nicht, wenn die deutsche Woge über das flache Land heranbrandet.

„Aufgesessen!“ schmettert das Signal. Eins — zwei — das nagelneue Riemenzeug jankt, und die Sättel knirschen, wie die braunen Schuhe unter den Ledergamaschen die Bügel straffen und die langen Sporen prüfend an die Weichen der blanken Pferde gehen. Der Lanzenschaft liegt in der gekrampften Faust. Major Scott mustert mit scharfen Habichtsaugen seine Schwadronen. Die Rechte hebt die blitzende Klinge. Ein Sonnenstrahl stiehlt sich durchs Gewölk. Ein Wink — dann brechen die ersten Rotten rechts ab, die Marschkolonne trabt über den Dünensand der festen Straße zu. Von fern kommt Salvenfeuer der Batterien. Wie Notruf.

„Wir wollen diesen verdammten Deutschen eins über das Maul fegen,“ verspricht Tom Hopkins, den es schon lange verdrossen hat, daß er nicht mehr am Samstagabend vom Lager in Aldershot nach London hinüberspritzen kann, wo es sich so fein über Leicester Square bummelt, das Bambusstöckchen in der Rechten, von Bar zu Bar, ein frisches Mädel am Arm, bis der letzte Schilling verjubelt ist.

„Ich spieße sie wie die Kröten! Aber diese Kerle sollen ja laufen wie die Hasen, sobald sie einen englischen Gaul sehen, schreiben unsre Zeitungen,“ gibt Ben Hawkes prahlend zurück.

Eine Stunde darauf weiß Ben Hawkes, daß die Deutschen nicht wie die Hasen laufen, denn er liegt mit zerschossener Schulter und einem Bajonettstich im Rücken ganz still in einer Kartoffelfurche, und sein Freund Tom Hopkins marschiert mit hundert andern ohne Säbel und Lanze als Gefangener auf der schlammigen Straße durch den trüben Tag, und rechts und links starren die aufgepflanzten Bajonette preußischer Jäger. Und Tom Hopkins läßt den Kopf hängen. Wenn er Straßendämme bauen wollte und Steine schleppen, hätte er das in der Heimat auch tun können. Darum war er ja unter das Soldatenvolk gelaufen, weil ihm die Arbeit nicht schmeckte, als er noch Knecht in Yorkshire war. Nun sollte er in diesem verwünschten Deutschland scharwerken!

Und er marschierte trübselig in der Kolonne weiter. Welcher Teufel konnte auch voraussehen, daß hinter den Dünen diese verfluchten deutschen Maschinengewehre wie lauernde Füchse lagen, und daß die deutschen Jäger aus den Gräben sprangen wie ein Wiesel, das ein feistes Feldhuhn erwischt!

Da vorn marschierte auch Major Scott und machte ein Gesicht wie ein Grasteufel. Dem würde es auch nicht schmecken, in den deutschen Gefangenenbaracken zu liegen, bis England endlich fertig war mit diesen verdammten Deutschen und seine Royal Dragoons aus der Gefangenschaft herausholte.

* * *

Hans Ebbinghaus hatte dort mit seiner Batterie gestanden, wo der Kampf am heißesten gewogt hatte. Englische Dragoner und französische Husaren stürmten in plötzlichem Flankenangriff gegen die preußische Feldbatterie. Wie Wirbelwind fegten sie

übers Gelände, und aus den Schützengräben geradeaus kam wütendes Salvenfeuer.

Aber die Kanoniere standen ruhig im donnernden Gewirr und wüsten Toben des Gefechts. Wie auf dem Schießplatz schleppten sie die Granaten heran. Genau nach der Vorschrift wurde geladen und gerichtet.

„Schuß!"

Heulend sauste die Granate ab, der Pulverschwaden lag wie ein Wölkchen für Sekunden vor der Mündung, strich dann langsam zurück, zog den Kanonieren um die heißen Wangen und verrann in der frisch gegrabenen Deckung. Die neue Granate ins Rohr, der Verschluß vor.

„Geschütz fertig! — Schuß!"

So fegte der Hagel der Batterien gegen den Feind. Aber die Antwort kam, krachend, splitternd, heulend, stach wie giftige Wespen und riß wie grobe Tigerklauen ins Fleisch.

Tek! Hans Ebbinghaus taumelte zurück und faßte nach der Brust. Das warf ihn fast um. Und er war doch heil, er bemerkte kein Blut!

Eine Kugel hatte den Brustbeutel getroffen, eine Silbermünze glatt durchschlagen und das Amulett Elinors verbogen.

„Elinor!" Er rief es ganz laut. Da kam ein neues Kommando. Die Batterie heraus aus der Deckung! Eine Schwenkung nach rechts, und nun hinein, was die Rohre hergeben, in die anstürmende englische Kavallerie. Wie sie stürzen, wie die Bügel leer werden, wie es sich wüst und blutig am Boden windet und zuckt, wie die führerlosen Pferde davonstürmen! Aber neue Schwadronen fegen heran.

„Los, Kerls! Fixer! Oder wir haben die Engländer in fünf Minuten zwischen den Protzen und Rohren!"

Engländer?! Hei, wie die Augen in den rauchgeschwärzten Gesichtern plötzlich aufblitzen! Wie hastig die Granaten hineingeführt werden, wie der Verschluß klappt, eins, zwei — „Schuß!" Und wieder — „Schuß!" Und immer hastiger und eiliger. Und da funkt es plötzlich von der linken Flanke her! Wie es rattert und klopft, wie ein teuflisches Hammerwerk! Deutsche Maschinengewehre! Ein Jägerbataillon! Wie die Salven des Schnellfeuers nun in die Reiterschwärme schlagen, wie Hagel, wie prasselnde Schloßen! Vor der Batterie bricht der Reitersturm zusammen. Dicht vor den Rohren werfen sie Lanze und Säbel weg und recken die Hände hoch.

„Donner und Hagel! Das war ein Stück Arbeit, Jungens!" lobt der Batteriechef.

Dann treten, von den Jägern zusammengetrieben, die Gefangenen an und werden zur Kolonne formiert.

Da hört Hans Ebbinghaus plötzlich seinen Namen. „Mister Ebbinghaus!"

Der Oberleutnant Ebbinghaus tritt an die Front der Gefangenen heran. Der Offizier dort mit dem kurz gehaltenen Schnurrbart, dem die Tränen der Wut und der Scham über die Wangen perlen, hebt die Hand zum Gruße. Wahrhaftig, Major Scott von den Royal Dragoons! Seit dem letzten Abend im Landhaus Sir Rogers, in „Violet Cottage", hat er ihn nicht gesehen. Und nun steht er hier unter den Leuten, die ihre Waffe abliefern mußten!

Der englische Offizier wird nicht mehr vom deutschen Kameraden gegrüßt. Wer mit der weißen Flagge des Unterhändlers Verrat getrieben hat, ist des ehrlichen Soldatengrußes nicht mehr würdig! Aber Hans Ebbinghaus tritt an seinen Kommandeur heran und redet leise einige Worte. Der Kommandeur nickt zustimmend.

„Es sind ja nicht alle Engländer Schufte, lieber Ebbinghaus! Sagen Sie dem armen Kerl ein gutes Wort!“

Da geht der preußische Artillerieoffizier an den englischen Kavalleriemajor heran und sagt auf deutsch: „Tut mir leid, Major Scott, daß ich Sie hier wiedersehen muß.“

Der Engländer versteht kein Wort deutsch. Man hatte es in England bisher nicht nötig gehabt, eine fremde Sprache zu lernen! So hebt er die Augen im schamroten Gesicht und fragt in englischer Sprache: „Wohin werden Ihre Leute mich bringen?“

„Ich weiß es nicht, Major,“ kommt es zurück, diesmal englisch. Denn plötzlich ist in Hans Ebbinghaus ein heißer Wunsch aufgestiegen. Dieser Major Scott hat ja Elinor noch einmal gesehen, ehe er über den Kanal kam.

„Wann sahen Sie Miß Elinor Dowdal zuletzt?“ fragt er und wird dabei verlegener, als er dachte.

„Vorgestern,“ erwidert der Major.

„Was? Vorgestern? Wo denn?“ Er stößt die Fragen schnell heraus.

„In Ostende. Im Lazarett hilft sie, und sie hat mir aufgetragen, Ihnen ihren Gruß zu bringen, wenn ich Ihnen irgendwo begegnen sollte. Ich wollte mich dieses Auftrages entledigen.“

Der Engländer hob die Hand zum Gruß. Aber Hans faßte seine Rechte und drückte sie warm.

„Meinen Dank, Major Scott! Und lassen Sie mich wiederholen, was ich Ihnen zuletzt in ‚Violet Cottage‘ sagte: Ehrliche Männer dürfen einander überall begegnen! — Und Sie sind ein ehrlicher Soldat, auch wenn — wenn das Glück gegen Sie entschieden hat.“

„Ich danke Ihnen, Mister Ebbinghaus. Das Wort will ich Ihnen nie vergessen. Leben Sie wohl!“

Noch ein Händedruck. Da kam das Kommando zum Abmarsch. Keinen Blick sandte der Major zurück. Mit zusammengebissenen Zähnen ging er an der Spitze der Gefangenen. Und hinter ihm lag das stolze Regiment Royal Dragoons vernichtet — zusammengeschossen! Ein Blutopfer mehr für den Götzen Alt-England!

* * *

Mit klingendem Spiel ziehen deutsche Truppen in Ostende ein. Ueber die Straßen reiten Schwadronen in Tschako und Helm, über den Asphalt des Dammes, wo sonst die Strandschuhe eleganter Damen unter dem Saume des Pariser Modellkleides hervorlugten, schurren grobe Nägel an deutschen Landwehrsohlen. Auf dem Markt heben die Rohre einer deutschen Feldbatterie ihre drohenden Mäuler, in den Dünen aber gräbt sich die schwere Bombe ein, John Englishman geziemend zu begrüßen, wenn er seine Monitoren wieder gegen Ostende donnern lassen will.

Sie haben der schönen Stadt schlechten Dank gewußt, die Herren Franzosen und Engländer! Noch vor wenigen Tagen kamen sie gern des Abends aus dem Feldlager, wenn es Urlaub gab. Da saßen die geschniegelten Herren neben den eleganten Damen, die auch im Kriege hier Augen und Brillanten sprühen ließen. Mon Dieu! Man konnte doch etwas erzählen, wenn man in Ostende im Hotel Majestic gespeist und geflirtet hatte, während zwei Stunden weiter ins Land hinein der Donner der Geschütze zu hören war! Das war eine Sensation! Und neben den französischen Kameraden, die zu General Pau kamen, der sein Hauptquartier im Hotel hatte, erschienen die englischen Offiziere im tadellosen Frack. Die Uniform war für

das Abendessen nicht fein genug. Die trug man nur notgedrungen im Lager und in der Schlacht, aber nicht neben schönen Frauen, deren Funkelaugen verheißend über den Rand des Sektkelches blitzten!

In den eleganten, strahlend hellen Sälen der Hotels, im Kasino, auf der Promenade hatten sie gebechert, gelacht, geflirtet und getan, als gebe es draußen keine Schützengräben mit durchfrorenen und nassen Leuten, keine blutüberströmten Verstümmelten, kein Röcheln und Sterben. Bis die ersten deutschen Granaten hereinfegten und der Schwarm zerstob wie eine Spatzenschar, in die der Sperber stößt.

Indes — sie hatten noch Zeit gefunden, ihre Spuren zu hinterlassen. Keine Fensterscheibe im glänzenden Kasino war heil, als sie abzogen. Bretter mußten vor die leeren Rahmen genagelt werden. Wie der gemeinste Pöbel hausten die französischen und englischen Quartiergäste, verunreinigten die Brunnen, den Strand, die Anlagen, demolierten die Kurbauten, den Bahnhof, die Hafengebäude und hätten wohl auch die ganze Stadt in Brand gelegt, wenn ihnen noch Zeit dazu geblieben wäre. Das war der französisch-englische Dank an die belgischen Gastfreunde!

Der rote Läufer unter dem Glasvordach des Hotels Continental war verschwunden, und statt des dienernden Portiers empfing ein bärtiger Posten die Gäste. Nie war das große Gasthaus so gestopft voll gewesen. Selbst in der goldensten Saison nicht. Aber die deutschen Gäste kamen in mitgenommenen Felduniformen, denen man den Schützengraben ansah, in Feldbärten, die sich nicht um den Barbier kümmerten, und sie hatten es immer eilig. Nur nach der Mahlzeit saßen die Feldgrauen eine halbe Stunde in der großen Halle, tranken eine Tasse Kaffee und leisteten sich eine Zigarre,

und weiter kamen und gingen die Ordonnanzen, die Radfahrer und Chauffeure, die Meldereiter und was zu dem großen Nachrichtenapparat des Stabes gehörte, der die ganze Flucht der Zimmer im ersten Stock belegt hatte. Und der Direktor des Hotels sah dem kriegerischen Treiben mit sehr gemischten Gefühlen zu. Aber er lächelte stets höflich. Zum Teufel auch! Sollte einer nicht höflich sein, wenn auf dem Damm die Maschinengewehre standen und vor der Haustür das aufgepflanzte Bajonett hin und her pendelte!

Nur einmal war ein fast abergläubisches Staunen über das glatt rasierte Gesicht des Hoteldirektors gefahren.

„Unmöglich — unglaublich!“ murmelte er in der ersten Ueberraschung leise vor sich hin. Aber es war trotzdem Wahrheit, daß der Generalbevollmächtigte Ebbinghaus aus London vor ihn trat als feldgrauer preußischer Artillerieoberleutnant, mit einem blonden Vollbart, der nach der Schere schrie. Er forderte sehr sachlich eine Unterkunft.

„Der Herr bekommt wie immer Nummer Sieben, Jean!“ wollte der Direktor gerade anordnen. Aber zu seinem Leidwesen mußte er sich besinnen, daß auf Nummer Sieben jetzt das Bureau des Brigadekommandos untergebracht war.

„Ich bleibe aber hier,“ erklärte Oberleutnant Ebbinghaus, „und wenn ich auf dem Billard schlafen soll.“

Der Direktor sann nach. Die Zimmer waren alle besetzt. Aber wenn man ein Notlager in der Portierloge aufschlug, war das Exempel gelöst.

„Selbstverständlich!“ sagte Hans Ebbinghaus. „Die Aussicht ist geradezu blendend! Also los! Und nun etwas zu essen! Aber etwas Solides! Ein Beefsteak, groß wie eine Bratpfanne und dick wie ein Konversationslexikon! Einen Hügel Kartoffeln dazu, Herr Direktor! Oder falls sämtliche Ochsen innerhalb der

Bannmeile auf und davon sind — ich meine natürlich die gehörnten —, so bin ich auch mit einem Fisch zufrieden. Aber er muß groß sein wie jener, der den alten Herrn Jonas verschluckte. Also bitte, Herr Direktor!"

Der Direktor lächelte verbindlich. Natürlich! Man werde tun, was möglich sei.

„Es wird auch sicher möglich sein, mir heißes Wasser oder gar ein Bad zu besorgen. Das würde noch über das Beefsteak gehen!"

Das war in der Tat möglich, und Hans Ebbinghaus gab dem Hausdiener, der ihn ins Badezimmer geleitete, in der Freude seines Herzens einen harten Taler! Alle Wetter! Wer hätte vor zehn Wochen in London gedacht, daß ein einfaches Wasserbad so ein seltener Artikel werden könne!

Nun noch reine Wäsche, und strahlend stieg er wieder zur Halle hinab, in der sich die Kameraden drängten.

Sogar Bier gab es dort!

„Hallo, Mann," rief er einer Ordonnanz nach, „mir auch ein Glas!" Mit einer wahren Andacht trank Hans, als müsse er eine Feuersbrunst in sich löschen.

„Wie der Regen, der auf das verdorrte Land geht und es grünen und blühen läßt, Ebbinghaus, was?" meldete sich Leutnant Helmut Schröter. „Das zischt förmlich, wie?"

Da kam der Hoteldirektor und sagte mit diskret gedämpfter Stimme: „Eine Dame wünscht den Herrn Generaldirektor zu sprechen."

Jähe, unverhoffte, große Freude durchzuckte Hans Ebbinghaus. „Eine Dame?" fragte er hastig.

„Eine englische Dame. Sie wartet in meinem Kontor."

Leutnant Helmut Schröter staunte dem Kameraden nach. Der stürmte dahin, als sei er plötzlich zu Majestät befohlen.

Nicht einmal eine Erklärung an den Kameraden hatte Ebbinghaus gehabt. Dahinter steckte etwas Besonderes. Na, hoffentlich etwas Gutes.

Und Leutnant Schröter bestellte zum Troste und zur Erquickung ein zweites Glas Bier.

Da nahte der Hoteldirektor zum anderenmal und zog bedauernd die Schultern hoch. Das Bier war alle. Radikal ausgetrunken! Nicht ein Tropfen mehr da! „Par ma foi, monsieur!“ Aber Champagner war noch vorhanden.

„Die Pulle zu dreißig Frank wahrscheinlich, wie?“

„Zu fünfunddreißig, Herr Leutnant! Es ist Kriegszeit.“

Da verließ Helmut Schröter den „ungastlichen Ausschank“. Draußen würden seine Kanoniere sicher mehr Glück gehabt haben. Die würde er fragen. —

Auf der Schwelle des Kontors stutzte Hans Ebbinghaus dann doch eine Sekunde. War das wirklich Elinor? Eine Gestalt im feldgrauen Mantel, die Rote-Kreuz-Binde um den linken Arm, Gamaschen über den Schuhen und die Browningpistole am Gurt, stand vor ihm.

Aber im nächsten Augenblick hörte er ihre liebe Stimme: „Hans! Mein Hans!“

Und er umfing sie selig und küßte sie auf den frischen, roten Mund.

„Elinor! Meine Elinor! Ist es denn möglich? Sprich zu mir, daß ich nicht glaube, es sei nur ein Traum!“

Zwischen jedem Wort küßte er sie innig und hielt sie dann lange an seinem Herzen. Und sie ließ es selig geschehen.

Dann fragte sie leise: „Und der Talisman, Hans? Hast du ihn stets getragen?“

„Immer! Und er hat mich geschützt, meine kleine, abergläubische Elinor!“

„Gott sei gelobt!"

„Ja, Elinor. Er sei gelobt. Dafür, daß er dich hergeführt hat. Daß er mir diese Stunde beschert hat. Gott sei gelobt! Aber nun rede, erzähle! Mir schwirrt der Kopf. Ich kann es noch gar nicht fassen, daß du bei mir bist. Wie kommst du hierher?"

Er geleitete sie zu dem Lehnstuhl, der neben dem Schreibtisch stand, und drückte sie sanft hinein. Er selbst setzte sich dicht neben sie und sah ihr in die schönen Blauaugen, während sie redete. Aber ihr Bericht ward sehr oft unterbrochen. Dann lächelte sie und meinte: „Eigentlich ein nicht alltäglicher Anblick, Hans. Eine englische Rote-Kreuz-Dame und ein preußischer — ja, was bist du nun eigentlich? Leutnant, Captain, Major? — Oberleutnant! Also eine Dame mit der Kreuzbinde und ein Oberleutnant in einem Hotelkontor, die sich küssen!"

Und sogleich küßte sie ihn aufs neue.

„Meine Briefe hast du wohl bekommen, Hans?"

„Tausend Dank, ja."

„Dann weißt du ja, wie ich von ‚Violet Cottage' fortgekommen bin. Ich habe viel gesehen, Hans, auch viel Schreckliches."

Sie schwieg, als müsse sie die schrecklichen Bilder erst bannen.

„Der Krieg ist ein Greuel, Hans! Eine schwere Sünde. Glaube es! Ich weiß es nun."

Und plötzlich zitterte das willensstarke Mädchen wie Espenlaub, ihre Stimme bebte, das Schluchzen stieg ihr in die Kehle, und endlich weinte sie laut auf und barg sich in Hans' Arm.

„Meine arme Elinor! Mein armes, liebes Mädchen!"

Er streichelte sie, wie man ein Kind tröstet. Was mußte dieses stolze Weib gesehen haben, welche blutigen Schrecken, daß sie so fassungslos ihr erschrockenes Herz ausklagen ließ!

„Verzeihe, Hans! Aber ich mußte mich einmal ausweinen, ich konnte nicht anders."

Er küßte ihr statt aller Antwort die letzte Träne von den Wimpern.

„Meine Elinor! Mein stolzes Mädchen mit dem guten Herzen!"

„Ach, Hans, das Herz ist mir zerrissen, wie ich allen Jammer gesehen habe! Dieser Krieg! Dieser entsetzliche Krieg! Und immer, wenn ich einen Blutenden, einen Jammernden erblickte, zitterte ich, daß du es sein könntest. Gottlob, daß ich dich wieder habe! Nun bleibst du bei mir, ja?"

„Still, Elinor! Wozu verlangen, was unmöglich ist! Freuen wir uns der Stunde, die uns Gott beschert hat! Und er wird uns wieder vereinen, wenn der Krieg zu Ende ist. Aber nun erzähle!"

Dieses eigenwillige große Kind mußte er auf andre Gedanken bringen. Elinor preßte einen Augenblick die Lippen, wie sie es stets tat, wenn ihr ein Wunsch nicht sogleich erfüllt wurde. Dann aber blitzte plötzlich eine helle Freude über ihr Gesicht, und hastig sagte sie: „Rate, Hans, wen ich gepflegt habe?"

„Das wird nicht leicht sein, mein Kind."

„Doch! Ein preußischer Husarenoffizier war es und er kennt dich gut."

„Doch nicht Viktor von Ronneberg?"

„Ob er Viktor heißt, weiß ich nicht genau. Aber Ronneberg, Baron Ronneberg war sein Name. Ich habe ihn im Lazarett drei Wochen unter meinen Verwundeten gehabt. Dann

ist er mit den Gefangenen weiter ins Innere Frankreichs befördert worden. Und ich habe ihm versprochen, daß ich einer Dame davon Mitteilung machen will, sobald ich Gelegenheit dazu habe. Die Adresse habe ich mir aufgeschrieben."

„Ich kann sie mir denken."

„Wirklich, dann ist alles gut, Hans! Ich wußte nicht, ob ich ein Vertrauen, das der Baron mir entgegenbrachte, sogleich auf dich übertragen durfte. An deine Schwester ist der Brief, den ich bereits fertig geschrieben habe. Und wärest du nicht gekommen, so hätte ich euren obersten General hier persönlich gebeten, den Brief mit eurer Feldpost zu befördern. Denn es hängt viel davon ab. Ein Menschenglück!"

„Ja, Elinor, ein Menschenglück! — Aber eine Frage zuvor! Wie hast du mich denn entdeckt hier? Ich habe noch gar nicht danach gefragt."

„Sehr einfach, Hans. Unser fliegendes Lazarett konnte nicht so eilig von hier weggebracht werden, als die Franzosen und Belgier Ostende räumten. Ich bin natürlich bei meinen Verwundeten geblieben. Die Deutschen respektieren ja das Rote Kreuz immer."

„Es ist mir wertvoll, daß du das feststellst."

„Ja, ich muß das. Die Franzosen tun es nicht immer, und — ich schäme mich sehr, es sagen zu müssen — unsre englischen Soldaten noch weniger. Aber davon erzähle ich dir später. Also ich bin ruhig hiergeblieben, habe mich beim ersten Stabsarzt von euch, der zu unserm Lazarett kam, nach dir erkundigt, habe ihm gesagt, du seist mein Bräutigam, und ich würde vor Leid sterben, wenn du etwa hier durchkämest, ohne mich zu sehen. So habe ich es immer gemacht, wenn wir auf deutsche Truppen stießen. Den Fall werden wir sogleich in Behandlung nehmen, mein Fräulein, sagte der Stabsarzt.

Er sprach ein leidliches Englisch. Er ist zum Ortskommandanten gegangen, hat überall gefragt, und heute morgen schickte er mir einen Radfahrer. Ich habe dem Stabsarzt noch nicht einmal danken können. So bin ich hergestürzt. Aber nun höre weiter! Denn der Brief muß abgeschickt werden. Lena — ich darf sie doch nun so nennen —"

„Sie wird dich küssen für jedes Mal, meine Elinor!"

„Ja, Lena wird warten. Und ich weiß es ja, wie es tut, wenn man auf den Mann wartet, den man liebt!"

Und sie sah ihn mit glücklichen Augen an. —

Elinor hatte viel zu berichten.

„Wenn man mit einer Herzogin von Sutherland reist," begann sie, „wird sogar in Kriegszeiten allerlei Rücksicht auf einen genommen."

„Die Ehrfurcht vor hohen Namen wird sonst nur uns Deutschen nachgesagt."

„Jedenfalls waren die Offiziere unsrer Armee sehr entgegenkommend. Major Scott sah ich übrigens auch hier in der Stadt."

„Er ist als Gefangener auf dem Wege nach Deutschland."

„Major Scott?! Unmöglich, Hans! Die Royal Dragoons sind ein tapferes Regiment."

„Einer kann nur siegen, Elinor. Und dieser eine sind wir."

„Bist du dessen so sicher?"

„Ich glaube an den Sieg der gerechten Sache. In allen Dingen. In diesem uns aufgezwungenen Kriege aber erst recht."

Elinor schwieg eine Weile. Dann nickte sie vor sich hin, als komme sie zu Ende mit einer Erwägung.

„Du bist Deutscher, Hans. Ihr Deutsche glaubt, daß ihr die Welt überwinden könnt, wenn ihr wollt. Aber auch unsre Truppen schlagen sich gut. Ihr werdet es nicht leicht

haben. Aber du magst in einem Stücke recht haben. Die gerechte Sache wird siegen."

„Und das ist die deutsche. Glaube mir, Elinor!"

„Gott sei es geklagt, daß du recht hast! Ich habe unsre Offiziere reden hören. Auf dem Schiff und im Lager. Da war ein Marineoffizier, der auf den ersten Seelord, den Prinzen Battenberg, schimpfte. Warum man nicht längst über die deutsche Flotte hergefallen sei? Wie die Japaner seinerzeit vor Port Arthur das Russengeschwader, so hätten Englands Schiffe einfach Kiel und Wilhelmshaven überrumpeln und des Deutschen Kaisers Kriegskähne — so sagte er wörtlich — mitten im Frieden in tausend Stücke sprengen sollen! Und als ich von Völkerrecht und Treue sprach, lachte er und meinte: ‚Pah! Das Völkerrecht ist ein guter Bissen Fleisch, den man einem bissigen Köter in den Weg wirft, wenn er nach einem schnappt. Und ist man glücklich über den Zaun, schießt man ihn bei erster Gelegenheit nieder.' Ich habe den Marineoffizier stehen lassen und mich geschämt, aus dem Munde eines Engländers so etwas zu hören. Aber sie sprechen alle so! Ich fürchte, Archibald Luce hat recht. Dieser ganze Krieg ist nur angezettelt, um einen unbequemen Mitbewerber in der Welt totzuschlagen, weil man ihn auf ehrliche Weise nicht bezwingen kann. Auch auf die Holländer sind unsre Herren nicht gut zu sprechen. ‚Na, einmal locken wir diese Amsterdamer Füchse doch aus dem Bau,' sagte ein Marineoffizier lachend. ‚Wir werden sie so lange zwiebeln mit diplomatischen Noten und ihre Frachtschiffe so lange schikanieren, bis ihnen die Galle überläuft. Dann aber müssen sie Farbe bekennen! Treten die Holländer für Deutschland ein, so nehmen wir ihnen ihre indischen Kolonien. Java, Sumatra, Borneo, Celebes und die Molukken sind recht gute Bissen. Viermal so groß als das ganze Deutsche Reich.

Höchstens Japan geben wir ein Stück ab.' So ging das auf der ganzen Fahrt. Immer war der Krieg ein Geschäft oder eine Brutalität. Die Deutschen müsse man totschlagen wie eine Ratte! fluchte ein Oberst. Ich habe nicht mehr zuhören mögen, aber ich mußte an Archibald Luce denken."

Hans Ebbinghaus verlor kein Wort des geliebten Mädchens. Was mußte in Elinors Seele vorgegangen sein, wenn sie, die Rasseengländerin, so von ihren Offizieren sprach! Aber heimlich frohlockte er, daß sie mit ihrem ehrlichen, stolzen Sinn, den sie vom Vater geerbt, die Krämerseelen und Rohlinge im Khakirock richtig beurteilen gelernt hatte. Das Abenteuer ihrer Rote-Kreuz-Fahrt war zur Wende in ihrem Denken, in ihrem Leben geworden. Noch sträubte sie sich freilich, in den Deutschen die Vertreter der Wahrheit und des Rechtes zu erkennen. Mehr als die bedrohten Blutsgenossen des Geliebten waren sie dieser stolzen Britin noch nicht, die von den Tagen ersten Denkens an gelernt hatte, die englische Nation als das auserwählte Volk Gottes und die ganze Erde als sein Erbe zu betrachten, von dem andre Völker höchst überflüssigerweise noch bedeutende Stücke besaßen.

Aber Elinor war auf dem Wege zur Wahrheit und Klarheit. Nur nicht drängen! warnte Hans eine innere Stimme. So saß er schweigend, hielt Elinors Hand und ließ sie weiter reden.

„Ich habe auch die Lüge kennen gelernt, Hans. Das giftigste Gewürm, das über die Erde kriecht und den Wehrlosen in die Ferse sticht. Warum soll ich es leugnen, daß ich empört war, wenn ich in den Londoner Blättern von Schandtaten deutscher Soldaten gegen wehrlose Frauen und Kinder las? Ich habe die Hände geballt vor Empörung. Und als ich auf Belgiens Boden trat, mußte ich erkennen, daß in unsern Zeitungen mit Bewußtsein gelogen wird. Gerade die deutschen

Soldaten haben unsre Samariterarbeit geachtet, nie habe ich gesehen, daß sie die Waffen gegen Wehrlose hoben. Aber ich habe fanatische Weiber und halbreife Burschen gesehen, die auf Durchmarschierende und Posten geschossen haben. Wenn solches Volk von der Rache getroffen wurde — bei Gott, das ist kein Wunder! Ich habe dem Korrespondenten eines großen englischen Blattes schwerverwundete Deutsche gezeigt, die wir ins Lazarett aufgenommen hatten, sie waren im Quartier überfallen; ich habe ihn aufgefordert, das nach London zu berichten, aber er zuckte die Achsel und erklärte, er habe wichtigere Dinge zu drahten. Und nicht genug damit — er stellte eines Tages geradezu das Ansinnen an mich, ihm zu bestätigen, daß deutsche Verwundete auch auf mich geschossen hätten. Denke dir, Hans — man mutete mir eine ganz infame Lüge zu! — Da habe ich ihm gesagt, daß ich ihn bisher für einen Gentleman gehalten hätte. Dann ließ ich ihn stehen. Das war wieder eine Stunde, in der ich mich meines Volkes geschämt habe. Und das tut weh. Glaube es mir, Hans!"

Hans Ebbinghaus drückte ihr stumm die Hand. Elinor schien es vor Erregung kaum zu merken.

„Und dieser entsetzliche Pöbel in Frankreich! Wie schnell hat das Volk dort seine Maske abgeworfen! Wo war die vielgerühmte französische Ritterlichkeit, als deutsche Gefangene, dazu noch meist verwundet, durch die Städte geführt wurden? Wie die Hyänen waren diese Damen, die uns die Becher aus der Hand schlugen, wenn wir den ermatteten, hungernden deutschen Soldaten einen Schluck Kakao boten. Wie oft habe ich es sehen müssen, daß Frauen und Mädchen, die als Damen gekleidet waren, die Hände reckten, den Zeigefinger und den kleinen Finger ausgestreckt, die andern eingezogen. Das war die Gebärde, den Deutschen die Augen auszustechen! Entsetzlich!

Mich hat es geschüttelt wie ein Fieber. Ich habe geweint vor Empörung. Und die Wachmannschaften ließen es zu, daß man die Wehrlosen schlug, mit Steinen warf, anspie! Diese Infamen! Und eure Soldaten gingen durch diese Flut der Schmach mit erhobenem Kopfe. In ihren Blicken lag solche unsägliche Verachtung! Als wären sie Weiße unter einer Negerhorde. Einen ganz jungen Freiwilligen sah ich. Den hatten die Franzosen bei Lille gefangen. Auf dem Hofe einer Schule, in der wir unser Lazarett hatten, verhörten ihn französische Offiziere. Er sollte deutsche Stellungen angeben. Ruhig sagte der junge Krieger, er tue es nicht. Da haben sie ihn bedroht und geschlagen, haben ihn hungern lassen und mit Verhören gepeinigt. Er blieb fest. Und endlich fand ein Schurke in seinen Taschen ein Medaillon, das der Deutsche gestohlen haben sollte. So machen sie es. Der Deutsche wies diesen Verdacht empört von sich. Dann haben sie das junge Blut erschossen. Turkos, wilde Bestien, mußten den tapferen Burschen füsilieren. Und vor den Läufen der Schurken hat er noch gerufen: ‚Es lebe der Kaiser! Es lebe mein deutsches Vaterland!‘“

Hans Ebbinghaus fühlte, wie Elinor zitterte bei der Erinnerung.

„Liebste Elinor! Der Krieg ist schrecklich. Und vielleicht wäre es besser gewesen, du hättest solche Dinge nicht gesehen.“

Da sah sie ihn groß an. „Besser? O nein, Hans! Ich habe der Wahrheit selber ins Auge gesehen. Das wollte ich. Nichts andres! Man kann mich nicht mehr belügen. Ich habe auch den Offizier des englischen Grenadierregiments gesehen, der damit prahlte, daß er mit der weißen Flagge die Deutschen herangelockt und sie dann mit Maschinengewehren niedergemäht habe. Eine Schurkerei nenne ich das! Das ist kein ehrlicher Krieg! Das ist treuloser, feiger Mord!“

Die innere Qual zitterte in ihren Worten. Aber sie sprach weiter, als müsse sie alles, was sie auf dem Herzen trug, dem Manne beichten, der die Uniform des Feindes trug.

„Ist solcher Verrat besser als der Mord, den die wilden Kongoneger und die indischen Gurkhas üben, diese Bestien, die man auf die europäischen Schlachtfelder geworfen hat, damit sie es lernen, weiße Männer zu morden und hernach in der Heimat das Messer gegen ihre eignen Herren zu zücken, gegen weiße Männer und Frauen und Kinder? Es wird sich furchtbar rächen, daß man diese wilden Tiere hergeführt hat! Doch ich will nicht an die Greuel denken, die ich gehört und gesehen habe. Das werden die Kriegshetzer einst vor dem Throne des Allerhöchsten zu verantworten haben, daß sie dort, wo das Kreuz auch im Toben der Schlacht zur Menschenliebe mahnt, nun diese Bestien sich an Blut und Greueln berauschen ließen! Diese Schmach allein fordert Gottes Zorn!"

„Du wolltest mir von meinem Freunde, dem Herrn von Ronneberg, erzählen, liebe Elinor!" suchte Hans Ebbinghaus sie von den schreckensvollen Bildern der Erinnerung abzulenken.

„Ja, Hans! Nach den Kämpfen an der Nordfront der englisch-französischen Truppen wurde unser Lazarett weiter nach Frankreich hineinverlegt. In einem kleinen Schlosse, das von den Besitzern verlassen war, schlugen wir unsre Pflegestätte auf. Deutsche Verwundete waren neben Franzosen und Engländern eingeliefert worden. Ein Husarenoffizier mit einem Kopfhieb lag im Wundfieber. Er wurde mir zur Pflege überwiesen, und ich habe an ihm getan, was ich konnte. Die Franzosen haben mich vorwurfsvoll angesehen, daß ich mich gerade um einen Deutschen so abmühte. Und leicht ist mir die Lazarettarbeit überhaupt nicht geworden, Hans. Ich habe mich festgemacht, als ich den ersten zerschossenen Mann auf dem

Operationstische sah, aber im Anfang versagten die Nerven oft genug. Das Blut war mir schrecklich. Aber ich habe meinen Willen aufgeboten. Das half. Wenn ich etwas will, kann ich es auch."

„Das glaube ich, mein tapferes Mädchen."

„Eine Woche lang schwebte der Husarenoffizier in ernster Gefahr. Endlich blieb das Leben Sieger. Das gesunde deutsche Blut war stärker als der Tod. Als er zum ersten Male mit Bewußtsein die Augen aufschlug, war es mir, als habe ich einen besonderen Sieg errungen. Es ist doch etwas Hohes und Heiliges, Hans, ein Menschenleben zu retten! Seit diesem Tage hat mein Leben für mich einen besonderen Wert bekommen. Was war ich vorher? Ich lebte dahin und trieb mit dem Strome wie ein Schiff ohne Steuer. Ich tat, was hundert andre auch tun. Ich pflückte ohne Mühe vom Baume des Lebens die goldenen Früchte und kümmerte mich nicht darum, daß Tausende unermüdlich die Hände rühren müssen, das Land zu roden, den Acker zu pflügen, auf dem dieser Baum blüht und trägt! Seitdem ich mit meinen Händen Wunden zu waschen und zu verbinden gelernt habe, so oft ein Genesener diese Hände dankbar geküßt hat, weiß ich, daß der Mensch Pflichten, heilige Pflichten des Lebens zu erfüllen hat. Er sei, wer er sei! Du hast einmal im Unmute auf ‚Violet Cottage' von Drohnen der menschlichen Gesellschaft gesprochen. Damals fand ich das unpassend. Heute weiß ich, daß du recht hattest. Aber laß dir weiter von meinem Patienten erzählen! Mit hastigem Griff fuhr er nach seinem Herzen und suchte.

‚Vermissen Sie etwas?' fragte ich.

Er antwortete in fließendem Englisch. Ein Andenken habe er stets bei sich getragen. Und der Verlust ginge ihm

schwer zu Herzen. Aber der Vorsteher des Lazaretts, ein ehrlicher Mann, hatte den Besitz jedes eingelieferten Verwundeten registrieren und in Verwahrung nehmen lassen. So erhielt der deutsche Offizier auch sein Eigentum zugestellt. Ringe, Uhr, Geld. Aber er schob alles achtlos beiseite und ergriff ein kleines Ledertäschchen, holte eine verwelkte Rose hervor und führte sie an die Lippen. Dann barg er die verdorrte Blüte wie einen kostbaren Schatz wieder in die Tasche und bat mich, ihm die Schnur um den Hals zu legen.

‚Wohl ein teures Andenken?' fragte ich leise.

‚Für mich das teuerste auf der Welt!'

Ich verstand ihn und legte ihm die Schnur sorgsam um den Nacken. Noch vermochte er den verbundenen Kopf nicht zu heben. Dann lag er viele Stunden mit starren Blicken, als sehe er in der Ferne etwas, und eine schmerzliche Linie grub sich um seine Lippen. Ich suchte vorsichtig, ihn aufzuheitern. Aber er preßte den Mund zusammen. Es ist so schwer, Hans, einem Verwundeten Trost zuzusprechen, wenn er in der Hand des Feindes ist. Sobald er aufstehen kann, bringt ihn der Transport in die Gefangenschaft. Tausend Meilen trennen ihn dann von der Heimat und von seinen Kameraden. Man hat deutsche Gefangene nach Algier und Marokko gebracht, um den Eingeborenen zu imponieren, welche die französische Fremdherrschaft abschütteln wollen. Ob die deutschen Gefangenen alle wiederkommen werden? Gott weiß es. Ich traue den Franzosen nicht, seitdem ich gesehen habe, wie dieses Volk mit Gefangenen umgeht. Wieviel hätte ich darum gegeben, wenn ich diesen Husarenoffizier in einem deutschen Lazarettzuge gewußt hätte, auf dem Wege in seine Heimat!

So lag er die nächsten Tage still und verschlossen. Zwei deutsche Husaren, die wir ebenfalls in Pflege hatten, waren die einzigen, denen er ein Wort gönnte. Ich sah, wie er sein Geld mit ihnen teilte. Ich wollte ihn trösten. Die Gefangenschaft sei peinlich für einen tapferen Mann, aber keine Unehre, keine Schande.

‚Wenn ich nur erst hier heraus wäre!' stöhnte er einmal schmerzlich auf.

Sein Nachbar, ein französischer Lothringer, verstand ihn.

‚Da werden Sie ein Stück Afrika kennen lernen, Kamerad!' rief er dem Husarenoffizier zu.

‚Afrika kenne ich besser als diesen Winkel hier!'

Ich wurde neugierig. Der Verwundete war also bei der Schutztruppe gewesen, und Major Scott hat mir oft gesagt, die deutschen Schutztruppler seien schlau wie die Füchse und tapfer wie die Löwen. Also forschte ich vorsichtig nach seinem Dienst in Afrika. Zunächst wollte er nicht viel erzählen. Aber ich sagte ihm, daß ich einen seiner Kameraden besonders gut kenne. Wie gut, habe ich ihm natürlich nicht gesagt."

Elinor lächelte Hans an, und dieser küßte sie zärtlich.

„Wir hatten noch ein paar schöne Oktobertage, und in einer Mittagstunde führte ich den deutschen Husarenoffizier auf die Terrasse des Schlosses, brachte ihm ein Glas Wein und Zigaretten und sorgte getreulich für ihn. Da taute er auf, erzählte von der Reiterschlacht, in der ihn ein feindlicher Säbel so fatal getroffen habe, nahm es mir nicht übel, als ich ihn nach seiner Heimat fragte, und erzählte mir, daß er gegen die Hottentotten und andres farbiges Volk in Deutsch-Südwestafrika gefochten habe. Da faßte ich mir ein Herz und fragte geradezu: Kennen Sie vielleicht einen Ihrer Kameraden von der Artillerie, den Leutnant Ebbinghaus? Da hättest du sehen

müssen, Hans, wie es über sein bleiches Gesicht fröhlich leuchtete und wie seine Augen, um die noch die Schatten des Fiebers lagen, mich überrascht musterten!

‚Aber gewiß! Wie einen Bruder!‘

Da wäre ich ihm am liebsten um den Hals gefallen! Mir war es wie ein Gottesgruß.

‚Sie meinen doch Hans Ebbinghaus aus Erlinghofen, der bei Roger E. Dowdal in London bis zum Ausbruche des Krieges war? Ich war mit ihm zusammen in Erlinghofen, ehe wir ins Feld rückten.‘

‚Und hat er Ihnen nie von einer Tochter des Sir Roger Dowdal gesprochen?‘ fragte ich weiter.

‚Hans Ebbinghaus hat mir erzählt, daß er eine Dame dieses Namens kenne, die Tochter seines Chefs.‘

Da habe ich ihm gesagt, ich selber sei es; und er hat mich lächelnd angesehen, hat meine Hand genommen und sie ehrerbietig geküßt.

Da war das Eis gebrochen. Er hat mir erzählt von dir und den Deinen, von Lena und Heino und Maria. Er hat mir gesagt, was für prächtige Menschen ihr alle seid, und daß dein Vater ihn gesegnet habe, ehe er auszog in den heiligen Krieg. Da hielt es mich nicht länger, und ich habe ihm anvertraut, daß ich dir gehöre für Zeit und Ewigkeit.“

Hans Ebbinghaus zog Elinor an sich.

„Ja, für Zeit und Ewigkeit!“

Sie hielten sich lange und wortlos umschlungen. Ganz still war es im Raum. Nur gedämpft klang das Sprechen der Offiziere draußen in der Halle durch die Tür.

Da klopfte es. Hans ging zur Tür und öffnete. Eine Ordonnanz stand stramm und meldete dienstlich einen Befehl für die Batterie.

Hans schloß die Tür und sah nach der Uhr. Eine halbe Stunde noch war ihm gegönnt. Das Regiment rückte dann ab, die Straße nach Nieuport war die Marschlinie. Mit kurzen Worten verständigte er Elinor.

Sie fuhr erschreckt auf.

„Großer Gott! Ich habe dich ja kaum wiedergefunden, Hans! Du darfst nicht von mir gehen!"

Hans lächelte schmerzlich. „Du bist nun schon so lange im Felde und willst das eine Wörtlein nicht kennen, das stärker ist als wir selbst? Muß ich es dir nennen, meine Elinor?"

Da barg sie sich in seinen Armen und flüsterte: „Ich kenne es: die Pflicht."

Aber sie schluchzte doch leise, als der Abschied so dicht vor ihr stand.

Er aber redete ihr liebevoll zu.

„Was würde wohl Viktor von Ronneberg für eine solche Stunde mit Lena geben, Elinor?"

Da hob sie das Haupt und sah ihm in die Augen. „Du hast recht, Hans. ‚Zehn Jahre meines Lebens,' sagte er einmal zu mir, ‚gebe ich für eine einzige Stunde, die ich auf Erlinghofen sein dürfte.'"

„Und was hast du dazu gesagt?"

„Ich habe ihm in die Augen gesehen und ihn getröstet: ‚Sie werden Lena Ebbinghaus wiedersehen. Mein Herz sagt es mir. Treue Liebe schützt Gott.' Alles Blut schoß ihm ins Gesicht, als ich Lenas Namen aussprach. Dann hat er mir alles anvertraut wie einer Schwester. Zum Schluß aber war er voll Zuversicht und sagte, es sei ein gutes Zeichen, daß er aus meiner Hand die Rose zum zweiten Male bekommen habe. Nun sei ihm nicht mehr angst. Und dann haben

wir gute Freundschaft gemacht, und ich habe ihn geküßt als meinen zukünftigen Schwager. Bist doch nicht böse darum, Hans?"

Hans faßte sie leise unter das Kinn und hob ihr Gesicht zu sich empor.

„Böse? Du lieber Narr! Aber wo ist Ronneberg?"

Elinor zuckte die Achseln. „Die Franzosen werden ihn wahrscheinlich wegtransportiert haben. Er war fast genesen, als ich mit den andern englischen Damen auf den belgischen Kriegsschauplatz zurückkehren mußte. Aber zum Abschied hat er mir ein deutsches Sprichwort von den Nürnbergern gesagt. Die dürften keinen hängen, ehe sie ihn wirklich hätten. Und wenn er nur fünf Minuten weit vom Schloß weg wäre, sollten sie ihn lange suchen. Ich glaube es ihm. Er ist ein mutiger Mann, und wenn er wirklich den Franzosen entwischt ist, wird der liebe Gott ihn heimbringen. Nach Erlinghofen. Zu Lena. Und hier ist der Brief, den ich für ihn geschrieben habe an Lena. Es steht alles darin, was ich dir erzählen konnte. Es steht auch darin, daß Erlinghofen vielleicht auch mein Vaterhaus sein muß."

Sie sprach die letzten Worte leise und schmerzlich. Da legte Hans den Arm um sie und sagte: „Sie alle erwarten dich dort. Nur einer wird fehlen — Heino."

Mit leisen Worten berichtete er ihr den Tod des Bruders. Sie weinte. „Ich habe ihn nie gesehen, Hans. Aber er ist dein Bruder. Ach, dein armer Vater!"

„Nahm Gott ihm einen Sohn, Elinor, so gibt er ihm jetzt eine Tochter wieder."

So standen sie Arm in Arm am Fenster und sahen hinab auf Strand und Meer. Marschierende deutsche Infanterie rückte vorbei.

„Das ist wieder der Krieg, Hans, der schreckliche Krieg, der uns auseinanderreißt, wie er unsre Völker voneinander riß und die Brücken sprengte, die kluge und wohlmeinende Männer zur Verständigung in mühevollen Jahren über das Meer gebaut hatten. Nun wogt wieder zwischen uns und euch die graue See! Und wie bald wird sie blutrot sein! O, dieser entsetzliche Krieg!“

„Der Krieg trennt. Gewiß, Elinor. Aber die Liebe vereint Menschen und Völker!“

Elinor sah ihn überrascht an. „Das wagst du zu hoffen, Hans? Die Welt steht in Flammen, und der Haß frißt Bataillone und Schwadronen. Dort in den Dünen werden eure Batterien aus ehernen Schlünden brüllen und den Boden beben lassen. Dort auf dem Meer werden unsre Panzer kreuzen und ihre Granaten gegen euch werfen. Vielleicht wird morgen von diesem Hause kein Stein mehr auf dem andern sein. Die Flamme wird den Raum fressen, in dem wir stehen, und rauchendes Blut wird Meer und Strand färben. Und du redest von Liebe, die Menschen und Völker vereint? Du bist ein Idealist, Hans, der echte deutsche Idealist! Nein, zwischen euch und uns wird der Haß ewig fluten wie das graue Meer da unten. Er wird brüllen wie die Wogen, die gegen den Strand stürmen. Mag sein, daß die Wogen sich glätten, daß die See einmal blau und still liegt. Aber sie wird keine Brücken über sich dulden, nachdem eure Flieger nach Dover hinübergesteuert sind. Zwischen euch und uns wird immerdar der Haß liegen wie das ewige Meer!“

Sie sprach den Schluß mit schmerzlicher Entsagung.

Da hob Hans seine Stimme. Zuversichtlich und warm klangen seine Worte. „Ich sehe wohl Haß und Wut wie eine große Feuersbrunst. Ich weiß wohl, daß vergossenes Blut gen

Himmel schreit und daß noch unsre Enkel und Urenkel seine Stimme hören werden. Und dennoch sage ich dir: Der Krieg mordet und trennt, aber die Liebe überwindet und vereint! Vergiß nicht, daß alle Völker, die nun in Waffen gegeneinander stehen auf blutiger Walstatt, alle unter einem Zeichen fechten, unter dem Kreuz. Unter dem Zeichen der Menschlichkeit. Auch die Kriege haben ihre Zeit. Das letzte große Blutopfer ist es, das wir alle bringen, um den Frieden für immer zu sichern. Wenn deutsches Wesen erst in der Welt herrscht, werden wir Deutschen der Welt den Frieden bringen, ob sie will oder nicht! Wir haben es gewollt, dreiundvierzig Jahre lang. Ehrlich und redlich. Man hat unsre redliche Hand zurückgestoßen. Nun haben wir sie geballt zur Faust und schlagen Verrat und Tücke zu Boden. Nicht für die Größe unsres Namens, nicht für Ehre und Ruhm, nein, für den Frieden unsres Herdes und unsres Heimes, für den Frieden der Völker, den Frieden der Menschheit kämpfen wir. Gott selbst führt das Schwert in unsrer Hand, und über blutgetränkten Feldern wird er den Bogen seines Friedens strahlen lassen in den Wolken des Himmels. Und die Störer dieses Friedens werden wir niederzwingen mit gepanzerter Faust!"

Elinor hatte ihm andächtig gelauscht. Wie ein Prophet sprach er.

„So sprichst du, Hans, ein Deutscher, ein Mann des Schwerts! Und euer Stahl ist rot von Blut. Ich sehe nicht das grüne Reis des Friedens, ich sehe nur Trümmer und Brand, Blut und Tod und ewig währenden Haß."

Er aber ließ sich nicht beirren.

„Wir sind alle Werkzeuge in der Hand eines unerforschlichen Willens. Aber dieser ewige Wille ist stärker als menschlicher Haß und die Feindschaft der Völker. Siehst du nicht

mitten auf blutigem Feld das grüne Reis der Liebe sprießen? Geht nicht die suchende Barmherzigkeit den Spuren der Streiter nach und birgt die Verwundeten, die der Haß getroffen? Drückt nicht die Liebe den Sterbenden die Augen zu und tröstet sie alle, daß sie trotz Schlacht und Blut dennoch Brüder sind, Söhne eines Vaters, der nichts ist als Liebe und Friede? Trägst du nicht selbst das Zeichen dieser Liebe?"

Er deutete auf das rote Kreuz in der weißen Armbinde.

Elinor nickte. Eine Träne rollte ihr über die Wimpern.

„Gewiß, Hans, ich weiß es. Und es ist schrecklich, daß wir Menschen einander zerfleischen, um den Frieden zu haben, der uns seit dem Tage von Golgatha doch geboten wird, wenn wir ihn nur nehmen wollten. Aber ich sehe nur das Schwert und nicht die Palme des Friedens. Trägst du nicht selbst den Stahl an der Seite und die Waffe am Gurt? Und du redest vom Frieden! Das wird ein Friede sein, wie ihn der Sklave kennt, der das Joch auf dem Nacken und die Ketten an den Händen fühlt. Und er wird die Ketten sprengen und das Joch abwerfen, sobald er kann, und wird das Schwert wieder fassen und gegen den alten Feind heben, der ihn in diesem Kriege unsrer Tage bezwungen hat. Die neuen Menschen werden auf neuen Krieg sinnen. Es wird lange dauern, bis sich das Wort der Schrift erfüllt, daß der Wolf beim Lamme wohne."

Hans sah heimlich nach der tickenden Uhr über dem Schreibtisch. Wenige Minuten noch, und er mußte Elinor verlassen.

„Ich kann dich nicht zu meinem Glauben zwingen, Elinor. Aber ich sage dir, die Liebe ist größer und stärker als der Krieg. Und ich will dir ein andres Wort der Schrift sagen, das für dich gelten soll, wenn wirklich der Haß ewig fluten wird zwischen deinem Volke und meinem Volke. Es wird dir vielleicht nicht leicht sein, es zu sprechen. Besinnst du dich, was einst Ruth sprach?"

„Ja, Hans, ich weiß es: ‚Wo du hingehest, da will ich auch hingehen; wo du bleibst, da bleibe auch ich. Dein Volk ist mein Volk, und dein Gott ist mein Gott!‘ — Aber es wird bitter sein, es zu sprechen. Ich liebe mein Volk und mein Land. Du weißt es, Hans.“

Er zog sie an sich, sprach leise zu ihr. „Gesegnet sei der Tag, Elinor, an dem ich dich fand. Auf dem Boden deiner Heimat, in deines Vaters Hause! Noch gesegneter sei der Tag, der dich heute zu mir führte. Dreimal gesegnet aber wird die Stunde sein, da ich dich in mein Haus führen werde. Aber sie wird kommen, diese Stunde des Friedens und des Glückes. Ich sehe schon das grüne Reis aufsprießen, das immergrüne Reis der Liebe und des Friedens, und ich will es pflücken und dir um das goldene Haar winden. Und ich will dann das letzte Wort zu dir sprechen, das Ruth einst sagte: ‚Der Herr tue mir dies und das, nur der Tod kann mich und dich scheiden.‘ Nun lebe wohl!“

Er preßte sie an sich, und das Trennungsweh stieg heiß in ihm auf. Vom Strande her kam das Signal zum Abmarsch. Trommelwirbel und Pfeifenklang. Der Krieg rief, mahnend und drängend!

Er küßte Elinor noch einmal heiß und innig. „Leb' wohl, Geliebte! Ich glaube an die Stunde, die uns für immer vereinen wird. Nicht der Krieg wird Herr sein über uns, über alle, über dich und mich. Nicht der Krieg —“

Da löste sie sich aus seinen Armen, richtete sich auf, faßte seine Hände und sah ihm fest in die Augen:

„Nicht der Krieg, mein Hans, aber die Liebe.“

— Ende. —


Princeton University Library
32101 066408509


DUE

